


BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
201
7 B
33







Digitized by Google

August Wilhelm von Schlegel's

vermischte und kritische Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Fünfter Band.

Recensionen.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.

1 / … - 31

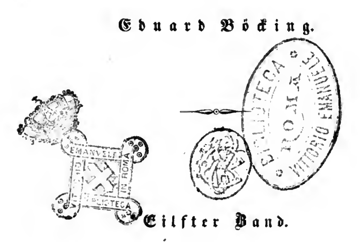
August Wilhelm von Schlegel's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

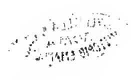
Eduard Böcking.



Eilfter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.

Digitized by Google



Inhaltsverzeichniß.


BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1798.

Seite

Digitized by Google

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1797.

Fortsetzung.

Digitized by Google



Thomsons Jahreszeiten in deutschen Jamben von Harries. Altona 1796.

Dieß ist die fünfte Uebersetzung der Jahreszeiten ins Deutsche, aber die erste metrische: denn die älteste von Brockes, die in ihren achtfüßigen Jamben das Original so reichlich durchwäßert, und Alles doppelt und dreifach wiederholt, kann kaum dafür gelten: sie erinnert uns, wie schnell unsre Sprache die grösten Umwandlungen erlitten (sie erschien im Jahr 1745., also in der Jugendzeit der ältesten unter unsern jetztlebenden Dichtern), und wie sehr folglich auch die Forderungen an den Dichter oder poetischen Uebersetzer in dieser Hinsicht gesteigert sind. Ob man gleich, der Regel nach, jeden Dichter so viel als möglich in sein eignes Silbenmaß übersetzen soll, so ließe sich doch zweifeln, ob für Thomsons landschaftliche Poesie der Herameter nicht angemeßner gewesen wäre, weil die malerischen Beiwörter in ihr eine so große Rolle spielen, und der Jambe uns in Ansehung derselben sehr einschränkt, indem darin weder gewöhnliche Adjectiva vor jambischen Substantiven (z. B. schöne Gestalt) noch Participia Praesentis vor trochäischen Platz finden. Der Uebers. hätte die letzten lieber nicht auf eine unstatthafte Weise abkürzen (irr'nde, heul'nde), sondern ihre beiden kurzen Silben anapästisch gebrauchen sollen, da er sich den Anapäst hier und da erlaubt. Freilich würde eine häufige Einmischung dieses Fußes in dergleichen reimlosen Jamben nicht zu rathen sein. Der Gebrauch der weiblichen Endungen hingegen, wodurch allzugroße Einförmigkeit vermieden wird, ist sehr zu billigen. Ueberhaupt ist der Versbau im Ganzen genommen leicht und wohlklingend. Um unsern Lesern die Vergleichung mit der zuletzt erschienenen Uebersetzung von Schubart zu erleichtern, setzen wir als Probe diese Stelle her:

Hoch über'n Rand von manchem Strom geschwellt,
ergießt sich endlich der empörte Bach,
und überrauscht die Trümmer seines Bords;
unwiderstehlich, brüllend, grauenvoll,
stürzt er hinab vom thürmenden Gebirge,
durch moos'ge Wüsten, kracht und taumelt laut
durch abgerißne Felsenstücke hin,
durchflutet dann, geruhig, träg und still,
das sand'ge Thal, durchbricht — von Neuem zwischen
zwei Hügel eingezwängt, wo Fels und Wald
hernieder nickt auf seinen trüben Strom —
den engen Pfad mit dreifach wilder Wuth;
wird tiefer jetzt, und reißender, und wirbelt,
und kocht und schäumt und donnert sich herdurch!

Natur! Allmutter! deren rege Hand
des bunten Jahres Wechselzeiten rollt,
wie hehr, wie göttlich groß sind deine Werke!
mit welchem Wonneschauer schwellen sie
den Geist, der staunend sieht und staunend singt!

Die Ueberlegenheit des neuesten Verdeutschers ist ziemlich sichtbar: er verdient den Vorzug hauptsächlich deswegen, weil er sich keine unnützen oder gar schwächenden Abweichungen erlaubt, und ungeachtet der Feßeln des Silbenmaßes ohne Zwang weit treuer ist. Doch läßt sich auch gegen seine Uebersetzung dieser Stelle noch Manches erinnern. Die Abkürzung 'über'n Rand' klingt theils nicht sonderlich, theils hat sie nicht Würde genug. Der Sinn der Zeile 'And (with) the mix'd ruins of its Banks o'erspread' ist nicht ganz getroffen. Der Fluß 'überrauscht' die vermischten Trümmer seiner Ufer nicht, sondern er ist 'von ihnen überdeckt'. 'Bach' für river giebt hier eine zu kleinliche Vorstellung. Chapt mountains bedeuten nicht sowohl 'thürmende Gebirge', als die viele Klüfte haben. Statt 'herdurch' müßte unstreitig 'hindurch' stehen, denn der Dichter folgt in seiner Schilderung dem Strome, und sieht ihn also nicht auf sich zukommen. Sonderbar, daß zwei so entgegengesetzte Begriffe, wie 'hin' und 'her', im Deutschen immer noch verwechselt werden. Continual hand sollte eher 'stete Hand' übersetzt sein.

Wir wünschen dem Uebers. Leser, die eben so großen Geschmack an Thomsons Darstellungen finden, als er selbst, ob wir gleich, wir gestehn es, nicht einstimmen können, wenn er seinen Dichter

Digitized by Google

gewissermaßen auf Miltons und Youngs Unkosten anpreist. Bei dem vorangeschickten Leben Thomsons (welches an sich nicht sehr merkwürdig ist) sollte man aus einer gewissen kostbaren Steifheit vermuthen, Hr. H. habe sich ängstlich nahe an die englischen Quellen, die er angiebt, Buchans Essay on Thomson's Genius, Character and Writings, und die Biographie vor der Londner Quartausgabe, gehalten. Ueberhaupt weiß er geschickter mit der poetischen Diktion, als mit der prosaischen umzugehn. Aber auch jene ist nicht rein von Sprachfehlern; z. B. 'sich thronen'. Welchem Grunde zufolge Hr. H. immer statt des Konsonanten j den Vocal i schreibt, z. B. 'iede, iener', können wir nicht errathen.

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Jahrg. 1795. 1796. Berlin.

Ankündigungen sind die Stärke der deutschen Journalisten: auch die Herausgeber obiger Zeitschrift verleugnen diesen Nationalzug nicht. 'Wem kann es gleichgültig sein', so ruft der Vorredner nach einigen tiefen Betrachtungen über den gegenseitigen Einfluß der Menschen und des Zeitalters auf einander aus, 'die Fäden, mit welchen die Gegenwart an der Vergangenheit hängt, und sich an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte, aber dem Beobachter immer merkliche, Band, welches Staaten und einzelne Menschen, Begebenheiten und Spekulationen, Nothwendigkeit und Willkür, Ernst und Tändelei mit einander verbindet, zu verfolgen? Welcher Einzelne kann sich rühmen, er vermöge eine vollkommen genügende Uebersicht dieser Verkettung aufzustellen?' Er meldet uns hierauf, daß mehrere Personen, mit verschiednen Kenntnissen und Geschicklichkeiten ausgerüstet, zu diesem Zwecke in Verbindung getreten sind, und versuchen wollen, 'die Begebenheiten, Thaten, Erfindungen und Künste ihrer Zeit und ihres Landes in wechselseitiger Beziehung auf einander darzustellen, und ihre Farbe und Verbindung anzugeben, ehe die flüchtige Dinte verschwindet, ehe das leise Band sich tiefer versteckt'. Als festgesetzte Artikel der Monatsschrift, wodurch dieß erreicht werden soll, nennt er folgende: 'eine politische Uebersicht der Begebenheiten des vergangenen Monats; Nachrichten von

dem Lesenswürdigsten aus der neuesten deutschen Litteratur; Merkwürdigkeiten, besonders litterarische, des Auslands', zunächst aus Frankreich und England, wenn die Bemühungen des Herausg. gehörig unterstützt werden sollten, auch aus Italien, Spanien und Dänemark; diese Rubrik wird sich nicht bloß auf Geschichte oder Kritik einschränken, sondern auch 'Blüthen des Auslandes' liefern; ferner 'die Kunstgeschichte des Tages'; fortgehende 'Schilderung vom Zustande der Schaubühnen aller Völker'; Beurtheilung der 'neuesten Werke der Tonkunst' nach 'der reinsten Kritik des Geschmacks'; endlich 'Nachricht von neuen Moden'. Alles dieß auf eine gründliche, für die Kenner der verschiedensten Richtungen des menschlichen Strebens befriedigende Art in einer einzigen Zeitschrift zu leisten, wäre freilich kein leichtes, aber auch ein höchst verdienstliches Unternehmen. Mit etwa sieben Bogen monatlich hätte man die Welt so zu sagen in einer Nußschale. Wenn man jedoch neben den Gesetzen der Zeit auch die des Raumes in Erwägung zieht; so ist leicht einzusehen, daß man, um Etwas von Allem zu haben, mit Wenigem von jeder Art vorlieb nehmen müßte, und daß, selbst wenn eine Anzahl einsichtsvoller Herausgeber solch einer Zeitschrift die ausgebreitetste Lektüre und Korrespondenz widmeten, die Ausbeute von beiden doch in den vorgezeichneten Grenzen nur als eine Reihe kurzer und oberflächlicher Notizen erscheinen würde. Wenn die Archivare die erregten Erwartungen nicht ganz befriedigt haben, so liegt es gewiß nicht daran, daß sie einen hinreichenden Anlauf zu nehmen versäumt hätten. Als Einleitungen dienen folgende durch mehrere Hefte des Archivs fortlaufende Aufsätze: 'Ueberblick der politischen Lage von Europa und der Begebenheiten des verfloßenen Jahres; flüchtiger Anblick der deutschen Litteratur', worin alle Reichthümer unsrer Sprache und Poesie aufgezählt, und hauptsächlich Lessing, Klopstock, Wieland und Goethe charakterisiert werden (ungeachtet der gezierten, nach auffallenden Wendungen und Gegensätzen haschenden Schreibart eins der schätzbarsten Stücke in beiden Jahrgängen); 'die Schaubühne betreffend', ebenfalls ein flüchtiger Blick auf die Litteratur des Theaters, die Beschaffenheit desselben bei andern Nationen, und die vornehmsten deutschen Bühnen; endlich 'Parallelen, die bildenden Künste betreffend', die in einem kostbaren Tone weitläuftig mit Phidias und Polygnot,

Apelles und Polyklet anheben, und (nach dem Beispiele des Redners Intime in den Plaideurs von Racine) bei der Berliner Kunstakademie plötzlich abbrechen. Durch diese Schilderungen des Zustandes, worin das Archiv bei seinem Anfange die Zeit und ihren Geschmack fand, wäre nun das eigentliche Geschäft der Archivare hinlänglich vorbereitet; der Leser erwartet sie bei demselben, aber vergebens: sei es aus Vergeßenheit oder aus Mangel an Dokumenten, sie verlaßen ihn gänzlich in den Fächern der einheimischen und fremden Litteratur, der Schaubühne, der Musik. Die vermischten Aufsätze, welche nur die Zwischenräume ausfüllen sollten, fangen an, den grösten Theil der Zeitschrift einzunehmen; die einzigen stehenden Artikel, welche sich durch alle Monate erhalten haben, sind die politische Uebersicht zu Anfange und das illuminierte Modekupfer zu Ende jedes Heftes. Das heißt in der That das Zeitalter bei seinen beiden äußersten Zipfeln faßen. Man könnte denken, wenn man diese nach dem Fortgange der Zeit nur immer vorwärts rückte, so müßte das übrige in der Mitte Liegende schon von selbst mitkommen: allein das Archiv bestätigt diese Vermuthung nicht; besonders ist der Geschmack manchmal sehr dahinten geblieben. Indeßen darf uns das, was wir vermißen, nicht unbillig gegen das wirklich Geleistete machen. Jene beiden Aufgaben haben nicht geringe Schwierigkeit. Es fragt sich, ob in der jetzigen Zeit der schnelle Wechsel der Begebenheiten oder der Moden dem Annalisten der einen oder der andern mehr zu schaffen macht. Daß dergleichen politische Uebersichten zu Ende jedes Monats für Zeitungen zu alt, für Geschichte noch viel zu jung sind, läßt sich freilich nicht ändern: man wünscht nur das Wichtigste ordentlich zusammengestellt, und mehr die Begebenheiten, als die Urtheile und Wünsche des Erzählers, vorgetragen zu lesen, und diese Forderungen befriedigt der mit Y. unterzeichnete Vf. vollkommen. Wenn man eben von Manifesten, Schlachten und Belagerungen, von so viel tausend Gebliebnen oder sonst Unglücklichgewordnen gelesen hat, so ist die Betrachtung von Sultanen, Toquen, Carracos, Shawls, Fichüs u. s. w., diesen Werkzeugen der unblutigsten Eroberungen, sehr wohlthätig für Einbildungskraft und Herz. In dieser Hinsicht wäre es vielleicht noch zweckmäßiger, wenn die Modekupfer nebst der Beschreibung unmittelbar hinter die politischen Uebersichten gestellt wären. Rec. bescheidet sich gern, daß

über jene nur weiblichen Kennern ein entscheidendes Urtheil zusteht; doch darf er wohl sagen, daß ihm die gewählten Trachten meistens sauber abgebildet, einige auch an sich gefällig und geschmackvoll scheinen.

In der Vorerinnerung zum zweiten Jahrgange äußert sich derselbe mit M. unterzeichnete Sprecher der Gesellschaft zwar weit unbestimmter, also vorsichtiger, aber doch ohne die anfangs gethanen Verheißungen ganz fallen zu laßen. 'Philosophie der Geschichte', sagt er, 'der Litteratur, der bildenden Künste, der Schaubühne, der Tonkunst, der Menschenkunde, der Sitten, angenehmes Wißen, lehrreiche Belustigung, euch sind unsre Blätter gewidmet.' Vorher 'Nichts ist ihnen' (den Archivaren) 'fremd, was zur Erhellung des Verstandes, zur Veredlung des Herzens, zur Sittlichkeit des Charakters gereicht.'

> Da seid ihr auf der rechten Spur!
> Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen laßen,

könnte man ihnen, wie dem Studenten in Goethes Faust, der die Wißenschaft und die Natur faßen wollte, zurufen. Wenn indessen die Bestimmung, welche das Archiv eigentlich zu seinem Namen berechtigt, in diesem Jahrgange bis auf die beiden schon angeführten Artikel sich immer mehr auf den in Kupfer gestochnen Umschlag (der durch die Vertauschung drei manierlicher, gekleideter Frauenzimmer mit ziemlich unziemlichen Grazien nicht gewonnen hat) zurückzieht, wo sie vermittelst einer Menge Figuren und Attribute symbolisch erfüllt wird; wenn diese Zeitschrift sich unter der großen Zahl derjenigen verliert, deren Leser sich mit einer leichten, auch wohl dürftigen, Unterhaltung, mit einer fragmentarischen Belehrung über dieses und jenes begnügen müßen, so ist die Schuld dem Willen der Herausgeber keineswegs ganz beizumeßen. Die Unausführbarkeit war nicht der geringste Fehler ihres Entwurfs. Einzelne Kunstwerke kann man beurtheilen, sobald sie erschienen sind; aber der Grad und die Art ihres Einflußes auf eine Nation, der stille Gang der Geistesbildung, die Fortschritte oder Abweichungen des allgemeinen Geschmacks, die Bereicherungen und Verfeinerungen der Sprache, worin jene sich ausdrücken: alles dieses läßt sich in seinem vielfach verschlungenem Zusammenhange nicht anders als

Digitized by Google

nach beträchtlichen Zwischenräumen darstellen. Solche Uebersichten, worin Geschichte der Litteratur und Kunst mit Kritik vereinigt wäre, möchten etwa alle fünf Jahre möglich sein, aber gewiß nicht monatlich. Man kann nicht bei jedem Schritte eine Karte von dem zurückgelegten Wege entwerfen; man kann das Gras nicht wachsen hören. Der einzelnen Vorfälle in allen Fächern geistiger Thätigkeit giebt es unübersehlich viele; der allgemeinen Resultate, die bedeutend genug sind, um sich dem Beobachter nicht zu entziehn, äußerst wenige.

Die vermischten Auffätze alle zu nennen und nach ihrem Werthe zu prüfen, erlauben die Grenzen dieser Anzeige nicht. Verschiedne artige Erzählungen und kleine Reisebeschreibungen, z. B. Hrn. Zöllners Schilderung von Helgoland, des Hrn. Zschokke schweizerische Wanderungen, zeichnen sich vortheilhaft aus. In ein Paar kleinen Aufsätzen, die Musik betreffend, und mit J. F. R. unterzeichnet, wird man einen berühmten Tonkünstler nicht verkennen. Die drei Oden von Klopstock, die hier zum erstenmale erscheinen, wünscht gewiß jeder deutsche Freund der Poesie bald in der zu erwartenden Ausgabe seiner Werke bei Göschen zu lesen. In der ersten, 'der Geschmack', bewundern wir die ganz einzige Gabe, das Sinnliche zu vergeistigen, und wiederum dem Geistigen einen Körper zu leihen; in der 'Klage eines Gedichts' die sinnreiche Einkleidung und eigenthümliche Laune. Popes Essay on Criticism in reimlosen Jamben vom Hrn. Eschenburg wird Lesern, die das Original nicht kennen, willkommen sein. Freilich mußte bei der vielleicht unvermeidlichen Aufopferung des Reimes viel von dem Charakter und den Reizen des Gedichtes verloren gehn. Hr. Rambach hilft seinen Liedern durch philologische Gelehrsamkeit auf, indem er eins Prohymnion, ein andres Dithyrambe nennt. Dagegen hat Hrn. Kl. Schmidts Ode an Herder wegen des verjüngten Walde wahren Schwung und Fülle. Hr. Schink hat Himmel und Hölle in Unkosten gesetzt, um nach so vielen Fausten noch einen neuen hervorzubringen, wovon hier Proben gegeben werden. Allein man findet dennoch in der Verkleidung den alten, wohlbekannten wieder. An Teufeln und Mannichfaltigkeit der Silbenmaße ist nicht gespart worden: Ithuriel, Doktor Fausts Schutzengel, fängt, da die Noth dringend wird, sogar in Hexametern für ihn zu beten an. Die prosaischen Erzäh-

lungen 'Nackt und bloß' und 'der Wildbieb' vom Hrn. Leonhard Wächter (jene unter dem Namen Veit Weber) würden mit ihrem geschraubten, schwerfälligen Dialog, worin die Leute einander nicht antworten, sondern entgegnen, und einer Kernsprache, wie sie niemals gesprochen ward, in einem Archiv des abenteuerlichen Geschmacks eigentlich zu Hause sein. Gottschalk Necker hat durch seine poetischen Satiren einen weit wichtigeren Beitrag zu der Kunst, schlecht zu schreiben, geliefert, als durch seinen Versuch einer Theorie derselben, welche zu einer langen Fehde zwischen Hrn. Reinhard in Göttingen und Hr. Jenisch in Berlin Anlaß gab, die, nachdem die Leser des Archivs oft damit behelligt worden waren, ganz zum Nachtheil des letztgenannten ausfiel.

Für die Kritik schöner Geisteswerke leistet das Journal kaum so viel, als für die Poesie. Die verkehrte Ansicht bei einem absprechenden Tone in dem Versuch 'über Prose und Beredsamkeit der Deutschen' ist schon anderswo nachdrücklich gerügt worden: der Vf. hat sich nur dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er mißverstanden worden zu sein behauptet, und die Herausg. haben sich auf Vertheidigung des Aufsatzes nicht einlaßen wollen. Die 'Briefe über die neueste Lektüre' sollten, da sie zu flüchtig hingeworfen sind, um auf Gründlichkeit Anspruch machen zu können, wenigstens geistvoller sein. Die Anpreisung eines historischen Schauspiels ist für einen Mitarbeiter des Archivs, Hrn. Rambach, sehr schmeichelhaft. Eine Beurtheilung der Musenalmanache für 96. von Gk. bleibt meistens bei der Sprache und dem Versbau stehen, ohne in den Geist der Gedichte einzudringen. Hr. Feßler mag in seiner Apostrophe 'an die ästhetischen Kunstrichter' (nach Klopstocks Art, dergleichen sich wiederholende Bestimmungen zu parodieren, Weltweisheitsphilosophen oder Waßerfische) 'der Deutschen' in manchen Stücken gegen diese ästhetischen oder unästhetischen Herren Recht haben; aber gewiß nicht, wenn er das historische Gemälde, bei welchem schöne Darstellung immer dem höchsten Gesetze der Wahrheit untergeordnet bleibt, und den historischen Roman, der sich, dichterischen Gesetzen zu Lieb, Abweichungen von der Wahrheit erlaubt, mit einander verwechselt. Noch weniger, wenn er um den letzten gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu retten, die Glaubwürdigkeit aller darstellenden Geschichte zweideutig zu machen sucht. Die für das epische und dramatische

Google

Gedicht unleugbar geltende Befugniß, historische Wahrheit mit Erdichtungen zu verweben, kann nicht auf den Roman ausgedehnt werden, ohne daß folgende Bedenklichkeit dabei eintritt. Jene Dichtarten tragen das Gepräge der erfindenden Einbildungskraft zu auffallend an sich, als daß jemand von ihnen historische Belehrung erwarten sollte; der Roman hingegen hat die Form der Erzählung mit der Geschichte gemein, und wenn er auch einen Theil seines Stoffes aus derselben entlehnt, so wird sich durch eine natürliche Täuschung das Hinzugedichtete im Gedächtnisse des Lesers an historische Kenntnisse anknüpfen, und auf diese Art Irrthümer verursachen.

In beiden Jahrgängen des Archivs haben wir nichts so merkwürdig gefunden, als zwei Beiträge von Klopstock, 'die Bedeutsamkeit' und 'der zweite Wettstreit'. Eine genaue Prüfung ihres Inhalts bleibt dem Beurtheiler der grammatischen Gespräche, zu welchen sie gehören, vorbehalten. Wir zeigen hier nur an, daß in dem ersten Gespräche die seit einiger Zeit eingeführte philosophische Terminologie, und namentlich Kants Schreibart, mit sehr lebhaftem Spotte angegriffen wird. Ob philosophische Kunstwörter überhaupt unentbehrlich sind? ob man die jetzt gangbaren, wenn sie ihren Dienst geleistet haben, d. h., wenn die dadurch bezeichneten Begriffe sich auch ohne sie festhalten laßen, wird abschaffen, oder wenigstens andre aus den Tiefen unsrer eignen Sprache schöpfen können? mögen Philosophen untersuchen. Aber das sieht ein jeder ein, daß der Vorwurf gegen die kritische Philosophie, sie thue durch ihre Unterscheidung der Wörter Vernunft und Verstand der Sprache Gewalt an, durchaus ungegründet ist. Der gemeinste Sprachgebrauch trennt ihre Bedeutungen eben so wesentlich: ein Mann von Verstande und ein vernünftiger Mann sind himmelweit von einander verschieden. Eben so lehnt sich der Gebrauch vortrefflicher Dichter gegen den Machtspruch auf,

das Wort Gemüth sei schlaff und beinah nichtssagend. Philosophen sowohl als Dichter können sich bei dem Sprachlehrer über das, was in seinem Kreise liegt, Raths erholen, wie der Maler in der bekannten Geschichte bei einem Handwerker; sie müßen es sogar. Aber wenn jener alle Dinge bei seiner grammatischen Handhabe faßen zu können glaubt, und sich anmaßt, den verehrtesten Weisen unsers Zeitalters, dessen Entdeckungen die Wißenschaft umgestaltet haben, in wenigen Zeilen zu würdigen, so dürfte er an die Mahnung des Malers erinnert werden. In dem zweiten Gespräche rächt sich die deutsche Sprache an Goethen, der in einigen Epigrammen über ihre Härte und Unbehülflichkeit geklagt hatte, durch ein andres, worin sie ihn beschuldigt, er kenne sie nicht. Klopstock weiß sonst die Unförmlichkeiten der geliebten deutschen Sprache so ehrerbietig zu verschleiern, daß man nicht begreift, wie er sie durch einen so seltsamen, ihr in den Mund gelegten, Vorwurf gegen jenen großen Meister und Bildner, der alle Zauber des Ausdrucks in seiner Gewalt hat, dem spottenden Muthwillen hat Preis geben können. Wenn die lateinische Sprache noch lebte, so würde sie dem Vf. des Gesprächs auch wohl ein Wort darüber zu sagen haben, daß er in der Ode I. 15. des Horatius die Worte: Nequicquam thalamo graves Hastas et calami spicula Gnossii Vitabis, übersetzt:

> O du meidest einst nicht gnossischer Pfeile Klang,
> Nicht die Lanze dem Polster feind,

als ob thalamo der Dativus wäre, da es doch offenbar der Ablativus ist, und zu Vitabis gezogen werden muß. Ueberdieß bedeutet thalamus hier das eheliche Gemach. Was für eine Lanze mag das sein, die dem Polster feind ist? Der ganze Wettstreit besteht darin, daß die 'Vereinung' Stellen

Digitized by Google

aus griechischen und römischen Dichtern, welche ihr die Griechinnen Ellipsis und Harmosis (in den grammatischen Gesprächen lernt man alle diese Personen näher kennen) aufgeben, mit gleicher oder größerer Kürze übersetzt. Der hiebei zum Grunde liegende Maßstab der Kürze ist die Zahl der Verse, folglich auch der Silben. Daß im Deutschen in einer gleichen Zahl von Silben die Sprachwerkzeuge wegen der gehäuften Mitlauter weit mehr Bewegungen zu machen haben, als im Griechischen oder Lateinischen, wird gar nicht in Anschlag gebracht. Nach diesem Begriffe wären also jene ungeschlachten nordamerikanischen Sprachen, wo man einen Haufen Laute einsilbig hervorstößt, welchen Europäer in mehrere Silben zertheilen müßen, um ihn nur aussprechen zu können, die kürzesten von allen. Ueberhaupt hat unmäßige Schätzung der Kürze im Ausdruck etwas Barbarisches an sich. Alle gebildeten Völker sind gesprächig; die Sprachen aller Völker von regsamem Gefühl sind reich an vielsilbigen Wörtern und vielsilbigen Biegungen derselben. Ist es so mühsam, den Mund zu öffnen, daß man um einige Silben mehr oder weniger lange handeln soll? Das kürzeste wäre freilich, ganz zu schweigen. — Man sollte der 'Vereinung', die fast immer den Sieg davon trägt, doch ein wenig auf die Finger sehen, ob sie nicht feine, aber bedeutende, Züge ihrer Originale ausläßt. Manche Freiheiten, die sie sich mit Versbau und Sprache herausnimmt, fallen in die Augen; z. B. wenn sie das bekannte: Durum, sed levius fit patientia Quicquid corrigere est nefas, übersetzt:

— 's ist hart!
Doch es leichtet Geduld Nichtzuvermeidendes.

Leider läßt sich dieser tröstende Spruch nicht auf die Ueber-

setzungen der Vereinung anwenden; denn dergleichen war sehr wohl zu vermeiden, wenn man sich mit gleicher Kürze begnügte, und nicht etwas Ungeschicktes unternahm.

Psychologia Homerica, s. de H. circa animam vel cognitione vel opinione commentatio. Auctore C. W. Halbkart. Zullichav. 1796.

Diese Abhandlung ist die erste Schrift eines jungen Philologen, der in der Vorrede Wolf als seinen Lehrer nennt, und in einer Lage, die ihm sowohl Muße als Hülfsmittel zu gelehrten Arbeiten versagt, doch einen schätzbaren Beitrag zur Auslegung des Homer geliefert hat. Die Zeiten sind vorbei, da man den Altvater der Dichter zu ehren glaubte, wenn man eine vollständige Encyklopädie aus ihm zog oder in ihn hineinlegte. Auch wird Psychologie hier gar nicht in einem wißenschaftlichen Sinne genommen, sondern die rohen sinnlichen Begriffe Homers von der Natur der Seele, ihren Kräften und ihrem Zustande nach dem Tode sind hier zur leichtern Uebersicht zusammengestellt, und durch Vergleichung mit den Vorstellungsarten andrer ungebildeten Völker erläutert. Der Vf. trifft in seinen Resultaten mit den allgemeinen Umrißen einer homerischen Seelenlehre zusammen, die der Rec. des voßischen Homer*) angedeutet hat. Sein Vortrag empfiehlt sich durch Bündigkeit und Klarheit, und man trifft auf eine Menge feiner Bemerkungen. Sehr gut wird der Unterschied zwischen θυμός, νοῦς und ψυχή, wie Homer diese Wörter gebraucht, auseinandergesetzt. Bei der Bemerkung, daß Homer der Seele im Herzen, durchaus nicht im Kopfe, ihren Sitz anweist, sind mehrere wahrscheinliche Entstehungsgründe dieser Meinung angegeben. Aber sie beruhen alle auf Schlüßen: auf das unmittelbare Gefühl, dem zufolge jeder Mensch von den Geschäften des Verstandes eine Empfindung im Kopfe, von den Leidenschaften im Herzen hat, und also Völkern, deren Verstand

*) [S. im vorigen Bande S. 131. ff.]

noch wenig geübt ist, während ihre kräftigen Leidenschaften sich auf das Entschiedenste offenbaren, die Seele nothwendig in der Brust zu wohnen scheinen muß, ist keine Rücksicht genommen. Sehr treffend wird bemerkt, daß wir, wenn wir von dem Verhältnisse zwischen Seele und Körper reden, die Seele durch Ich bezeichnen, den Körper aber als eine fremde Sache betrachten; daß Homer hingegen (und zwar gleich zu Anfange der Ilias) unter 'den Helden selbst' ihre Leiber im Gegensatze mit den Seelen versteht. Auch die Gründe davon sind gut entwickelt. Bei dieser Rohheit der Begriffe war Homer dennoch ein sehr guter praktischer Psycholog, der nicht nur die Leidenschaften auf das Richtigste darstellte, sondern auch das Gesetz der Ideenassociation aus der Erfahrung kannte. Bei Gelegenheit der homerischen Lehre vom Zustande der Seelen nach dem Tode, wird das Lokal des Hades, Tartarus u. s. w. genauer erörtert, als man hier eigentlich erwarten konnte; aber Rec. kann über Verschiedenes mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Der Ocean ist bei Homer zu offenbar die äußerste Grenze des Erdbodens, als daß man annehmen könnte, der Dichter laße ihn nur die von der Sonne beleuchteten Theile der Erde umgeben, das dunkle Land der Kimmerier liege jenseits. Nirgends wird gesagt, Ulysses sei über die Breite des Oceans hinübergeschifft, um dahin zu gelangen. Od. X. 508. kann entweder heißen, auf dem Ocean längs dem Rande der Erde hinschiffen, oder 'Ὠκεανός bedeutet hier die Meerenge, welche vom Mittelmeer in den umgebenden Ocean führte, und eine große Seetagereise südwestwärts von der Insel Aeaea gedacht ward. Diese letzte Erklärung schreibt sich schon von dem alten Kritiker Krates her; in neuern Zeiten hat sich Voß im Götting. Magazin Th. I. und durch seine Weltkarte bei der zweiten Uebersetzung der Odyssee dafür erklärt. Das Land der Kimmerier lag nach beiden Meinungen rechter Hand von der Einfahrt, an der äußern Küste des Erdbodens; das elysische Gefild linker Hand. Dadurch würde auch der befürchteten Nachbarschaft zwischen zwei so verschiednen Ländern vorgebeugt; denn man dürfte sie leicht noch weiter auseinander rücken, als auf der voßischen Karte geschehen ist. Man vergleiche Schlegel de Geographia Homerica, p. 186 ff. u. 195...197. In der *Νεκυΐα* liegt die Vorstellung vom Hades als einer unterirdischen Höhlung gar nicht, er wird als ein dunkler und tiefliegender, aber doch auf

der Oberfläche der Erde befindlicher Ort beschrieben. Dunkel war das Land der Kimmerier überall; also brauchte das Licht nicht erst durch den bedeckenden Erdboden abgehalten zu werden. Schwerlich wird jene andre Vorstellungsart in der ganzen Odyssee zu finden sein, denn Od. XXIV. 203. kommt aus bekannten Gründen in keine Betrachtung. Am bestimmtesten kommt der unterirdische, unter allen Ländern verbreitete Hades Il. XX. 61. vor, also in den sechs letzten spätern Büchern der Ilias. Wahrscheinlich ist es die spätere Meinung. Il. VIII. 13. ff., worauf so viel gebaut wird, ist eine verdächtige Stelle, die schon Zenodotus verworfen. Da wir erlernt haben, im Homer verschiedne Homere zu unterscheiden, so werden wir uns auch vorsehen müßen, ihre verschiedenartigen Vorstellungen nicht zusammen zu werfen. Od. IV. 562. erklärt der Vf. so: quum dicitur Menelaus non Argis esse moriturus, subintelligendum est, sed alibi; allein Menelaus hatte ja gar nicht in der Stadt Argos seinen Wohnsitz: Ἄργος ἱππόβοτον bedeutet hier offenbar ganz Griechenland oder den Peloponnesus, wie an hundert andern Stellen. Diese Auslegung würde also in neue Schwierigkeiten verwickeln. Die obigen Einwürfe über einige dunkle Punkte sollen übrigens den Werth dieser brauchbaren Schrift nicht herabsetzen; vielmehr wünscht Rec. Hrn. Halbkart Muße und alle sonstigen Aufmunterungen zu größern philologischen Arbeiten.

---

1) Der Sturm. Ein Schauspiel von Shakspear(e), für das Theater bearbeitet von Ludwig Tieck. Nebst einer Abhandlung über Shakspears Behandlung des Wunderbaren. Berlin 1796.
2) Shakespear (Shakspeare) für Deutsche bearbeitet. Erste Abtheilung. Altona 1796.

Der Vf. von Nr. 1. scheint sowohl nach seiner Arbeit an dem Schauspiele, als nach dem vorausgeschickten Aufsatze seinen Dichter mit Liebe studiert zu haben, sollte er auch nicht überall in den Geist desselben eingedrungen sein. Eigentlicher Abänderungen kommen nur wenige und nicht sehr bedeutende vor, was Rec. keinesweges

als tadelnswerth bemerkt: denn wie ließe sich viel an einem solchen Meisterstücke verändern, ohne es zu verderben? Die Weglaßung der Witzeleien zwischen Sebastian und Antonio (A. II. Sc. 1.) wird man nicht mißbilligen; sie war zum Theil nothwendig, weil sie in unübersetzbaren Wortspielen bestehen. Weit zweifelhafter möchte es sein, ob das Stück durch die hier erhaltnen lyrischen Zusätze wirklich bereichert worden ist. Der Vf. meint in der Vorrede, 'die ganze Wirkung würde ohne Zweifel verloren gehen, wenn man aus diesem Stücke eine eigentliche Oper machen wollte'. Er führt aber für seine Behauptung keinen Grund an, und Rec. gesteht, daß er keinen zu errathen weiß, sondern vielmehr überzeugt ist, die Geisterinsel von Gotter, eine auf den Sturm gegründete und mit Meisterhand vollendete Oper, werde bei ihrer Erscheinung auf der Bühne das Gegentheil beweisen. Sollte aber der Sturm nicht in ein ganz musikalisches Schauspiel umgeschaffen werden, so mußte die weitere Ausdehnung des Gebrauchs, den Sh. darin von der Musik macht, ein Mißverhältniß hervorbringen. Hr. Tieck hat theils die im Originale befindlichen kleinen Lieder verändert und verlängert, theils neue angebracht, theils einige Stellen des Dialogs in freien Rhythmen übersetzt, wahrscheinlich um als Recitativ vorgetragen zu werden. Was die ersten betrifft, so sind nicht nur die Weisen derselben, so weit sie Sh. durch Silbenmaß und Reim angegeben, verloren gegangen, sondern auch der ächte Ton und Charakter ist verfehlt. In dem Liede S. 23. u. 24. z. B. ist der Tanz der Geister in einem Stile ausgemalt, womit das beibehaltne tändelnde Spiel mit dem Bellen und Krähen nun gar nicht mehr übereinstimmt. Am treuesten ist wohl das darauf folgende übersetzt, obgleich auch hier die letzte Hälfte unnöthig ausgesponnen wird. Die Kürze ist keine unwesentliche Eigenschaft an diesen Liedern: es sollen gleichsam nur abgerißne Laute aus der Geisterwelt zu dem Hörer hinüber schallen. Das Lied, womit Ariel den Gonzalo weckt, ist dem Inhalte nach ziemlich treu übertragen:

Ohne Bedacht
Schlaft ihr, es wacht
Bosheit, und lacht!
Schleichend und sacht
Wird jetzt vollbracht
Was sie erdacht: —
Nun so erwacht!

und auch an sich mit seinen kurzen Versen und dem immer wiederkehrenden Reim sehr leicht und gefällig; aber es ist durchaus nicht mehr Sh.'s Lied: so viel thut die metrische Abweichung. In dem Liede Stephanos vermißen wir ganz die komische Kraft des Originals. Für den Geschmack eines betrunknen Schiffskellners ist die Beschreibung des Sturmes zu poetisch; auch ist es weit lustiger, daß er dort zweimal nach angestimmtem Gesange sagt: This is a scurvy tune: but here's my comfort, nämlich in der Flasche, und dann trinkt, als daß die Worte: 'Hier ist mein Trost' und 'Hier ist mein Muth' mit in das Lied eingeflochten sind. Die komischen Auftritte zwischen Stephano, Trinkulo und Kaliban würden im Verhältnisse ihrer Wichtigkeit durch die hinzugekommnen Lieder zu sehr gedehnt werden, wenn diese auch weit launiger und charakteristischer wären, als sie wirklich sind. An mehreren Stellen des Sturms führt Sh. die Musik so ein, daß er nur im Allgemeinen angiebt: solemn musick, soft musick, ohne sie mit Worten zu begleiten. Er hätte dieß unstreitig leicht thun können, wenn er nicht einen Grund gehabt hätte, bloße Instrumentalmusik vorzuziehen. Wollte er die Gemüther durch unbestimmte, ahndungsvolle Anregungen für Eindrücke des Zauberischen empfänglicher machen, so konnte der Gesang, der die dunkle und vieldeutige Sprache der Töne bestimmter auslegt, nur ein störender oder ein überflüßiger Zusatz sein: jenes, wenn die einzelnen Worte vernehmlich blieben, dieses, wenn sie sich im Strome der Begleitung verloren. Nach der Beschreibung, welche der Vf. in der Vorrede von der Komposition seiner hinzugedichteten Gesänge macht, hat der Musiker (Hr. Musikdirector Weßely) das erste gewählt. Bei dem phantastischen Gastmahle, womit Prospero (A. III. Sc. 3.) die Schuldigen neckt, führen die Geister einen mimischen Tanz auf. Dieß paßt weit beßer zu ihrer stummen Rolle im Original: der Tanz kann hier für sich allein alles sagen, was der Gesang nur irgend ausdrücken soll; einer wird den andern wiederholen müßen, oder ganz unbedeutend sein. Außerdem können sie nicht wohl zugleich singen und tanzen: folgt aber der Tanz erst auf den Gesang, wie Hr. T. vorschreibt, so wird die Erscheinung, die das Täuschende durch ihre Dauer immer mehr verlieren muß, allzusehr in die Länge gezogen. Statt der sogenannten Masque (einer allegorischen, hier mythologischen Vorstellung) im vierten Auf-

zuge finden wir zärtliche Scenen zwischen Sylfen und Sylfiden. Ariels darin geschilderte empfindsame Liebe ist der muntern Schalkhaftigkeit, womit der zierliche Geist im übrigen Stücke erscheint, durchaus nicht gemäß. Auch in Bezug auf Fernando und Miranda war jene Masque ungleich zweckmäßiger als das, was ihre Stelle ausfüllen soll. Und wie konnte Hr. T. übersehen, daß Prosperos berühmte Rede: The cloud-capt towers, the gorgeous palaces etc., die er hat stehen laßen, nach seiner Aenderung nicht mehr paßte? Sie bezieht sich ja darauf, daß die körperlichen Wesen, Göttinnen, Nymphen, Schnitter, worein die Geister verkleidet dem Fernando ein Schauspiel gegeben hatten, nur leerer Schein gewesen waren; und in der deutschen Bearbeitung zeigen sie sich in ihrer eigenthümlichen Gestalt; denn eine, wenn gleich luftige und ungeweihten Augen unsichtbare, Gestalt schreibt die Dämonologie des ganzen Stücks dem Ariel und andern Geistern zu. Wenn dem Vf. der musikalische Theil des Sturms wichtig genug schien, um demselben eine besondre Ausbildung zu widmen, so hätte er auch den poetischen Dialog dieser kühnen dramatischen Dichtung nicht in Prosa auflösen sollen. Die Darstellung verliert dadurch erstaunlich an ihrem romantischen, magischen Kolorit, und wird dem alltäglichen Leben näher gerückt, von welchem sie der Dichter, wo die Geister irgend im Spiele sind, auf alle Weise entfernt hält. Selbst der thierische Kaliban redet bei ihm nicht platte Prosa, wie die beiden lustigen Schiffsgesellen, sondern eine dichterische Sprache, so rauh und seltsam sie ist. Die poetischen Schönheiten abgerechnet, ist die Uebersetzung ziemlich treu, ohne in das Steife zu verfallen. S. 36. sollten die Worte: this lord of weak remembrance, nicht 'dieser Herr schwachen Angedenkens', sondern 'von schwachem Gedächtnisse' gegeben sein. Das Spiel mit remembrance und memory hätte dabei doch ausgedrückt werden können. Auch S. 38. unten ist der Sinn der drei letzten Zeilen von Antonios Rede verfehlt.

Der Aufsatz über Shs. Behandlung des Wunderbaren (worunter hier, nach dem in ältern Lehrbüchern der Poetik gebräuchlichen Sinne des Wortes, Darstellungen aus der Geisterwelt verstanden werden) enthält einige treffende Bemerkungen. Andre sind zu sehr von der Oberfläche geschöpft. Es fehlt ungeachtet der vielen Eintheilungen an Ordnung, überhaupt an gründlicher Bestimmtheit.

Der Vf. legt ein viel zu großes Gewicht auf das bloß subjektive und von Zufälligkeiten abhängige Princip der Täuschung (die, strenge genommen, und vom Scheine gehörig unterschieden, gar nicht in das Gebiet der schönen Kunst gehört), ohne auf die objektiven Eigenschaften der Darstellung, ihre Richtigkeit, Lebendigkeit, Kraft, Harmonie, Vollständigkeit und Idealität zurückzugehen. Die Schreibart ist nachläßig; ein so trivialer Satz an der Spitze: 'Man hat oft Sh's Genie bewundert', verspricht noch weniger, als der Aufsatz nachher leistet. Wenn behauptet wird, kein Dichter nach Sh. habe Geister dramatisch darzustellen verstanden, so vergaß der Vf. vermuthlich Goethes Faust. S. 25. heißt es; 'Kaliban ist der schöner erfundne und kunstreicher durchgeführte Puck' (im Sommernachtstraum). Wie kann man doch so ganz verschiedenartige Dinge mit einander vermischen, um eins auf Unkosten des andern zu loben? Wenn der behende, artige, leichtfertige Puck mit irgend etwas im Sturm Aehnlichkeit hat, so ist es weit eher mit Ariel, als mit dem schwerfälligen Unmenschen Kaliban. — Ungeachtet dieser und ähnlicher Uebereilungen wird der Vf., wenn er seine Gedanken über Sh. erst mehr reifen läßt, gewiß viel Gutes für ihn leisten können.

Von ganz andrer Beschaffenheit ist Nr. 2. Durch diese 'Bearbeitung Sh.'s für Deutsche' wird unsrer Nation eine eben so schlechte Ehre erzeigt, als dem grösten dramatischen Dichter der Neueren. Wie würde man es finden, wenn ein Mensch, der höchstens Thüren und Wände anzustreichen gelernt hätte, sich einfallen ließe, auf einem Bilde Raphaels oder eines andern großen Dichters hier eine Nase länger zu malen, dort einen Arm zu verrücken, auch wohl nach Befinden der Umstände diese und jene Figur ganz zu überpinseln? Und doch ist diese Vergleichung noch zu vortheilhaft für den Vf. des vorliegenden 'Fürstengemäldes des dreizehnten Jahrhunderts': denn so nennt er Sh.'s, durch unzählige Auslaßungen, durch Herabstimmung der episch-dramatischen Würde und Feierlichkeit zum gemeinsten schlaffsten Tone, hauptsächlich aber durch einige armselige Zusätze bis zur Unkenntlichkeit entstellten King John. Nur die veränderte Konvenienz des Theaters kann eine behutsame und geschickte Umarbeitung der Meisterwerke Sh.'s rechtfertigen. Wollte man von seiner angeblichen Unregelmäßigkeit ausgehen, und nicht ruhen, bis man ihn auf dramatische Formen zurückgeführt hätte,

die mit den seinigen nichts gemein haben, so müßte man Stücke wie König Johann ganz vernichten. Der Vf. scheint sich gar keinen Zweck deutlich gedacht zu haben: wenigstens möchte er wohl sehr verlegen sein, nur einen einzigen Grund anzuführen, warum King John in seiner ursprünglichen Gestalt nicht eben so gut vorgestellt werden könnte, als wie er das Stück verpfuscht? Warum er den ganzen ersten Aufzug, der den originellsten Charakter des Stücks, Philipp Faulconbridge, so wunderwürdig entwickelt, weggeschnitten, und von den meisten Reden in den übrigen Aufzügen nur einen magern Auszug geliefert hat? Theaterlärm zu ersparen ist er eben nicht bedacht gewesen. Wo es bei Sh. bloß heißt Alarum, Excursions, (A. III. Sc. 1.) läßt er die französischen und englischen Soldaten sich während der Schlacht weidlich herumschimpfen, und setzt nachher hinzu: 'Erschlagene liegen umher, einige geben noch Zeichen des Lebens von sich.' Fürwahr, ein angenehmer Anblick! Die wichtigste und zugleich die unglücklichste Veränderung ist es, daß Johann hier den Arthur mit eigner Hand umbringt. Er hat zur Ermordung desselben dem Hubert heimliche Befehle gegeben. Dieser, durch die liebenswürdige Unschuld des Prinzen gerührt, beschließt ihn zu retten, und hintergeht den König mit einer falschen Nachricht. Das ausgesprengte Gerücht von Arthurs Tode wirkt äußerst nachtheilig für Johann. Die Großen werden ihm abtrünnig, das Volk gegen ihn aufgebracht. Sein vermeintlich ausgeführter Befehl gereut ihn: Hubert, nunmehr sicher, sich keine Ungnade dadurch zugezogen zu haben, entdeckt ihm seinen Ungehorsam, worüber der König hoch erfreut ist. Unterdessen sucht Arthur, der noch nichts von der glücklichen Veränderung seines Schicksals weiß, zu entkommen, und stirbt an dem Sprunge von einer hohen Mauer. Bis auf den letzten Umstand hat der deutsche Bearbeiter die Geschichte ganz so gelaßen, wie im Originale. Nun läßt er aber Arthurn glücklich an der Mauer herunterklettern, und den König, welchen die Rettung des Prinzen schon wieder verdrießt (man weiß nicht warum), sich grade in demselben Augenblicke auf der Straße vor dem Gefängnisse befinden, und ihn mit seinem Dolche erstechen. Dieser König, der so allein und unbemerkt das Pflaster tritt, und am hellen Tage, auf offner Straße eine Mordthat verübt, die er in das tiefste Dunkel zu hüllen wünschte und


BIBLIOTECA NAZIONALE ROMA

dem Hubert kaum deutlich zu bezeichnen wagte, ist in der That eine rechte Seltenheit. Auch fängt er seinen Monolog an: 'Sonderbar! mehr als sonderbar!' Ja freilich: abgeschmackt! mehr als abgeschmackt!

Apriltage Felix Ungenannt's, od. Abenteuer ohne den deus ex machina. Herausg. v. G. Stein. 2 Thle. Berl. u. Lpz. 1796.

Dem Titel nach soll dieses Werk voll sinnloser Abenteuer, schleppender Lustigkeit und unsaubrer Geschichten für ein deutsches Original gelten, aber man erräth bald, daß es sich aus dem Französischen herschreibt, und einem Uebersetzer in die Hände gefallen ist, der es vollkommen werth war, eine fremde Sünde auf sich zu nehmen. In einem kauderwälschen Deutsch, mit französischen Wörtern und Wendungen, einer schlechten Orthographie und einigen Anspielungen auf Menschen, die in Deutschland zu Haus gehören, verbrämt, erzählt er uns den Lebenslauf eines Landstreichers mit der noch widrigeren Geschichte andrer seines Gleichen, und vielen herbeigezognen, komisch sein sollenden Anekdoten durchflochten, die nur das Buch und den Ekel verlängern. Hier liest man durchgängig 'Filou, Caroffen, Hardiesse, Nouvellen' u. s. w., ja es kommen ganz neue Wörter, wie 'Bonleben', vor, und mehrmals weiß man nicht, ob die Plattheit des Vorsatzes oder der Unwißenheit vorgewaltet hat: 'wenn ich das Skelerat kennte'; 'Endlich war ich im Stande couci couci zu antworten'; 'Die Gerichte waren zwar einfach, aber sehr frugal'. Bei einer Stelle: 'Häuser nach dem Modell des Louvres' findet man folgende Note: 'Berühmtes Gefängniß'. Ein andresmal übersetzt er aus dem Italiänischen: Servitore, signor ladro, 'Diener Herr Latro'. Dagegen hat er auch wieder recht ausgesuchte deutsche Ausdrücke, als: 'Ihr elfenbeinerner Hals, dessen quatschlichte Falten eben so viele Galeeren für die unbezwingbarsten Herzen waren'. Man hat hier zugleich ein Pröbchen von der blühenden Schreibart dieses pöbelhaften Wustes. In einem einzigen kurzen Absatze werden zur Schilderung einer Schönen Pygmalion, Orpheus, Phädrus und eine Sirene gebraucht. Daß der Uebersetzer indessen nicht Willens ist, seinen Fund fahren zu laßen, und den wahren Vf.

undankbar verleugnet, erhellt aus einer Note, worin er eingesteht, daß ihm zu gewissen elenden Versen ein unbekannter französischer Dichter den Inhalt angegeben, und hinzufügt: 'Ich würde mir's zum unverzeihlichsten Vergehen anrechnen, wenn ich der Wahrheit treulos werden könnte'. Mit dieser Selbstverdammung wollen wir ihn abtreten laßen.

Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Herausg. von J. D. Falk. Leipz. 1797.

Da fast jede Wißenschaft, Kunst oder Liebhaberei unter uns ihr jährliches Taschenbuch hat, so war es nicht mehr als billig, auch dem Scherze, dieser allgemeinen Liebhaberei gebildeter Menschen, ein eignes zu widmen. Wenigstens wird ein solches den Vorwurf nicht zu fürchten haben, den man sonst dergleichen zerstückelten, für einen raschen Umlauf bestimmten Vorträgen aus Wißenschaften zu machen pflegt, sie begünstigten die Oberflächlichkeit; und Niemand wird behaupten, man könne nur in starken regelrechten Bänden gründlich witzig sein. Auch liefert obige kleine Sammlung manchen Beweis des Gegentheils. Hr. F. hat sich schon durch einige poetische Satiren und eine Dichtung von größerem Umfange, die Gräber zu Rom, zu vortheilhaft bekannt gemacht, als daß man an seinem entschiednen Berufe, sich diesem allzusehr vernachläßigten Felde unsrer Litteratur zu widmen, zweifeln könnte. Der uns Deutschen natürliche Ernst macht die Bebauung desselben doppelt zum Bedürfnisse, ob er ihr gleich auf der andern Seite Hindernisse in den Weg legt. Von den zwei entgegengesetzten Denkarten über die Gränzen des erlaubten Spottes, jener welche sich im Gesetze der zwölf Tafeln offenbart: si qui pipulo occentassit, carmenve condidissit, quod infamiam faxit flagitiumve alteri, fuste ferito, und der, wodurch die alte Komödie zu Athen möglich ward, nähern sich die Gesinnungen unserer Nation weit mehr der altrömischen Strenge als dem attischen Leichtsinn. Witziger Muthwille bedarf aber durchaus einer freien Luft, um zu gedeihen, und durch umständliche Bedenklichkeiten gegen jeden kecken Einfall machen wir es dem Schriftsteller unmöglich, uns durch Scherz und

Spott in eine muntre Laune zu versetzen, die doch so wohlthätig ist. Zu entscheiden, ob in diesem Taschenbuche die rechtmäßige Freiheit der Satire nirgends überschritten worden, ist mehr die Sache der Moral als der Kritik: Rec. hat es ohne alles Aergerniß durchgelesen, und sich sehr ergötzt, sein oft so trocknes und undankbares Amt auch einmal unter lustigen Bildern vorgestellt zu finden. Das zu dem Kupferstiche gehörige Lied im Bänkelsängertone wird durch seinen Gegenstand (es besingt hauptsächlich die neueste Geschichte der Philosophie) eine Menge Leser gleich zuerst anlocken. Eine drollige Parodie auf den Unfug, der hier und da mit der Kunstsprache des kritischen Systems getrieben wird, ist der 'Versuch einer neuen Art von Dedication nach kritischen Principien von Casparus Dominicus an Ebendenselben'. Auch 'die Uhu, eine dramatisch-satirische Rhapsodie, mit Chören von Uhu'n, Raben und Nachteulen', sind reich an Beziehungen auf unsre Zeit. Der Vf. hatte sie zunächst für eine burleske Aufführung bestimmt, wodurch sie, wie man versichert, an komischer Stärke noch sehr gewonnen haben sollen. Viele Züge bleiben aber auch beim bloßen Lesen belustigend, unter andern die Verfertigung der halb matthissonschen, halb bürgerschen Elegie. Da der Vf. häufig wegen angeblicher Lücken in seiner Handschrift abbricht, so läßt sich nicht entscheiden, ob durch die Ausfüllung derselben dem Unzusammenhange dieser Scenen würde abgeholfen werden, oder ob er für aristophanische Freiheit gelten soll. Durch das letzte würden die Forderungen an den Dichter vielleicht zu sehr gesteigert werden: denn nur das höchste Komische kann zur Uebertretung aller sonst geltenden Gesetze der Darstellung berechtigen. Die Bekenntnisse eines Weiberfeindes, eine dramatisierte Erzählung, vorn herein durch originellen Humor, in ihrem Fortgange durch komische Kontraste gewürzt, sind ebenfalls nur Fragment, ob es gleich nicht ausdrücklich gesagt wird: denn die Geschichte des Majors, so weit sie hier geführt ist, giebt die Aufschlüße noch nicht, die anfangs davon versprochen werden. 'Bon ton auf dem Lande' ist eine treffende Satire auf die Thorheit, welche ihr Titel bezeichnet; der Dialog darin ist lebhaft und bewegt sich in den Feßeln des Silbenmaßes und des Reimes mit der ungezwungensten Leichtigkeit. Das der 'Kirchenrechnung' vorangehende Gespräch erinnert, ohne doch daher entlehnt zu sein, an die Scene in Minna von

Digitized by Google

Barnhelm, wo Franciska sich beim Just nach Tellheims gewesenen Bedienten erkundigt. 'Die Kirchenrechnung' selbst hingegen und das ironische Lob der Medicin sind zu oft gebrauchte Einkleidungen der Satire, um besonders anziehen zu können, obgleich einzelne Einfälle gar nicht verwerflich sind. Das einzige Stück 'Psycharion oder die Entkörperung, eine Geschichte aus dem Griechischen', welches unter dem Schleier seiner blühenden Sprache eine Mystik der Sinnlichkeit lehrt, deren dichterischen Werth wir hier nicht untersuchen wollen, entspricht dem Zwecke des Taschenbuchs auf keine Weise. Sonst ist Scherz und Satire selbst noch in dem Sach- und Namen-Register und in der Selbst-Recension am Schluße reichlich ausgestreut. Wir wünschen Hrn. F., der durch das, was er in Gattungen, welche eigentlich die gebildetste Reife des Geistes voraussetzen, so früh schon geleistet, noch weit größere Erwartungen für die Zukunft erregt, alle Aufmunterung auf seiner von mancherlei Gefahren umgebnen Laufbahn.

[Vgl. unten A. L. Z. 1798. Nr. 47.]

Kleine Romane von Friedrich Schulz. Leipzig 1788...90. 5 Bände.

Leopoldine. Ein Seitenstück zum Moritz. Von Fr. Schulz. Lpz. 1791. 2 Thle.

Kleine prosaische Schriften vom Verfaßer des Moritz. Weimar 1788...1795. 5 Bdchen.

Gesammlete Romane von Fr. Schulz. 3. Theil. Henriette von England. Berl. 1794.

Unter den zahlreichen Romanen, welche mit jeder Messe unsre Bücherverzeichnisse anschwellen, vollenden die meisten, ja fast alle, den Kreißlauf ihres unbedeutenden Daseins so schnell, um sich dann in die Vergeßenheit und den Schmutz alter Bücher in den Lesebibliotheken zurück zu ziehen, daß der Kunstrichter ihnen ungesäumt auf der Ferse sein muß,

wenn er nicht den Verdruß haben will, sein Urtheil auf eine Schrift zu verwenden, die eigentlich gar nicht mehr existiert. Auf der andern Seite wirkt auch der frühzeitigste und noch so gegründete Tadel nur wenig gegen die Verbreitung dieser losen Waare unter solchen Lesern, auf die dabei eigentlich gerechnet ist. Der bloß sinnliche Romanenhunger muß gestillt werden, sei es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abscheu gegen die zweite Lesung auch des geistreichsten Buches verbindet sich eine Genügsamkeit, die sich selbst das Platte, Abgeschmackte und Abenteuerliche gefallen läßt, wenn es nur neu scheint, und bei der es bloß armseliger Umkleidungen bedarf, um dem Verbrauchtesten das Lob der Neuheit zu gewinnen. Seit sechs oder sieben Jahren stemmen sich alle Recensenten des heiligen römischen Reichs, die in diesem Fache arbeiten, gegen die Ritterromane: aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltsamer auf sie ein. Vor den Fehmgerichten, den geheimen Bündnissen und den Geistern ist vollends gar keine Rettung mehr. Der Ehrgeiz des Schriftstellers sowohl als des Beurtheilers, der sich selbst achtet, muß also darauf eingeschränkt sein, auf den gebildeteren Theil des Publikums zu wirken. Diesen hatte Fr. Schulz für sich, seit er durch den kleinen Roman Moritz seine Laufbahn glänzend eröffnete; diesem sind die Verdienste, die er sich um unsre Litteratur durch Uebertragungen, Bearbeitungen fremder Werke und eigne Dichtungen erworben, noch in zu frischem Andenken, als daß sie nicht gern bei einer Uebersicht derselben verweilen sollten.

Es ist auffallend und schon oft bemerkt worden, daß unsre Sprache sich bis jetzt für den dichterischen Gebrauch weit mehr vervollkommt hat, als für den Vortrag in Prosa.

Wiederum ist es den deutschen Schriftstellern im Ganzen immer noch beßer mit ernstern Gattungen gelungen, welche Schwung und Würde fordern, als mit dem leichten und muntern Tone, worin sich die Geisteskräfte ohne Spannung und mühsame Arbeit nur spielend entfalten, und wo besonders ein aufgeweckter Witz freien Raum hat, sich im günstigsten Lichte zu zeigen. Wer viel unter Ausländern gelebt hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß sich im Französischen und selbst im Englischen das Gespräch mit einer Wahl der Ausdrücke, einer Zierlichkeit der Wendungen, einer Feinheit der Beziehungen und Unterscheidungen führen läßt, die man im Deutschen nicht auf denselben Grad zu treiben suchen dürfte, ohne in Ziererei und Steifheit zu verfallen. Diese letzte Erscheinung versteht sich nach der eben erwähnten schon von selbst. Die Kunst der gewandten und unterhaltenden Schreibart steht mit der Gabe der geselligen Mittheilung in sehr nahem Bezuge, ja in beständiger Wechselwirkung. Je glücklicher jene geübt wird, desto reicher wird diese sich entwickeln, und durch den erhöhten und verfeinerten gesellschaftlichen Genuß die Geselligkeit selbst verstärken. Aber der Schriftsteller, der für die Gesellschaft bilden will, muß selbst durch sie gebildet sein: und wie Viele unter dem großen Haufen derer, die in Deutschland für das Vergnügen der Lesewelt arbeiten, sind wohl in der Lage gewesen, in den feineren Verhältnissen des Lebens durch mannichfaltigen und auserlesenen Umgang nur die unbehülfliche Einseitigkeit ihres Geistes abzuschleifen, geschweige alle Vorzüge des wahrhaft guten Tons sich ganz zu eigen zu machen? Wie viele sind nicht im Gefühle ihrer Kraft und Deutschheit weit entfernt, sich dieses Bedürfnisses nur einmal bewußt zu werden? Fr. Schulz kennt die Welt

Digitized by Google

und die Gesellschaft; er hat sich, vorzüglich durch die lebendigen Gemälde, die er von ein Paar Hauptstädten Europas entworfen, als einen hellen, geistvollen und vorurtheilsfreien Beobachter gezeigt; und um dieß sein zu können, muß man unter dem Gewühle verschiedenartiger Denkarten und Bestrebungen, die sich in den Mittelpunkten der Verfeinerungen gegen einander reiben und tausendfältig durchkreuzen, sich selbst mit Freiheit und Sicherheit bewegen. Diese rege Benutzung des wirklichen Lebens bei der schon natürlichen Richtung seiner Anlagen, als Schriftsteller ein angenehmer Gesellschafter zu sein, verband er mit einem andern Studium, das den Verfaßern unsrer gewöhnlichen Romane meistens eben so fremd ist, nämlich mit einer ausgebreiteten Belesenheit in der französischen Litteratur. Das Talent, gefällig und lebhaft zu erzählen, ist gewiß nirgends so einheimisch als in ihr. Daß S. in dieser Hinsicht, wie er selbst nicht verschweigt, seinen Vorbildern viel zu danken hat, darf seinen Ruhm nicht schmälern: denn wer kann zu seiner Bildung die Muster entbehren? Auch ist es keineswegs eine ängstliche, dem Genius der Sache nicht angepaßte, Nachahmung, wodurch sein Vortrag sich der französischen Manier nähert. Was er sich davon auf eine freie Art angeeignet, hat unter seinen Händen das fremde Ansehen abgelegt. Man kann ohne im Geringsten undeutsch zu werden, das Schleppende und Schwerfällige, Fehler, denen unsre Sprache durch die Natur ihrer Wortfügungen und Wortstellungen nur allzusehr ausgesetzt ist, mit dem raschen, flüchtigen Tritte der französischen Prosa vertauschen. Nichts würde uns im Grunde mehr von *) den Vorzügen dieses Musters entfernen

*) der Eigenthümlichkeit derselben 1797. 1801.

als Gallicismen; denn keine Nation wacht sorgfältiger über die charakteristische Reinheit ihrer Sprache, und verbannt alles, was sich nicht mit ihrer allgemeinen Beschaffenheit in Harmonie setzen läßt, mit größerer Strenge daraus, als die französische. Diese Klippe, auf die man bei dem Bestreben nach Annäherung so leicht geräth, hat S. mehrentheils glücklich vermieden. Selbst wo er ganz nach fremden Erfindungen arbeitet, überträgt er weniger wörtlich, und erinnert seltner an ein Original, als die deutsche Treue, die sich sonst auch im Uebersetzen bewährt, es mit sich bringt. Vielleicht ist es ihm eben dadurch beßer gelungen, den Eindruck im Ganzen wieder zu geben, wozu in dieser Gattung die Ungezwungenheit sehr wesentlich mitgehört.

Ungeachtet der angeführten Vorzüge würde sich im Einzelnen an der Schreibart dieses geschmackvollen Schriftstellers noch Manches tadeln laßen. Besonders haben wir bei den Werken der Mad. de la Fayette (der Verfaßerin der Henriette von England, der Zaide und der Prinzessin von Cleves; die beiden letztgenannten machen die ersten zwei Bände der gesammleten Romane aus) hier und da das Zarte und Natürliche des Originals in seiner Uebertragung vermißt. Blühende Fülle der Rede steht ihm weder bei Nachbildungen noch ursprünglichen Darstellungen recht zu Gebote; und da es ihrer in der gewählten Gattung nicht bedarf, so wäre es vortheilhafter gewesen, die Ansprüche darauf ganz aufzugeben. Wo er für die Schwärmereien des Gefühls den innigsten Ausdruck, für den Zauber der Schönheit die stärkste Versinnlichung zu finden bemüht ist, ergreift er mehrmals statt dessen dort das Kostbare, hier das Ueberladne, überschreitet auch wohl die Gränzen der nüchternen Prosa, ohne den Leser durch einen ächt dichterischen Schwung

fortzureißen, der, gegen die gewöhnliche Meinung, neben der grösten Einfachheit stattfinden kann. Auch sind wir auf allerlei kleine Versehen gegen die Richtigkeit der Sprache gestoßen; und doch wäre durchgängige grammatische Genauigkeit hier deswegen eine sehr schätzbare Tugend gewesen, weil sie, überall, wo wir unsre Sprache auf eine lebendige Weise, nicht mit der gemeßensten Vorbereitung, behandeln, im Gespräche, in freien mündlichen Vorträgen, sogar auf der Bühne, noch sehr selten unter uns ist.

Da Fr. S. sich bei dem, was unter seinen Schriften übersetzt oder bearbeitet ist, gar nicht an die neuesten Erscheinungen gehalten, zu denen die unmittelbare Nachfrage den bloß mechanischen, oft in der Litteratur der Sprache ganz unbewanderten Uebersetzer hinzuziehen pflegt; da er vielmehr französische Originale, die zum Theil schon vor geraumer Zeit geschrieben, aber unter uns nur Wenigen bekannt geworden waren, in Deutschland verbreitet hat: so muß billiger Weise die hiebei getroffene Wahl auch mit in Anschlag gebracht werden, wenn sie glücklich ist. Freilich scheint uns dieß nicht immer in gleichem Maße der Fall zu sein, und wenn wir bei einigen Erzählungen gern anerkennen, daß sie die Verpflanzung durch so geschickte Hände vollkommen verdienten, so müßen wir hingegen bei andern lebhaft bedauern, daß ihm nicht öfter gefallen hat, seine Einbildungskraft zu eignen Erfindungen in eine unabhängige Geschäftigkeit zu versetzen.

*) [Eine kurze Angabe der einzelnen Stücke wird dieses Urtheil rechtfertigen können. Wir übergehen dabei für Erste die unter den kleinen Romanen stückweise mit abgedruckte Leopoldine, da sie auch besonders erschienen ist, um mit ihr als dem beträchtlichsten Originalwerke des Vfs. den Beschluß zu machen.

*) [Das Folgende bis zu der Beurtheilung der Leopoldine ist aus den Abdrücken von 1801. und 1828. weggelaßen.]

Kleine Romane. Liebe nach der Kunst, nach dem Französischen Le beau de la galanterie. Wir kennen das letzte nicht; aber es muß von keinem vorzüglichen Werthe in dieser den französischen Sitten sonst so geläufigen Gattung sein, weil der deutsche Bearbeiter den Verfaßer der ursprünglichen Erzählung nur als den Farbenreiber angiebt, und er als der eigentliche Meister des Gemäldes nicht alle Ungeschicklichkeit desselben hat wieder gut machen können. Die Kunst der Gräfin würde wenigstens dann bei weitem nicht fein genug erscheinen, wenn der Verführte der aufgewandten Mühe würdiger wäre, und es ihr nicht bloß durch Charakterlosigkeit und schwerfällige Blödigkeit, sondern durch irgend eine liebenswürdige Eigenschaft so schwer machte, sich seiner zu bemächtigen. Daß man den unangenehmen Eindruck der Leere davon hinwegnimmt, welche dieser Art, die Liebe zu treiben, die Entstehung giebt, ist vielleicht der Absicht gemäß.

Das Ideal, eine mehr ernsthafte als leichte, obgleich an Gehalt ziemlich leere, Erzählung. Verschiedne Stellen derselben könnten die vorhin gemachte Bemerkung bestätigen, daß der Vf. den wärmsten Ausdruck des Gefühls auf einem ganz falschen Wege sucht, der ihn zuweilen bis in das entgegengesetzte Gebiet des Frostigen führt. Z. B. 'Für Situationen dieser Art hat die Sprache keine Worte, der Geschichtschreiber keine Faßung und der Leser kein Mitgefühl. Der Geschichtschreiber hat alles gethan, was er thun konnte, wenn er mit zitterndem Finger, stumm auf die Thräne zeigt, die einem Dulder solcher Qualen über die Wange herabrollt.' Der Leser, dem über das Leiden, wovon hier die Rede ist, nur halb so schlimm zu Muthe würde, als dem Erzähler nach dieser Schilderung, müßte übermäßig weichherzig sein. Der Liebende, dem es so übel geht, hatte wenigstens den Gegenstand seiner Leidenschaft gesehen; aber der Heldin geschieht schon Recht: warum verliebt sie sich nach einer bloßen Beschreibung, weil solche mit ihrem Ideale übereinstimmt? Ein provenzalischer Edelmann und Dichter soll sich einmal in eine ihm völlig unbekannte Gräfin von Tunis so sterblich verliebt haben, daß er in eben dem Augenblicke starb, als er sie zum ersten Male erblickte: allein dergleichen trägt sich seit langen Zeiten schon nicht mehr zu. Für die Unwahrscheinlichkeiten im Gange der Geschichte hält uns keine Erwartung noch Ueberraschung schadlos. Man weiß

sogleich, daß zwei Personen sterben müßen, um zwei Ideale zusammen zu bringen, und eilt also nur ihren Tod zu erfahren, womit denn Alles gethan ist.

Prinz Dadedido, ein kleines Märchen, worin eine lachende Phantasie zierlich sinnbildert, ohne daß es sich doch ganz in Allegorie auflösen ließe, aus dem Französischen angenehm erzählt, und mit einigen modernen Anspielungen verziert.

Liebesglück durch Unbeständigkeit. Eine vorgesetzte Einleitung soll den Gesichtspunkt für diese Novelle französischen Ursprungs (Rosalie ou le triomphe de l'inconstance) bestimmen, das heißt, entschuldigen, daß sie in diese seine Sammlung aufgenommen wurde. Sie wird selbst einer an solchen Stoff gewöhnten Einbildungskraft, wenn sie sich noch nicht gegen die Häßlichkeit der unverschleierten Verderbniß abgehärtet hat, mehr unsittlich als leichtfertig, mehr widrig als reizend erscheinen. Crebillon, Hamilton und Andre wißen bei ihren schonungslosesten Geschichten durch die hervorgebrachte Stimmung jede Regung des Unwillens entfernt zu halten: die Darstellung sei noch so frei, es liegt im Tone derselben, daß sie mit ihrem Gegenstande auf eine geringschätzige Art spielt. Hier ist hingegen eine ernstliche Bemühung sichtbar, die schlaffe Gemeinschaft aller Männer und Weiber mit einem sophistischen Firniß zu bedecken. Die Erfinder solcher Gesellschaftsstücke liefern nicht sowohl einen Beitrag zur Sittengeschichte, als sie selbst für einen gelten können.

Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann. Nach unserm Bedünken die sinnreichste unter den kleinen Erzählungen, die unser Vf. vorträgt. Er ist aber auch hier wenig mehr als Uebersetzer, ob es gleich nicht besonders angemerkt wird, und die eingestreute Satire ein ganz einheimisches und neues Ansehen hat. Das Original ist französisch und schon vor vielen Jahren unter dem Namen Prinz Typhon und Prinzessin Zartkinda (s. Joh. El. Schlegels Werke 3. Th.) verdeutscht worden. Fr. Schulz hat nur eine glückliche Einkleidung mit glücklicher Hand auf eine noch nicht ganz verflogne Sucht unsers Zeitalters angewandt, und aus zwei erziehenden Feen einen deutschen Kraftpädagogen und eine französische Gouvernante gemacht. Ohne sein Zuthun waren hier schon die im Einzelnen mit kecken Zügen ausgemalten, aber dem allgemeinen

Sinn und der Wirkung nach gar nicht übertriebenen Kontraste lustig gruppiert; er ist aber auf eine leichte und gefällige Art mit dem Vorhandnen sowohl als dem Hinzugekommnen umgegangen. Des letzten ist nicht viel, doch bedurfte es hier keiner ausgeführteren Zusätze, und das Wenige ist witzig. Man wundert sich, Züge, die nur aus dem Vorsatze, eine deutsche Seltsamkeit lächerlich zu machen, entspringen zu können scheinen, schon im Originale anzutreffen. Ein allegorischer Tempel der Eigenliebe ist mit Recht weggeblieben.

König Stark-an-Kopf und seine Familie. Die gute Frau. Muku und Bstbst. Drei Märchen aus dem Französischen, von denen das erste unstreitig den Vorzug behauptet. Die artigste Munterkeit beseelt insbesondre den Anfang, und erhält sich, obgleich nicht immer eben so glänzend, bis an das Ende der ziemlich langen Reihe von Wunderbegebenheiten. Es hat Sinn und Geist im Einzelnen ohne eine durchgeführte Beziehung, so daß die geistvolle Erfinderin, die Gräfin von Nemond, es mit Recht Conte en l'air nennen konnte. Das letzte läßt sich schon näher auf allegorische Einkleidungen ein, und die Phantasie (es sei uns erlaubt, diesen Ausdruck einem Kenner und Meister abzuborgen) wird weniger auf ihren eignen Flügeln getragen, welches doch für das Wesen des Märchens das Angemeßenste scheint. Die gute Frau verfällt eben nicht in den Fehler des allzu Bedeutsamen, denn sie ist unbedeutend genug. Die etwas breite Naivetät der Amme, von der die Erzählung entlehnt sein soll, weil doch eine gute Frau gern über die andre schwatzt, kann den süßlichen Inhalt nicht sonderlich würzen, und wir wurden an die wohlgemeinten, tugendsamen Bezauberungen erinnert, womit Mad. le Prince de Beaumont in ihren Märchen die Kindheit rührt und ergötzt. Uebrigens haben die drei obigen, bei aller sonstigen Verschiedenheit, doch die Aehnlichkeit in der Anlage, daß immer allerliebste Prinzen und Prinzessinnen zusammen gebracht werden müßen, daß die guten Feen ihren Einfluß dafür, die bösen dagegen verwenden, und jene, wie billig, zuletzt den Sieg davon tragen. Können wir auch unsre Märchen so wenig als unsre Romane und Dramen ohne Vermählungen zu Ende bringen? — Der deutsche Ausdruck ist hier so frei und geschmeidig, daß sich nirgends der Wunsch regt, lieber das Original statt der Uebertragung zu lesen. Rec. müßte sich sehr irren, wenn ihm nicht von Muku und Bstbst (im Franzö-

fischen heißt es Acajon et Zirphile) eine andre frühere Verdeutschung vorgekommen wäre.

Sophie. Diese Erzählung bestätigt wiederum die vorhin gemachte Bemerkung, daß die gefühlvolle Gattung dem Vf. weit weniger gelingt, als die eben erwähnte. Die erste Erscheinung Sophiens ist zwar sehr einfach und anziehend; sie erweckt wahre Theilnahme. Doch fällt die hart ausgesprochene Lehre, die noch dazu einen so einseitigen Gesichtspunkt auffaßt, schon aus diesem Tone, und im Verfolg der Geschichte giebt es trockene, fast langweilige Stellen. Sophie wäre des Mitleids würdiger, wenn sie sich nicht durch eine so grobe Täuschung hätte hintergehen laßen. Die Lehre, daß eine verheiratete Frau keinem ersten Liebhaber den Zutritt verstatten soll, könnte, da dieses von Seiten Sophiens wirklich nicht einmal eine freiwillige Handlung war, beßer in die verwandelt werden, daß ein Mädchen sich durchaus nicht der Leitung einer Freundin überlaßen soll, die ihr den geringsten Anlaß zum Mißtrauen gab.

Rapunzel. Dieß ist vermuthlich ein eignes Produkt des Vfs, und verdiente wohl eher als die gute Frau das Motto: Il n'est rien d'inutile aux personnes de sens. Auch eine Viertelstunde des bloßen Zeitvertreibs ist allerdings an solche Personen nicht verloren. — Als ein Beispiel von ungrammatischer Nachläßigkeit führen wir folgende Stelle an: 'Als sie (die Frau) in die Wochen kam, erschien eine Fee vor dem Kindbette. Es ward ein Mädchen, und sie hieß sie Rapunzel. Sie wickelte sie in Silber- und Goldstoff, sie sprengte sie mit einem kostbaren Waßer ein, das sie in ihrem Büchschen hatte, und nun wurde sie das schönste Kind unter der Sonne. Sie nahm sie mit nach Hause' u. s. w. Diese Wiederholung desselben Fürworts in verschiednen Fällen und auf verschiedne Personen bezogen, ist nicht nur verwirrend, sondern auch übellautend. Wo der Zweideutigkeit sonst gar nicht auszuweichen ist, welches hier nicht der Fall war, thut man immer noch beßer, die Namen einige Male wiederzubringen.

Antonchen und Trudchen. Aus dem Französischen der Gräfin Remond, aber man muß gestehn, die halb rohe, halb romanhafte Liebe der beiden Leutchen könnte gar wohl auf deutschem Boden gewachsen sein, und die Scene ist ohne Gewaltsamkeit nach Pommern

versetzt. Diese Verdeutschung scheint uns übrigens anspruchsloser gerathen zu sein, als eine andre der nämlichen Erzählung, welche sich in einer gewissen Sammlung von Arabesken, Grotesken und Calots befindet.

Kleine prosaische Schriften: I. Kinderstreiche meiner Phantasie. II. Eine höchst seltsame Naturerscheinung. III. Eine Reihe von Familiengemälden. IV. Anekdote von Boissy. V. Geschichte meiner Hypochondrie. Ein Beitrag zur Seelen-Naturkunde. Diese Aufsätze, die vorher im deutschen Merkur und im Museum zerstreut erschienen waren, haben alle, außer der Unterhaltung, die sie gewähren können, mehr oder weniger Werth für den Psychologen und Menschenbeobachter. Die Familiengemälde sind gut skizzierte Schilderungen schlechter Sitten in kleinen Dialogen. Manchmal möchten die Sitten allzuschlecht scheinen, um der Schilderung gewürdigt zu werden, obgleich leider nicht zu schlecht, um von der Wirklichkeit entlehnt zu sein. Die Charakteristik derselben enthält wenigstens kein überflüßiges Wort, und der Ekel, den sie erregen, ist so sehr als möglich verkürzt.

Josephe, nach Marivaux. — Marivaux ist der einzige, der Fr. Schulzen den Vorwurf machen dürfte, augenscheinlich unter seinen Händen eingebüßt zu haben. Der deutsche Bearbeiter hat ihm seine Eigenthümlichkeit genommen, ohne ihm eine andre dafür wiederzugeben. Josephe ist nur ein trockner Auszug der Marianne. Die Feinheit und Gefälligkeit des Originals ist fast nicht mehr zu erkennen, und die Lebendigkeit ist ganz verschwunden. Sie lag nicht in Marivaux Wort- und Reflexions-Fülle, auf die er durch seine beständigen Entschuldigungen nur noch aufmerksamer macht. Der Uebersetzer, der sich in der Vorrede darüber in zierlichen Gegensätzen erklärt, hätte sie füglich einschränken mögen. Aber warum durfte Josephe nicht, wie Marianne, in eigner Person erzählen, und sich selbst ganz dramatisch darstellen? Sie entwickelt die kleinen Schliche ihres Herzens, und die Streiche, die ihre Phantasie ihr spielt, doch grade nicht mehr und nicht weniger, als sie sich derselben bewußt geworden sein kann. Wir werden ihr durch ihre Geständnisse täuschend nahe gerückt, ohne daß sie uns durch eine allzuängstliche Zergliederung zuwider würde. Was sie an Großmuth und Uneigennützigkeit zu verlieren scheint, gewinnt sie an

Liebenswürdigkeit; sie ist ein ganz und gar einnehmendes Wesen, dessen Grundlage so glücklich und gut ist, daß die Zuthaten der Eigenliebe sich alle darin zum Besten kehren, und ihre Mittel edelmüthig ausfallen. Wir würden uns von ihr hinreißen laßen, wenn wir auch in jeder Situation ihr Herz ganz wie es ist auf ihren Lippen hörten; ja, sie reißt uns wirklich hin. Josephe hingegen bleibt uns immer die dritte Person, in welcher von ihr erzählt wird. Nicht bloß die Geschwätzigkeit, sondern auch charakteristische Züge sind weggestrichen, und der Schluß ist zum großen Nachtheile des Interesse abgekürzt. Die Untreue des Liebhabers bricht so plötzlich ab, daß man nicht einsieht, warum sie nicht lieber ganz weggelaßen ward; denn was im Original sehr anziehend ist, wird hier doch nur unbedeutend. Die Entdeckung der Aeltern ist auch noch plötzlicher herbeigeführt, als nöthig war; und überhaupt hat das Ende ein etwas gemeines Ansehen bekommen. S. muß dieses Werk sehr eilfertig bearbeitet haben; sonst hätte man glauben sollen, er wäre ganz vorzüglich dazu geschickt gewesen, da er in seiner Leopoldine etwas Aehnliches unternommen hat. In dieser wie in der Marianne werden weibliche Anlagen und Gaben, List, Gegenwart des Geistes, Eitelkeit, in entwickelnde Lagen gesetzt. Aber freilich ist Mariannens Bild von weit zarterer Mischung: die Verschlagenheit ist in ihr mit Unschuld und Edelmuth, die Eitelkeit mit Gefühl von Würde gepaart, was sich, wie wir bald sehen werden, nicht von Leopoldinen rühmen läßt.

Zwei anziehende historische Aufsätze sind 'Martinuzzi oder Leben eines geistlichen Parvenüs, in Bezug auf neuere Erscheinungen erzählt'; und 'Geschichte der Camisarden. Bei Gelegenheit der jetzigen Revolution in Frankreich von neuem erzählt'. Die Art von Belehrung, welche der Vf. bezweckte, ist schon in den Ueberschriften angegeben. Der Vortrag ist leicht, im Stil der Memoiren, und soll sich wohl mit Fleiß nicht zu der Würde einer eigentlich historischen Darstellung erheben. In der Geschichte der Camisarden sind die oft mit sehr ähnlichen Umständen wiederholten Erzählungen von kleinen Gefechten etwas ermüdend. Das Lustspiel nach dem Italiänischen des Grafen Strasoldo, 'Der Schein betrügt', kann man nicht als einen sonderlichen Gewinn für unsre Bühne betrachten.

Digitized by Google

Gesammelte Romane. Allerdings verdiente die Geschichte der Prinzessin Henriette von England durch eine Uebersetzung unter uns bekannter zu werden. Mad. de la Fayette war eine genaue Freundin derselben und Augenzeugin ihres Todes, dessen Umstände sie mit großer Genauigkeit erzählt. In dieser letzten Rücksicht ist ihr Buch sogar Quelle für den Geschichtschreiber. In dem, was die Verhältnisse der Prinzessin am französischen Hofe und die Angelegenheiten ihres Herzens betrifft, hat die Biographin freilich, wie sie selbst in der Vorrede gesteht, die Wahrheit manchmal sehr sparen müßen, obgleich, mit der gehörigen Vorsicht sich wohl ein guter historischer Gebrauch davon machen läßt. Gegen Schulzens Behauptung, daß dieses Werk ein täuschend getreues Gemälde von dem Geiste der damaligen Galanterie liefre, möchten wir einwenden, daß Mad. de la Fayette eine Frau von zu strengen Sitten war, als daß sich ihre Feder nicht vielen Umständen hätte entziehen sollen, die sehr charakteristisch gewesen wären. Es steht ihr wirklich ein wenig sonderbar, die Annalistin so unendlich vieler sich durchkreuzenden Liebeshändel zu machen: und da sie aus Anständigkeit für die sinnliche Seite derselben gar kein Auge haben wollte, so warf sie sich ganz auf die Seite der höfischen Intriguen, die dabei gespielt wurden, aus denen denn auch die Geschichte dieser englischen Prinzessin fast einzig zusammengewebt ist. Sie sehen einander so ähnlich, daß die Namen der Personen zu Hülfe kommen müßen, um sie zu unterscheiden. In der Prinzessin von Cleves besteht doch nur die historische Einfaßung in dergleichen geschnörkelten Zierraten, aus denen die Hauptpersonen en medaillon hervortreten; ihre Leidenschaft und ihre Tugend müßen jedes empfängliche Herz theilnehmend beschäftigen. Als Roman betrachtet ist daher Henriette von England gar nicht mit jener zu vergleichen. Fr. Schulz räumt überhaupt der Verfaßerin zu viel ein, wenn er in der Vorerinnerung erklärt, er habe die Prinzessin von Cleves und die Zaide hauptsächlich deswegen übersetzt, um den deutschen Schriftstellern im Fache der historischen Romane Muster aufzustellen. Von der ersten möchte es gelten, allein Zaide ist ziemlich leer, und selbst nach den vorgenommenen Abkürzungen zuweilen langweilig. Auch herrscht gar kein französischer Geist, sondern vielmehr die Manier gewisser spanischer Novellen darin. Redensarten, wie folgende, die uns in

der Henriette auffielen: 'da sie beide zu feurigen Leidenschaften neigten'; 'nichts vor ihm geheim haben'; 'damals, wo er vom Hofe entfernt wurde'; 'ihre kleine Gabe von Geist' u. s. w. beweisen, welche Aufmerksamkeit auch ein geübter Uebersetzer anzuwenden hat, um alles Fremde zu vermeiden.]

Das einzige bedeutende Werk von Schulzens eigner Erfindung nach dem Moritz ist die Leopoldine *). Sie ist vor einiger Zeit ins Französische übertragen worden, und wird, wie man versichert, in Frankreich mit vielem Beifall gelesen. Dieß ist nicht mehr, als zu erwarten stand. Eine gewisse Feinheit des Verstandes, die unter den Eigenschaften, welche zur Hervorbringung dieses Romans in Thätigkeit gesetzt werden mußten, sichtbar den Vorsitz führt, ist ungemein geschickt, das Wohlgefallen unsrer gewandten Nachbarn zu feßeln. Auch ist die Anlage des Ganzen mit Einsicht gedacht und mit Geschicklichkeit ausgeführt; was Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zusammenhang der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins Spiel gesetzten Mittel, leises Vorbereiten und stätiges durch alle Stufen hindurchgeführtes Fortschreiten zur endlichen Entwickelung betrifft, bleibt wenig zu wünschen übrig: und auf diese bloß kunstgerechten Vollkommenheiten, die von dem eigentlich dichterischen Gehalte einer Schöpfung der Einbildungskraft noch wesentlich verschieden sind, haben französische Kenner und Kunstrichter von jeher einen nur allzuhohen Werth gelegt, so daß sie in einer vorzüglich für dieselben empfänglichen Gattung (der Tragödie) sich lieber mit leeren Formen begnügen, als einen reichen Stoff, etwas loser

*) [Vgl. oben die Rec. dieses Romans aus den Götting. Anz. v. gel. Sachen. 1791. Stück 22.]



geordnet, sich gefallen laßen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Forderungen, welche der Vf. in diesem Stücke an sich selbst gemacht hat; allein wir könnten wünschen, er hätte sich der epischen Freiheiten des Romans (so wenig bis jetzt noch dessen Theorie ergründet ist, darf man doch wohl im Voraus die Behauptung feststellen: der Roman unterscheide sich dem innern Wesen nach, nicht bloß durch Gestalt und Einkleidung, vom Drama) in stärkerem Maße bedient, und dadurch seiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderisch er auch gewesen ist, in die engen Grenzen seines Gegenstandes allen Wechsel zu legen, der sich irgend anbringen ließ; so hat er doch einer gewissen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er scheint sich in der That die Sache schwerer gemacht zu haben, als nöthig gewesen wäre. Die Bedeutung seines fortgehenden Gemäldes hätte sich wohl in weniger Umriße zusammendrängen laßen, und die Darstellung würde freier und schöner sein, wenn sie nicht Alles so gründlich erschöpfte. Freilich ist es keine geringe Kunst, durch das zu wirken, was man verschweigt; denn es setzt voraus, daß man die Einbildungskraft des Lesers stark genug getroffen habe, um auf ihre Selbstthätigkeit rechnen zu können. Aber es belohnt sich auch; denn was man selbst gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das gradezu Gegebene. Diese Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem Ueberfluße entspringt. Wir erwarten von dem Dichter, daß er uns schneller und vollkommner mit seinen Personen bekannt mache, als es durch ihre Erscheinung in der Wirklichkeit geschehen würde, aber mehr durch die Art, wie er sie in Handlung setzt, als durch seine Betrachtungen über sie. Mit jenem Mittel begnügt sich der

Vf. auch in Ansehung der übrigen Figuren seiner Zusammensetzung; nur die Heldin, die durch das Ganze erzählend eingeführt wird, ist bemüht, nicht allein den Zustand ihres Innern in allen Lagen, worein sie geräth, genau zu schildern, sondern auch ihre Handlungen aus dem Gewebe der geheimsten Anregungen vollständig zu erklären. Der Scharfsinn des Lesers wird dadurch vieler Mühe überhoben, außer daß die Erklärungen selbst einigemale ins Spitzfindige oder ins Dunkle fallen: aber, wie wir eben bemerkt, was der Dichter aus der unsichtbaren Welt des innern Menschen in die sinnliche hinüberspielen kann, wollen wir lieber errathen, als uns sagen laßen. Bei einem entgegengesetzten Verfahren wird nicht bloß der Reiz eingebüßt, der in der lebhafteren Beschäftigung für den Geist liegt; die Darstellung verliert an und für sich. Die Umständlichkeit des Begriffs verdunkelt die Anschaulichkeit des Bildes. Die dichterische Ausführung eines Charakters soll der forschenden Zergliederung eines Psychologen Stand halten können; sie soll nicht selbst eine solche Zergliederung sein. Dieß wäre den Commentar mit in den Text bringen. Zum Unterrichte über die Lage, den Zusammenhang und die Wirksamkeit der Muskeln ist eine anatomische Figur ohne Hautbekleidung vortrefflich; aber welcher Zeichner wird sie als Gegenstand des Wohlgefallens aufstellen?

Erforderte es indessen der Zweck des Vf. durchaus, an seinem Hauptcharakter die gerundete Fülle der Umriße zu zerstören, um seinen innern Bau und und jeden Bestandtheil der Zusammensetzung einzeln darlegen zu können, so hätte er immer noch beßer gethan, dieß Geschäft in eigner Person zu übernehmen, als Leopoldinen Selbstgeständnisse schreiben zu laßen. Eine Art von Allwißenheit gehört zu

den von jeher behaupteten und anerkannten Vorrechten *) der Musen. Niemand fragt also den Dichter, woher er seine Kenntniß habe, wenn er auch in das Innerste der Gemüther dringt. Hingegen ist es eine durch das Ganze fortgehende Unwahrscheinlichkeit, Leopoldinen die Geschichte ihrer Kindheit so erzählen zu laßen, daß sie von der Natur der empfangenen Eindrücke, von den vielfach verschlungnen Triebfedern ihres Handelns mit einer Feinheit und Sicherheit Rechenschaft zu geben weiß, die dem geübtesten Selbstbeobachter im Alter der Besonnenheit Ehre machen würde. Die Erinnerung kann nicht weiter reichen, als die Gegenwart; sie kann das nicht zurückrufen, was, in den Augenblicken, wo es vorhanden war, zu weit im Hintergrunde gelegen hat, um zum Bewußtsein zu kommen. Und welche Beweggründe konnte sie haben, ihre Geschichte aufzuzeichnen? Schrieb sie etwa für den Geliebten, dem wir sie am Schluße in die Arme geführt sehen? So hätte sie wenigstens, der Schönheit zu Lieb, die feindselige Wahrheit hie und da verschleiern sollen. Mußte sie sich nicht scheuen, wenn sie so schonungslos mit sich selbst umgieng, ihn allzutiefe Blicke in ihr Herz thun zu laßen? Oder fühlte sie gar nicht, in welchem ungünstigen Lichte die Schliche ihrer Eigenliebe, die auflauernde Wachsamkeit ihres Eigennutzes, ihre Verstellung, ihre niedrige Verzagtheit, ihre klägliche Abhängigkeit von der Meinung Andrer, neben der unbefangnen herzlichen Anhänglichkeit des wilden Knaben erscheinen mußten? Dieses würde an der erwachsenen Leopoldine eben die Herzlosigkeit, vollendet und als festgesetzten Charakter, verrathen, wozu man die Anlage schon in dem Kinde mit Widerwillen wahrnimmt.

*) der Dichtung 1828.

Doch hievon abgesehen, so fragt es sich, ob hier die Eigenschaften des einzelnen Wesens in einer allgemeineren Beziehung aufgestellt sind, ob Leopoldine überhaupt für ein Bild der ersten Entwicklung der Weiblichkeit gelten soll, oder nicht. In jenem Falle, fürchten wir, ist der Vf. der Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts sehr zu nahe getreten, und hat wohl gar die Mißgriffe einer verkehrten Erziehung der armen Natur aufgebürdet. Es läßt sich außerdem mit Grunde bezweifeln, ob diese einen verschiednen Charakter der Geschlechter im Geistigen vor dem Zeitpunkte anerkennt, in welchem sie den Keim der abweichenden Bestimmung körperlich entfaltet, und ob es nicht die schädlichen Folgen aller voreiligen Reife nach sich ziehen muß, wenn männliche oder weibliche Eigenthümlichkeit durch künstliche Behandlung hervorgelockt wird, wo noch bloß das unbestimmte Streben der Kindheit herrschend sein sollte. Fr. S. scheint so weit von dieser Ansicht entfernt zu sein, daß im Moritz wie in der Leopoldine der schneidende Gegensatz der Geschlechtscharaktere noch vor dem Eintritt in das jugendliche Alter der ganzen Darstellung zur Grundlage dient. — Auf jeden Fall würde es unbillig sein, der Weiblichkeit die frühe Ausartung des kleinen selbstsüchtigen Geschöpfs zurechnen zu wollen, da es in der That unter den unnatürlichsten Verhältnissen aufwächst. Der Anblick dieses so ungleichen und doch nie geendigten Kampfes zwischen der abgelebten und der heranwachsenden Verderbtheit hat etwas Peinliches. Der Graf ist nicht viel werth; aber er würde an Leopoldinen auch keine köstliche Eroberung machen. Er spielt im Verlauf der ganzen Geschichte die Rolle eines Sisyphus, der sich selbst dazu verdammt hat, den Stein bergan zu wälzen; und die unsägliche Geduld, die sein Egoismus aufwendet, um den Egois-

mus eines Kindes an sich zu feßeln (denn Leopoldinens Herz zu gewinnen konnte er sich doch wohl nicht schmeicheln?), läßt einen Abgrund von Leerheit, Gleichgültigkeit und Langerweile in seiner Seele vermuthen. Man nimmt zwar Partei gegen den Erfolg seiner durchaus unrechtmäßigen und den Zwecken der Natur zuwiderlaufenden Bemühungen: allein wie kann man sich mit Wärme für die Wiedervereinigung Leopoldinens mit dem treuen Fritz interessieren, den sie gar nicht verdient, da sie ihn jedesmal verleugnet hat, so oft ihre Neigung zu ihm mit der kleinlichsten Eitelkeit ins Gedränge kam? Der Knabe ist wirklich (ohne den wohlgerathnen Karrikaturzeichnungen der gnädigen Mama und des kleinen Christel, der ganz aus einem Stücke und ein Einfall origineller Laune ist, ihr Verdienst abzusprechen) die einzige recht behagliche Figur des Gemäldes. Der Einfluß des frühen Aufenthaltes in der Räuberhöle auf seine heroischen Gesinnungen ist meisterhaft dargestellt; indessen verliert sich diese Schattierung natürlicher Weise immer mehr, je länger er außerhalb derselben gelebt hat, und gegen das Ende ist er nicht mehr ein Seitenstück zum Moritz, er ist der leibhafte Moritz selbst. Gut, daß der Vf. beide in einem Alter vom Schauplatze abtreten läßt, wo die ungestümen Aufwallungen der frischen Lebenskraft noch für Charakter gelten mögen; er würde sonst genöthigt gewesen sein, denselben eine bedeutendere und näher bestimmte *) Individualität unterzulegen.

Mit der Vorliebe, welche jeden zu Gegenständen zieht, die ihm vorzüglich gelingen, läßt Fr. S. in diesen beiden Romanen seine Darstellungen großentheils im Gebiete der

*) Persönlichkeit 1828.

frühesten Jugend, ja des kindischen Alters verweilen. Die Geschichte der Kindheit faßt nicht selten große Aufschlüße über das nachherige Leben eines Menschen in sich. Sie kann daher auch als Einleitung oder Episode in einem Roman unstreitig sehr passend angebracht werden. Ob es aber die Erwartungen des Lesers vollkommen befriedigt, wenn die Geschichte da abbricht, wo der Mensch erst anfangen soll, mit selbständiger Kraft seinen Weg durch die verwickelteren Verhältnisse des Lebens zu suchen; ob es nicht mehr Anlagen und Andeutungen sind, als ein vollständiger sittlicher Charakter, was sich an einem Menschen offenbart, bevor auch der Charakter seines Geistes sich durch natürliche Reife und Bildung festgesetzt hat, wollen wir hier nicht entscheiden. Ist es mit dem innern Menschen nicht wie mit dem äußern, dessen Schönheit und Vollendung sich nur an Bildungen erkennen läßt, die ihr volles Wachsthum erreicht haben; weswegen diese auch für die bildende Kunst ein weit höherer Gegenstand sind, als die schwankenden, von der Natur nur flüchtig entworfnen, Züge des Kindes? Die Kindheit hat zwei ganz verschiedne Seiten, wovon die eine den Verstand unterhält, die andre das sittliche Gefühl in Anspruch nimmt: das Kindische und das Kindliche. Mit jenem Namen bezeichnen wir die Kontraste, woraus die ganze Existenz der Kinder zusammengesetzt ist, z. B. die Gewalt ihrer Begehrungen neben der Unzulänglichkeit ihrer Mittel; die *) Geringfügigkeit ihrer Zwecke und der Ernst, womit sie dieselben betreiben; ihre Nachahmung der Erwachsenen, die sich hier im verjüngten Maßstabe abgebildet sehen. Hauptsächlich aber liegt das Komische in dem gänzlichen Unbewußtsein ihrer

*) Kleinheit 1828.

eignen Drolligkeit, so wie immer ein lustiger Einfall am stärksten belacht wird, wenn der, welcher ihn vorbringt, ernsthaft bleibt. Das Kindliche hingegen (gleichsam die reine Menschheit in der Knospe), ist etwas so Zartes und Einfaches, daß es sich der dichterischen Darstellung zu entziehen scheint, und vielleicht nur unmittelbar durch die Rührung, die es in *) sittlich gestimmten Naturen erregt, anschaulich gemacht werden kann. Da Schulzens Romane überhaupt mehr den Kopf als das Herz beschäftigen, so versteht es sich von selbst, daß der Geist und Ton seiner Dichtungen es gar nicht mit sich brachte, diese Seite auch nur zu berühren. Das Belustigende im Wesen der Kindheit hat er aber meisterhaft aufzufaßen gewußt: seine Kinderscenen sind eben so **) anziehend als natürlich erfunden, und lebendig mit den fröhlichsten Farben ausgemalt.

[Bei allem, was man an der Leopoldine vermißen kann, behauptet sie immer einen ausgezeichneten Platz unter unsern Romanen. So beträchtlich auch seit ihrer Erscheinung die deutsche Litteratur in diesem Fache bereichert worden ist, wünschen wir doch nicht weniger lebhaft, der Vf. möchte eine mit so vielem Glücke betretene Laufbahn nicht für immer verlaßen haben.]

Der neue Froschmäusler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erstes Buch. Köln 1796.

Die Klage über Vernachläßigung des Einheimischen und Sucht nach dem Fremden ist so hergebracht unter unserm Volke, daß schon der Urheber des alten Froschmeuselers in der Zueignung die Unvollkommenheit seiner Schreibart dadurch entschuldigt:

---

*) sinnlich 1828. **) pikant 1797. 1801.

Wenn diß in unser Deutschen Sprachen,
Vnser Frosch nicht so zierlich machen,
So bitt ich habt mit jhn geduld,
Es hat daran die Landarth schuld.
Der Griech, vnd auch der Römisch Mann,
Schawt das er künstlich reden kan,
Sein angeborne Muttersprach,
Vnd helt das für ein grosse sach:
Der Deutsch aber lesset vor allen,
Was frembd ist, sich besser gefallen.
Lernt frembde sprachen, reden, schreiben,
Sein Muttersprach mus veracht bleiben.

[Auch der Herausg. des neuen Froschmäuslers wiederholt sie, und wer nicht bei müßigen Vorwürfen stehen bleibt, sondern selbst Hand an das Werk legt, um die vergeßenen Denkmäler deutscher Art und Kunst aus ihrem Dunkel hervorzuziehen, ist allerdings am Ersten dazu berechtigt.]

Mit bloßen unveränderten Abdrücken alter Gedichte hat es bis jetzt nicht sonderlich glücken wollen: dergleichen Unternehmungen sind fast immer aus Mangel an Liebhabern bald liegen geblieben. Es bleibt also fürs Erste nur der Weg der Erneuerung und Verjüngung übrig, um sie einem größeren Kreiße von Lesern genießbar und annehmlich zu machen. Reineke Fuchs ist uns vor Kurzem, obgleich in einer treuen Nachbildung, doch so leicht und zierlich behandelt *), wiedergegeben, daß sich schwerlich ein Fabelbuch auffinden läßt, das für Kinder und Erwachsene ergötzlicher wäre. Der Dichter des Froschmeuselers verhehlt es nicht, daß er jenes ältere Meisterstück sehr vor Augen gehabt, und damit zu wetteifern gesucht. 'Wie der Reinicke Fuchs', sagt er in der Vorrede, 'also ist dis Buch auch geschrieben und gemeinet'.

*) [durch Goethe.]

Was die Anlage des Ganzen betrifft, hat er sein Vorbild freilich bei weitem nicht erreicht. Im Reineke Fuchs geht die Handlung mit leichten Schritten immer steigend fort, die liebliche Fülle der Erfindung ordnet und rundet sich in einfache Umriße, und die Charaktere der eingeführten Personen sind selbst in den geringsten Reden und Handlungen meisterhaft gehalten. Um den luftigen Scherz, womit ein griechischer Dichter nur einige hundert Verse hindurch gespielt hatte, zu einem großen Buche zu erweitern, und alles hineinzubringen, was er hineinzubringen wünschte, mußte Rollenhagen seine Zuflucht zu der epischen Freiheit der Episoden in einer Ausdehnung nehmen, wodurch alles Verhältniß der Theile in seinem Werke aufgehoben worden ist. Erst im dritten und letzten Buch geht der Krieg der Frösche und Mäuse vor sich, und hier fängt auch der Dichter eigentlich erst an zu homerisieren; das erste und zweite Buch ist ganz mit den unendlichen Gesprächen des Königs der Frösche Baußback (Physignathus) und des Kronprinzen der Mäuse Bröseldieb (Psicharpax) ausgefüllt, die nicht so lange dauern könnten, wenn nicht dabei eine beständige Einschachtelung von Fabeln und Erzählungen in einander stattfände, so daß man oft nicht mehr weiß, wer der Erzählende ist. Hält man sich indessen an das Einzelne, so findet man überall eine für den Geschmack unsers Zeitalters zwar etwas derbe, aber kräftige, oft kecke und in hohem Grade lebendige Darstellung, einen Schatz von gesundem Verstand, Witz und Erfahrung, von gutgemeinten, gediegnen Lehren und Sprüchen, um die es dem Vf. hauptsächlich zu thun war. Ton und dichterische Weise sind im Ganzen die des Hans Sachs, obgleich Rollenhagen ein Paar Zeitalter nach ihm lebte, und sein Werk zu den Spätlingen der Meistersängerkunst gehört: denn es

Digitized by Google

erschien gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, und schon im ersten Viertel des folgenden wurden durch Opitz und andre ganz neue Formen und eine ganz verschiedne Art des Ausdrucks in die Dichtkunst eingeführt.

[Der jetzige Herausgeber oder 'der Ramler des siebzehnten Jahrhunderts', dem in der Vorrede das Verdienst der Arbeit zugeschrieben wird, hat die Eigenthümlichkeit der Urschrift zu bewahren, ihr den altdeutschen Schnitt zu laßen gesucht, indem er in der Sprache das bis zur Unverständlichkeit Veraltete, in der Ausführung das Weitschweifige, Zweckwidrige oder sonst Fehlerhafte wegräumte. Einige Kapitel des hier in der Umarbeitung gelieferten ersten Buchs sind ganz weggeblieben, andre verkürzt, und diese Auslaßungen sind durch eine Menge eingestreuter Züge die zum Theil sehr treffend und drollig sind, mehr als vergütet worden. Da schon Rollenhagen fichs hatte angelegen sein laßen, sein Buch zu 'einer förmlichen deutschen Lektion und Kontrafaktur seiner Zeit' zu machen, so hieß es in seinem Sinne arbeiten, wenn man die Anspielungen auf Vorfälle des wirklichen Lebens, der Beschaffenheit des Zeitalters gemäß, mit andern vertauschte, und das ist auf eine geschickte Art und mit großer Freimüthigkeit geschehen. Freilich findet hier die sonst beabsichtete Gemeinverständlichkeit des Gedichtes ihre Grenze. Viele aus der Klasse von Lesern, für deren Unterhaltung und Belehrung im Ganzen vorzüglich gesorgt ist, und denen zu Lieb der Herausgeber dem Buche durch die beibehaltnen Ueberschriften der Kapitel, durch die Angaben des Inhalts am Rande, und durch die saubern Holzschnitte ganz das Aeußre eines Volksbuches gegeben zu haben scheint, möchten wohl aus den Neugeadelten und den Kandidaten des Adelsstandes in dem vorausgeschickten Personenverzeichnisse nichts zu machen wißen, wenn sie auch etwa erriethen, wer unter Frau Reinhart, der klugen Füchsin im Norden, gemeint sei. Für solche Leser muß also ein Theil des Salzes, womit diese Fabeln gewürzt sind, seine Kraft verlieren. Kaliostro hingegen, 'ein Fuchs, angeblich ein Widder', der zum großen Gewinn des Gedichtes an die Stelle des im Originale befindlichen Goldkäfers und des Meeraffen getreten ist, der für Reinekens Frau Schätze graben will, wird auch solchen behagen, die mit diesem berüchtigten Wunderthäter hier erst Bekannt-

Digitized by Google

schaft schließen. Seine Geschichte ist so vorgetragen, daß sie für ein allgemeines Bild magischer Vorspiegelungen und bethörter Leichtgläubigkeit gelten kann. Nur ist es ein Uebelstand in dem alten Froschmäusler, der auch hier nicht gehoben worden, daß Reineke in diesem und andern Fällen der betrogene Theil ist. Es widerspricht nicht nur seinem Charakter, wie ihn das Werk schildert, woher er diesen Namen erhalten hat, sondern auch dem seit den ältesten Zeiten angenommenen Fabelcharakter des Fuchses. Ueberdieß erzählt er sowohl diese Geschichten, die seinem Verstande nicht viel Ehre machen, als was er von seinen Listen und Unthaten rühmt (und auch dieß ist der ihm zugeschriebnen Feinheit nicht angemeßen), ohne rechten Beweggrund. Eben das läßt sich gegen den Zusatz zu der aus dem Reineke entlehnten Fabel einwenden, wie der Fuchs zwischen einem Bauern und einer Schlange Richter ist; im Froschmäusler nämlich spricht er sein weises Urtheil aus eigennützigen Absichten, und wird dafür am Ende schmählich hintergangen. Glücklicher sind die sonstigen mit dieser Fabel vorgenommenen Veränderungen, wie überhaupt Rollenhagen seine Erfindungskraft hauptsächlich dadurch zeigt, daß er schon bekannten Geschichten eine neue Wendung zu geben, und eine andre Deutung hineinzulegen weiß. Zum Beispiele kann das Abenteuer des Ulysses mit der Circe dienen Seine in verschiedne Thiere verwandelten Gefährten werden hier zuvor befragt, ob sie zur Menschheit zurückkehren wollen, und verweigern es insgesammt, indem sie ihren ehemaligen Stand mit sehr dunkeln Farben schildern. Besonders artig vergleicht die Nachtigall das Ungemach, welches sie als Lautenist am Hofe ausgestanden, mit ihrem jetzigen freien Sängerleben in den Lüften. In Ansehung der Art, wie Ulysses eingeführt wird, beziehen wir uns auf das über die innre Einrichtung des Gedichtes Gesagte. Man findet noch sonst gar vieles, was sich unter Fröschen und Mäusen nicht erwarten läßt: der Bischof Hatto von Mainz mit seinem Thurm durfte freilich in einer Mäuse-Encyklopädie nicht fehlen (3. B. 13. Kap.); aber auch der ägyptische König Amasis, der Philosoph Demonax und dergleichen mehr kommen vor.

Um von dem Geiste und Tone des Originals und der Gestalt, die es unter den Händen des Bearbeiters gewonnen hat, zugleich einen Begriff zu geben, wählen wir eine Stelle, wo er jenem im

Wesen der Sache ganz treu geblieben ist, und nur den Ausdruck verändert hat. Bröseldieb erzählt, wie ihn in seiner Jugend die Mutter vor der Katze, dem Erbfeinde des Mäusegeschlechts, gewarnt, den er noch nie erblickt hatte. Er sieht die Katze, ohne etwas Feindliches in ihr zu ahnden, und hält vielmehr einen Haushahn für den so schrecklich beschriebnen Murner.

Ich gieng. Da saß im Sonnenschein
Ein schönes weißes Jüngferlein,
Die Aeuglein glänzten hell und klar.
Es leckt' und schlichtete sein schönes Haar,
Küßt' in die Händ', und wusch sie rein
An seinen zarten Wängelein.
Das Herz im Leibe klopfte mir;
Schon wollt' ich springen hin zu ihr,
Um sie mit adeligen Sitten
Um ihr Liebherzelein zu bitten,
Und ihr zu küssen die weiße Hand;
Als plötzlich ich zur Seit' erkannt'
Ein gar erschrecklich Wunderthier;
Die Haut vor Schrecken grißelte mir.
Vom Haut zum Fuß war seine Gestalt,
Wie man die Basilisken malt,
Auch Poltergeister und den Teufel.
'S ist Murner, dacht' ich, sonder Zweifel!
Der Kopf lief zu in einen Schnabel,
So krumm, als spitz; und einer Mistgabel
Glich auch sein Fuß mit scharfen Zinken,
Wie rechter Seits, so auf der linken.
Ein langer blutgefärbter Bart
Hieng unterm Kinn, nach Judenart.
Ein Thurm vom Kopf und von dem Schnabel
Stieg in die Luft, wie der zu Babel;
Und hinten am geheimen Orte
Fuhr, schien's, aus der bewußten Pforte
Ein höllisch Feu'r in gelben Flammen;
Die schlugen über ihn zusammen,
Daß man nicht konnte sehn, woher.
Wohl zehn Hatschiere oder mehr
Stolzierten hinter dem Gräulichen her,
Gekleidet wie er, doch nicht so prächtig.
Auf einmal blieb er stehn bedächtig,
Und schrieb in Sand mit seinen Gabelfüßen,
Ich weiß nicht was, mag's auch nicht wißen;
Und rief: 'kuk! kuk! kurrit! merkt auf!'

Da sprang herbei das Gefolg im Lauf,
Zu schauen, was er hätt' geschrieben.
Auf einmal springt — ich bitt', Eu'r Lieben
Woll'n nicht erschrecken! — das Ungethüm
Auf einen Pfosten, schlägt ungestüm
Mit beiden Armen in die Luft,
Sperrt auf den gräßlichen Rachen, und ruft;
Mir schien's als wollten die Worte sagen:
'Packt, packt ihn hurtig bei dem Kragen!'

Zur Vergleichung setzen wir einige Zeilen aus der Beschreibung des Hahns her, wie sie im alten Froschmäusler lauten:

Es tratt aber am platz herumb,
Im Hauß die Leng und in die krümb,
Ein erschreckliches wunderthier,
Dafür die Haut erschüttert mir.
Vom Heupt zu fuß aller gestalt,
Wie man ein Basilischen mahlt......
Fornen am Kopff war er geschlacht,
Wie man die bösen Geyster macht.
Mit einem krummen spitzen schnabel,
Hat Füß getheilt wie ein Mistgabel,
Und in zwey spitz getheilten barth,
Nach Manthieres grewlicher arth. u. s. w.

Von eignen Zusätzen des Bearbeiters, die Bezug auf unser Zeitalter haben, führen wir nichts an: sie werden schon von selbst ihre Leser entweder anlocken, oder auch nach Verschiedenheit der Meinungen und Parteien entfernen. Denn freilich zweifeln wir, ob unser neuer Rollenhagen bei solchen, die nicht schon im voraus seine Wahrheit als die ihrige anerkennen, den Zweck erreichen wird, welchen der alte so treuherzig ausplaudert:

Dieweil man jtzt der weißheit Wort,
Weder von Gott noch Menschen hort,
Ist bdacht, ob jemand was er solt,
Von Fröschen und Meusen lernen wolt.

Ein Interesse ganz anderer Art kann der Sprachforscher und Kenner, für den der ursprüngliche Froschmäusler ein Schatz ist, auch bei dem erneuerten befriedigt finden, indem der Bearbeiter theils alte Wörter und Redensarten mit Wahl gebraucht, theils hie und da neue zu bilden versucht hat.]

Heinrich, eine Geschichte aus d. Engl. des Hrn. Cumberland. Bremen 1796. 2 Bde.

In einem der Einleitungskapitel zu den zahlreichen Büchern dieses Werkes findet sich die folgende Stelle. 'Eine Geschichte erweckt unstreitig Ueberdruß, wenn sie in einer gemeinen und platten Sprache erzählt wird; wenn sie mit gezierten Redensarten oder blühenden Schilderungen, die das Interesse nicht befördern, gespickt ist; wenn sie in einem pedantischen künstlichen Stil, der sich zu den Charakteren im gemeinen Leben nicht schickt, vorgetragen wird; wenn plumpe Späße und Zoten die Stelle des Witzes einnehmen; wenn der Erzählende entweder zu oft von der Hauptsache abweicht, oder zu lange und zu umständlich bei Dingen, die nicht wichtig sind, verweilet' u. s. w. Wir müßen gestehn, daß sich alle diese Fehler mehr oder weniger in vorliegender Geschichte finden. Der Vortrag macht allerdings Ansprüche auf Leichtigkeit und Laune, ist aber um so künstlicher und pedantischer, ja obendrein voll Wiederholungen. Die Reden der Personen schicken sich gut genug zu ihren Charakteren, aber diese sind meistens gemein und plump. Man wird einräumen, daß z. B. ein versoffenes Weib wie Mrs. Cawdle keine geschickte Gelegenheit ist, sich nach der Absicht des Vfs. über den Enthusiasmus (im Sinne des englischen Sektengeistes genommen) lustig zu machen, und daß, wenn derselbe 'unter den Auspicien seines würdigen Freundes Ezechiel aus einer reinen Quelle fließend dargestellt wird', die Darstellung im höchsten Grade langweilig ausfällt. Der Uebersetzer hat indessen seine Arbeit redlich gethan; nicht so redlich wäre beßer gewesen: er hätte die Predigten des Methodisten alle wegschneiden sollen. Der Vf. hat übrigens bei diesem Fündling den des Fielding vor Augen gehabt, nur ist der seinige ein gut Theil zahmer geworden, und überhaupt die Bemühung sichtbarer als das Gelingen. Er hat sich zu nah an die Form jenes Romans gehalten, um nicht den freien Geist desselben zu verfehlen.

---

1) Das Vermächtniß. 2) Die Advokaten. 3) Dienstpflicht. Schauspiele in fünf Aufzügen. Von A. W. Iffland. Lpz. 3 Bde. 1796.

Es wird allgemein anerkannt, daß Iffland den Hauptzweck seiner Darstellungen, die moralische Belehrung, seit dem Anfange seiner Laufbahn unverrückt im Gesichte behalten hat. Bis in ihre kleinsten Theile sind alle seine Werke von dem Bestreben nach Nützlichkeit durchdrungen, und die Freiheit des Dichters ist oft, unstreitig mit Selbstverleugnung, der strengen Gerechtigkeit des Sittenrichters aufgeopfert worden. Bürgerliche und häusliche Zucht, schlichte Rechtschaffenheit und vernünftige Genügsamkeit sind uns durch wiederholte Kontraste, in vollständigen Schattierungen, ja selbst durch eingeschobene Reden, die unsre öffentlichen Volkslehrer in die ihrigen hätten aufnehmen können, vielfältig ans Herz gelegt. Dabei wußte Iffland das dramatische Leben in seinen Schauspielen, wenigstens durch die Gewandtheit des Dialogs und gewisse Charaktere so gut zu erhalten, daß sich das Publikum bisher die Predigten bestens gefallen ließ. So manche auffallende Worte und überraschende Wendungen würzten sie ihm, und erwarben neue Bewunderung, auch wo sich Iffland nicht allerdings neu zeigte. Denn freilich sehen wir ihn, der als Schauspieler die mannichfaltigsten Gestalten anzunehmen weiß, als Schriftsteller eigentlich nur in einer einzigen. Besonders seit einigen Jahren läßt er sich, so zu sagen, mit stehenden Lettern drucken. Inhalt, Gang, Hauptgedanke und Ausführung im Einzelnen, alles sieht sich, in dem letzten Dutzend seiner Stücke ungefähr, zum Verwechseln, gleich. Nur wird der ursprüngliche Hang, die Häßlichkeit des Bösen mehr als

die Liebenswürdigkeit des Guten ans Licht zu ziehen, immer sichtbarer. Iffland hat für sich auch nicht Unrecht, mit künstlerischem Wohlgefallen bei solchen Schilderungen zu verweilen: sie sind diejenigen, welche ihm am besten glücken. Das Gute erscheint bei ihm stets beschränkt und unter Bedingungen, oft auf Kosten einer höheren Ausbildung erkauft, ja geradezu in Begleitung der Einfalt, oder durch übertriebne Reizbarkeit entstellt, oder durch harte, rauhe, trockne Formen aller Anmuth beraubt. Das Laster hingegen zeigt sich ganz unbegränzt. Man hat von jeher die Bösewichter sehr viel auf unsrer Bühne gebraucht, doch mehrentheils eine Klasse aufrichtiger Bösewichter, die durch Kraft oder Leidenschaft und irgend einen Zusatz von Sittlichkeit ihre Stelle verdienen, und einigermaßen ehrlich genannt werden können. Aber Iffland hat das Verderbte mit dem Kraftlosen, das Verworfne mit dem Lächerlichen gepaart. Vielleicht darf man behaupten, daß diese Behandlung selbst seinen guten Absichten Eintrag thut. Wer wird nicht mit Widerwillen gegen die menschliche Natur von dem Schauplatze zurückkehren, wo man ihn mit dem Ekel gegen ihre mögliche Ausartung übersättigt, und eine so kurze Erholung dagegen gereicht hat? Die Uebung der sogenannten poetischen Gerechtigkeit (welche oft nichts weniger als poetisch ist) stellt das Uebel nicht wieder her. Der Gute mag siegen: die Handlungen und die Demüthigung des Bösen hinterlaßen einen niederschlagenden Eindruck, der allen Triumph verbietet, die Einbildungskraft befleckt und die Flügel der Seele lähmt. So ist in dem zuerst genannten Stücke, 'das Vermächtniß', die Hauptperson ein Ungeheuer von Weibe, das ein ganzes Leben und diese fünf Aufzüge hindurch einen armen Mann tödtlich foltert, um eine Erbschaft von ihm zu erpressen.

Ihren Gatten und zwei Schwestern hat sie bereits in das Verderben und ins Grab gestürzt. Ein pedantisch spitzbübischer Amtmann steht ihr zur Seite. Sehen wir hier mit einer andern Befriedigung den Vorhang fallen, außer der, daß er uns schmerzliche Auftritte verbirgt? Wenn das Weib fortfährt, nach denselben Grundsätzen zu handeln, so können wir uns das Stück nicht einmal als geendigt denken. Es giebt der Fäden noch genug, womit sie den gequälten Mann wieder umstricken kann, da sie ihm ihr Kind verkauft hat, und das ausgestandne Leid ihn mürbe machte. Was ist nun das Gegengewicht? Ein Paar redliche Bauern, ein treuherziger Bursch, der allenfalls einem jeden Herrn brav dienen würde, und ein gekränkter Unschuldiger, dem es wahrscheinlich ehemals an Entschloßenheit fehlte, und der noch immer zu empfindlich und gereizt der Bosheit gegenüber steht. Die Rettung des Kindes ist das Einzige, was Freude machen könnte, wenn die Mutter nicht noch zu fürchten stände. Dafür müßen wir Zeugen solcher Scenen sein, daß, wer sie ansehen kann, ohne daß sich sein Innerstes dabei umwendet, sich wenigstens nicht ohne Ziererei weigern darf, einer Hinrichtung beizuwohnen. Iffland hat in dergleichen Fällen noch dazu eine schöpferische Gewalt und eine launige Fülle derselben, die sogar dem Abscheu Bewunderung abnöthigt. Die Hofräthin *) sagt, wie sie ihren Schwager einsperren laßen will: "Angepackt, fortgeführt, eingesteckt, Ader gelaßen, eingegeben, angefahren, Diät gehalten, Zugmittel, Brechmittel, wieder Ader gelaßen, kein Buch, kein Meßer, keine Schnallen, nicht rasiert, zugesprochen, das Geld genommen; — in acht Tagen wäre er rein toll gewesen, das muß ich

*) beschreibt 1828.

wißen.' Der Begriff einer Furie ist gelinde gegen den, welchen wir uns von einem Weibe machen müßen, das so redet. Die Göttinnen der Rache hatten, selbst wenn sie höllische Qualen anordneten, etwas Göttliches, ja etwas Menschliches in ihrer Natur; doch für ein herabgekommnes menschliches Wesen, wie jene Frau, haben wir keine Benennung als die, welche das Verbrechen zugleich mit der tiefsten Verachtung brandmarkt. Ihr Charakter ist Infamie. Sehr sonderbar wird an einer andern Stelle das ganze Elend der Art zugeschrieben, wie die Leute in den Städten heiraten; die Ausführung dieses Gedankens giebt zwar ein artiges Stück für sich bestehender Moral, scheint aber ganz und gar nicht hieher zu paßen. Es dünkt uns übrigens, die Tochter der verstorbnen Geliebten jenes Unglücklichen hätte, wenn sie persönlich aufgetreten wäre, einen wohlthätigen Einfluß auf das Stück haben können

In den 'Advokaten' haben wir es mit einem Bösewicht zu thun, der von einer Kranken, die schon ohne Besinnung lag, ein Testament erschlichen, und unmündige Waisen um ihr rechtmäßiges Erbe gebracht hat. Um diesen Betrug zu verbergen, den die Gewißensbiße eines Sterbenden und die Ehrlichkeit eines Advokaten kund zu machen drohen, sucht er den Advokaten vor unsern Augen durch eine Flasche Wein zu vergiften. Es ist nicht einzusehen, daß es durchaus zu dieser Extremität kommen mußte, um den Knoten des Stücks zu lösen, dessen übrige Rollen mit einem schwachen, gutmüthigen Geheimerath, mit dem Vater desselben, einem braven Handwerker, und mit ein Paar Frauenzimmern besetzt sind, wovon die eine vorzüglich wahre Achtung verdient, und daher in einem ifflandischen Schauspiele keine gewöhnliche Erscheinung ist. Selten erheben sich die Frauen bei ihm über das

Gemeine. Wo sie gut sein sollen, flößt entweder ihre Passivität oder ihre Ueberspannung Mitleid ein; oft sinken sie noch unter das Gemeine hinab und erregen Abscheu, oder sie verlieren sich ganz ins Unbedeutende. Mlle Reißmann hingegen zeigt sich als ein edelmüthiges, selbständiges Wesen. Nur bringt der Mangel an Selbständigkeit im Geheimerath, ihr gegenüber, einen desto stärkeren Uebelstand hervor, da sie ihm selbigen so deutlich und wiederholt vorrückt; und wenn auch diese Härte sie nicht unliebenswürdig machte, so würde man doch ihr künftiges Glück in Zweifel ziehen müßen. Wurde die Schwäche des Geheimeraths nothwendig zur Oekonomie des Stücks erfordert, so hätte man ihm dennoch die hülflose Aeußerung am Ende des vierten Aufzugs ersparen können, wo er einen Menschen, der sich ihm mit keinem Worte nähert, um den Hals fällt, bloß weil dieser da steht. Allein Iffland überhebt die armen Sünder, die er aufführt, gewiß keiner Demüthigung. Er scheut sich nicht, das Ehrgefühl zu zerknicken, um die Zerknirschung zu vollenden. Wir bitten ihn nicht, einen Mörder wie den Hofrath zu verschonen; doch wären wir gern mit solchem verschont geblieben. Iffland schreibt freilich keine Komödien, er schreibt Schauspiele; allein auf das wahrhaft Tragische ist doch nichts darin berechnet. Es ist zu befürchten, daß uns eine Vergiftung als eine gewöhnliche bürgerliche Begebenheit erscheinen möchte, wenn wir sie da antreffen, wo wir eine Vorstellung des alltäglichsten Lebens zu erwarten Ursache haben. Dem Advokat Wellenberger hat Iffland eine große und fast komische Geschicklichkeit ertheilt, das Gewißen eines Verbrechers zu handhaben, ob man gleich die Angst des Hofraths nicht für reines Gewißen halten kann. Jener sagt selbst zu diesem: 'Hier steht das

Verbrechen, da steht der arme Sünder und hier stehe ich als Richter. — Hiemit knien sie in diesem Augenblick unter mein Schwert'; und nachher von ihm: 'Er hat vor dem Scharfrichter gestanden'. Werden die Kraftworte und Denksprüche der Redlichkeit, womit wir zuletzt nach Hause geschickt werden, diesen Eindruck vergüten? und ist es denn wirklich derjenige, dessen das Publikum so dringend bedarf?

Das dritte Schauspiel, 'Dienstpflicht', zeichnet sich durch die Rolle eines ehrlichen Juden vortheilhaft aus. Es ist nichts in ihr Karikatur, auch der Edelmuth nicht; das Menschliche und das Nationale sind mit wahrer Kunst ineinander verschmolzen; und, in dem nämlichen Sinne gespielt, worin die Rolle niedergeschrieben ward, thut sie die günstigste Wirkung. Bei den andern Personen befinden wir uns wiederum unter Bekannten. Ein standhafter, gerechter Mann, ein redlicher Freund, einige Bösewichter und ein Schwächling; aber auch ein edler Fürst, eine gute Frau und ein Kind, das man mit Vergnügen, zumal in den letzten Auftritten sieht, welche es durch seine Gegenwart mildert. Dem Gerechten könnte man vorwerfen, daß er, wie sich aus der ersten Frage an seinen Sohn schließen läßt, diesen von jeher so knabenmäßig behandelt hat, daß er sich selbst um sein Vertrauen brachte, woher denn das Unheil entstand. Der Sohn ist eben der (wie ihm der Fürst ins Gesicht sagt) 'Schwächling; einer von den Menschen ohne Charakter, die lieber übermorgen zu Grunde gehn, als heute einen ernsthaften Schritt wagen. Ihre schlimmen Handlungen verdienen keine Verachtung, Ihre guten Handlungen keine Achtung. Man kann Sie bedauren, aber man kann sich nicht an Sie anschließen. Man kann nicht auf Sie rechnen, Sie sind ein leidendes Wesen — Bösewichter bauen nicht auf Sie, gute

Menschen vertrauen Ihnen nicht genug.' — Welche Faßung soll der arme Schauspieler annehmen, während er eine solche Rede anhört? Man glaubt ihn körperlich wegschwinden zu sehen, wie er innerlich ganz vernichtet wird, und schlägt die Augen nieder, wie vor jemanden, der auf der Schandbühne steht. Ist dieß wirklich die Art, wie ein weiser Mann dem guten, aber schwachen, Willen aufzuhelfen suchen wird? Sollte man dergleichen Menschen nicht eher über ihr Dasein emporheben, wenn sie gefallen sind, um ihnen das Zutrauen zu sich einzuflößen, ohne welches die Entehrung rettungslos ist? Das Einzige, was dieser noch vermochte, und wohin der Freund ihn trieb, war, daß er sich eine Kugel vor den Kopf schießt. Auf diese Weise endigt das Stück wieder mit einer lebhaften Vergegenwärtigung des menschlichen Elends. — Der Fürst ist in seinen Ausdrücken wohl zu empfindsam und zu bildlich. 'Nicht Kriegsrath mehr — Herzensrath — Gewißensrath'. 'Die Säle dieses Schloßes sind groß; wenn Menschen sie ausfüllen, die mit Vertrauen zu mir kommen, dann ist große Galla, und mein Herz ist nie zu eng für ihr Anliegen'. Wenn der Jude sagt: 'Bei diesem Handel do — den ehrlich Mann zu rette, sind mer gelobt hundert von hundert. — Wer zahlt die? wer? — Der großmächtig Handelsherr da drobe' (auf den Himmel deutend), so ist dieß Wort im Geiste seines Standes, seiner Bildung, und wird immer mit Beifall aufgenommen werden. Der Fürst hingegen müßte sich allgemeiner, seiner und weniger versinnlicht ausdrücken. Wir wißen wohl, daß diese 'Manier' des Verfaßers schon oft Wohlgefallen erregt hat; aber es giebt der Gelegenheiten, sie schicklich anzuwenden, in dem Kreiße, worin er sich gewöhnlich mit seinen Darstelluogen bewegt, so viele, daß er sie um so weniger jemals in eine Unschick-

lichkeit verwandeln, und stets die gehörige Unterscheidung dabei beobachten sollte. Hierher gehören auch die überraschenden sententiösen Antworten, die einen wesentlichen Theil seines Dialogs ausmachen, und von denen sich eine Sammlung auffallender Beispiele aus jedem ifflandischen Stücke ziehen ließe, welche bei weitem nicht alle getadelt, worunter aber auch viele nicht gelobt werden können. Sie tragen das Ihrige zu jener Einförmigkeit bei, worunter endlich selbst der Beifall der Menge erliegen muß. Das *) Auffallende, wenn es immer wiederkehrt, muß natürlich mehr ermüden als der nüchternste Ausdruck. So sorgfältig Iffland nun auch die Charaktere in jedem einzelnen Schauspiele von einander sondert (daß die nämlichen meistens wieder zum Vorschein kommen, ist etwas andres), so stehen sie doch unter der Herrschaft einer gemeinschaftlichen Art zu sprechen, deren auszeichnendes Merkmal vorzüglich jenes Bildliche ist, das dem Juden wohl stand, und den Fürsten mißkleidet. Nachdrücklich, aber nicht edel, ist die Sprache immer von dem nächsten Gegenstande, von den Handthierungen und täglichen Geschäften entlehnt, oder mahnt das irdische Leid und Vergehen an die himmlische Freude und Wiedervergeltung. Wo sie sich erheben will, geht sie in Deklamation und Salbung über. Nur wenn sie in die Wuth gemeiner Triebe ausbricht, gränzt sie wahrhaft an das Genialische.

Iffland hat, da er zuerst als Schriftsteller auftrat, zu solchen Forderungen berechtigt, daß es schmerzlich fällt, im Lobe rückwärts gehen zu müßen. Nichts wäre leichter, als ihn, so oft er erscheint, mit einer unbedeutenden Erwähnung

*) Frappante 1797.

anerkannter Talente abzutfertigen. Allein wer wahres Interesse für das Theater hat, wird diese Gleichgültigkeit nicht von sich erlangen können. Wohin ist *) Hr. J. auf dem erwähnten Wege gerathen? Er schilderte uns anfangs die Gefahren der Leidenschaft, die schlüpfrige Bahn des Ehrgeizes. Er versetzte uns in die Mitte achtungswürdiger, vielleicht durch den Fehltritt eines ihrer Mitglieder bekümmerter Familien. Aber er ließ dem Tröstenden, dem Beßern noch die Oberhand. Jetzt zeigt er uns allenthalben nichts als Zerrüttungen, Versunkenheit, Zwiespalt, unglückliche Ehen, Verbrechen, die vor Kriminalgerichte gehören, herabgewürdigte Naturen, die ihre eignen Henker sind. Mit dem Häßlichen und Schlechten will er unsre Einbildungskraft ergötzen; nie läßt er seine Personen den Kopf über ein gemeines, eingeschränktes Verdienst emporheben, damit nur nicht die gehörige Mäßigung übersprungen werde. Er räumt dem Schönen auch nicht das kleinste Plätzchen ein; ja er nimmt fast keine andre Leidenschaft auf, als die aus den niedrigsten Trieben entspringt. Wo er Liebe schildert, ist es nur nothdürftig so viel, als sich für einen ordentlichen Haushalt schickt. Versinkt auf diese Art die Kunst an der Hand der gepriesenen Natur nicht endlich in den Schlamm, der sich freilich auch im Gebiet der letzten befindet?

Diderot war es, der zuerst gegen verjährte Angewöhnungen und Konventionen die Rechte der Natur, als des Grundgesetzes für den dramatischen Dichter, zu behaupten suchte; allein er machte es nicht zum Zweck seiner Schauspiele, schlechten Menschen das Gewißen zu schärfen, sondern edle Gemüther in ihrem Gefühle von der Würde der Menschheit zu bestärken. So vortheilhaft er auf der einen Seite,

*) dieser beliebte Schauspieldichter auf u. s. w 1828.

theils unmittelbar, theils durch seinen Einfluß auf Lessings Theorie und Ausübung für unsre Bühne gewirkt hat, besonders um uns der Feßeln zu entledigen, die eine blinde Nachahmung der Franzosen den deutschen Dichtern angelegt hatte, so hat er doch auf der andern Seite zu sehr verderblichen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Seine Begriffe von sittlicher Belehrung, von Natur, von Wahrheit der Darstellung, von Täuschung haben sich unter den Händen seiner Nachfolger so vergröbert, daß nun der Zuhörer unaufhörlich mit seinen häuslichen und bürgerlichen Pflichten unterhalten wird; daß nichts mehr für natürlich gilt, als das Alltägliche und platt Prosaische; daß man glaubt, die geringste verschönernde Erhöhung hebe die Wahrheit auf. Bei der gänzlichen Ausschließung der Natur, bei der absoluten Herrschaft des Konventionellen und Manierierten, und der daraus entstehenden Leerheit und Armut, kurz bei der Verfaßung des tragischen Theaters der Franzosen wurden doch wenigstens die Ansprüche der Kunst rege erhalten, wenn sie schon nicht befriedigt werden konnten. Wir hingegen sind so weit gediehen, daß an unsern gewöhnlichen dramatischen Produktionen keine Spur mehr vom Begriffe eines freien, ächten Kunstwerkes zu entdecken ist. In dieser Richtung ist es fast nicht möglich, noch weiter vorwärts zu kommen, oder richtiger, noch tiefer hinab zu steigen. Vielleicht ist daher der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo man auf dem Theater, wie in andern schönen Künsten, nur gewählte Natur durch das Medium erhöhter Darstellung wird erkennen wollen, und wo Poesie und Drama nicht mehr für fremdartige, ja entgegengesetzte, sondern für unzertrennliche Dinge werden gehalten werden.

Digitized by Google

1) Erich und Abel. Ein vaterländisches Trauerspiel von C. A. Rüdinger. Schlesw. 1796.
2) Der Vicekanzler. Ein Schauspiel von Kratter. Wien u. Lpz. 1797.
3) Ahnenstolz und Edelsinn. Ein dramatisirtes Familien-Gemälde in sechs Acten. Nürnb. 1796.

Der Gegenstand von Nr. 1. ist ein Brudermord. Der Gang des Stücks schleppt sich mühsam bis zur Katastrophe fort, und es gleicht mehr unsern dialogisierten Geschichtsromanen, als einem zusammengedrängten dramatischen Ganzen. Alles Aufwandes von schauerlichen Scenen ungeachtet, hat der Vf. doch nie einen tragischen Eindruck hervorzubringen vermocht, sondern höchstens eine gewisse unheimliche Empfindung. Auch diese wird nur durch die nächtliche Angst bei der Annäherung des Feindes, und keineswegs durch die beiden Geistererscheinungen erregt, welche durchaus ohne alle Wirkung bleiben. Man erschrickt ganz und gar nicht über den heiligen Wenzeslas, der von Böhmen nach Schleswig reiset; dafür hat der Vf. den gehofften Vortheil, daß man sich eben so wenig über ihn verwundert. Die Geistlichen, die hier in ihrem gewöhnlichen Ornat als die Bösewichter auftreten, sind ganz besonders naiv: die Sarkasmen gegen sie sind ihnen selbst in den Mund gelegt. Eine Unterredung zwischen zwei abergläubischen Kammerfrauen ist auf eben die Art behandelt, und klingt gerade so, als wenn sie zum Scherz ihren eignen Charakter parodieren. Kurz, die Verzierungen, welche der Vf. hinzugethan, werden ihm schwerlich Interesse gewinnen, und die genauen historischen Details, an die er sich hält, können höchstens innerhalb des vaterländischen Bezirks als eine Entschädigung für die übrigen Mängel gelten.

Nr. 2. fängt gleich mit der Kassation des Vicekanzlers an, schreitet dann zur Entlarvung der Bösewichter, die ihn gestürzt haben, und endigt mit einer Wiedereinsetzung in alle Ehren und Würden. Man weiß das auswendig. Hr. K. scheint diesesmal fast weniger seinem eignen Genius, als einem andern beliebten Theaterdichter gefolgt zu sein. Was sich im Plane etwa Neues

findet, dünkt uns nicht zum besten verknüpft. Der Vicekanzler hat eine seiner Töchter, ein junges Mädchen, die durch den Verlust eines Ringes, welchen sie zu einer wohlthätigen Absicht anwenden wollte, in einen stilien Wahnsinn verfallen ist, in ein Hospital gemietet. Diese Grausamkeit läßt der Vf. ihn begehn, damit ein Prinz die Tochter füglicher da besuchen, ihre Schwester bei ihr treffen, und diese alsdann in den Verdacht einer gegebnen Zusammenkunft gerathen könnte. Ein Ring, welchen der Prinz der armen Kranken vorhält, heilt sie auf der Stelle. Sie bekömmt ihn zum Geschenk, und er soll nachher die Familie aus einer Verlegenheit reißen, worin man sie von allen Seiten zu verstricken sucht, als einer der bewußten Bösewichter ihn wieder zu entwenden weiß. Es möchte wohl paßender sein, wenn die Melancholie des Mädchens lieber mit der Geschichte ihres Herzens, als mit dem Ringe in Verbindung gesetzt wäre, da sie nun ganz das nachtheilige Ansehen eines bloß körperlichen Uebels bekömmt. Die großmüthige That des jungen Mannes, der seiner Geliebten selbst anräth, den boshaften Verderber ihres Vaters (der auch im Vorbeigehn seinen Neffen vergiften laßen will), zu heiraten, um den Vater zu retten, erweckt nicht die beste Meinung von seiner Geistesgegenwart, oder macht vielmehr, so hoch auch seine Talente gepriesen werden, überhaupt die Gegenwart eines Geistes in ihm verdächtig. Man kann deswegen unmöglich Theil an der rührenden Abschiedsscene, oder an folgendem Stoßseufzer nehmen, den er seiner Geliebten nachschickt: 'Das hat mir mit glühenden Zangen die Seele aus dem Herzen gerißen.' — 'Tugend', heißt es da, 'auch du forderst manchmal gleich der Tyrannei eines Götzen unmenschliche Opfer'. Das thut die Tugend nicht, wenn sie sich auf sich selbst versteht. Der letzte Volksaufstand vor dem Hause des Kanzlers, wo man 'nebst wüthendem Geschrei, Fenster von außen einwerfen, Steine praßeln, Säbel klirren hört, und Rauch und Flammen aufsteigen sieht', bringt in dieses bürgerliche Drama einen Theaterlärm, der selbst bei der Darstellung einer öffentlichen Begebenheit unschicklich und unangenehm sein würde.

Jeder Menschenfreund muß die Absicht des Vf. von Nr. 3., Vorurtheile auszugleichen, und einen billigen Verein aller streitenden Theile unsrer gewöhnlichen Verfaßungen zu befördern, von

Herzen loben. Darum möchte der Kunstrichter lieber nicht verbunden sein, ein Wort über die Ausführung zu sagen. Der schwülstige Stil derselben, der unnütze Aufwand gewaltsamer Ausdrücke, die Verzerrungen des Gefühls machen einen wunderbaren Abstich gegen jene in der Vorrede angedeutete so mäßige Sinnesart. Eine vollständige Reihe von Belegen zu dieser Behauptung möchte eben so lang werden, als das Schauspiel selbst. Wir geben ohne besondre Auswahl nur einige. Ein junges Mädchen flehet den Tod an: 'Dauerahndend, Schöpfer, sehne ich mich nach meines Stoffes Ursprung'. 'Graf, Sie haben nie die Fingerspitzen in die tiefen blutenden Wunden gelegt, die der Aufruhr der Kinder gegen wohl gemeinten Vaterrath der väterlichen Liebe schlägt'. 'Ich liebe Ihre Tochter gränzenlos; aber mit der Liebe, die des Seraphs Hymne preist'. 'Der kleinliche Spalt, der Götzen schafft, der schuf auch Sie — unnatürlicher Vater'. 'Wahre Liebe formet Gott'. Ein Bruder drückt sich über den Verdacht, daß seine Schwester mit seinem Vater einverstanden sei, ihm seine Geliebte zu entziehen, unter andern so aus: 'Ida — meine Ida konnte mich hinabstürzen bis in die unersättlichen Rachen gefräßiger Ungeheuer, sich freuen mit dem gräßlichen Lächeln der Höllengeister über die entsetzliche Blutscene — o Gott! und du konntest das sehn — ließest nicht treten das schauervolle Bild der verschleierten Ewigkeit zwischen sie und ihre Gräuelthat — schrecktest sie nicht zurück, als Naturstimme nicht mehr vermochte sie abzumahnen vom Brudermorde?' Die Anweisungen für den Schauspieler oder zu möglichster Versinnlichung des Stücks für den Leser, da es schwerlich gespielt werden kann, sind selten geringer abgefaßt als 'wie vom Blitz getroffen, zurücktaumelnd erschrocken, langes graunvolles Schweigen, mit gebrochnem Laut, schaudert hinter sich' u. s. w. Giebt es denn wirklich kein andres Mittel die Menschen zu beßern, als ihren Geschmack zu verderben?

---

1) Margaretha die Maultasche, Gräfin von Tyrol. Ein vaterländisches Schausp. nach der Geschichte. Von Adolph Anton. Cilli 1795.
2) Das Recht der Erstgeburt. Ein Schausp. von Kfrr. Wien 1796.
3) Die Theatergarderobe. Ein Original-Lustsp. von Karl Rosenau. Prag u. Lpz. 1797.
4) Die Hautboisten. Lustspiel von Wilh. Bröckelmann. Cassel 1797.
5) Der Trauschein. Ein Lustsp. von H. Cöthen 1796.
6) Die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramat. Kleinigkeit von A. v. Kotzebue. Lpz. 1796.

Nr. 1. ist nach der Geschichte ziemlich in Holzschnittmanier behandelt. Man ärgert sich weder, noch ergötzt man sich auch besonders daran; es müßte denn jemand eines von beiden bei einer raschen Liebesbewerbung in den ersten Scenen thun, wo ein Mädchen aus einem Weinfaße erlöst wird, in welchem sie gefangen fortgeführt wurde, und auf der Stelle ihren Liebhaber findet. Sie antwortet auf seinen schnellen Antrag: 'Ei ja! wärt ihr bei uns oben auf dem Kufstein, da wollt' ich euch hegen, streicheln und küssen wie mein kleines Zicklein, das im Grase oben weidet' u. s. w. Der Dialog geht übrigens einen schlichten Gang, nur fällt Margaretha die Maultasche in ein zu empfindsames Kostum mit ihrem zuletzt erwählten Gemahle, und ruft in seinen Armen aus: 'So aus einer Seligkeit in die andre hinüber zu schlummern, welche Wollust wäre das!', worauf er ihr recht vernünftig erwidert: 'Indessen laß uns noch leben so lang es geht, der Tod entlauft uns nicht'.

Bei Nr. 2. liegt eine Novelle von Florian, Selico, zum Grunde. Die Behandlung ist etwas trocken und prosaisch ausgefallen, wenige Scenen ausgenommen. Der Stoff ist zu romantisch für ein ernsthaftes Schauspiel; er hätte sich beßer zu einer aus Ernst und Scherz gemischten Oper geschickt. Die That des Selico würde etwa einem unerfahrnen naiven Jüngling, der sich nicht zu helfen wüßte, rüh-

render angestanden haben, als einem pathetischen jungen Mann, der sie ein wenig nach moralischen Principien verrichtet.

In Nr. 3. findet man groben Witz und einen Mundvoll Moral in roher Natürlichkeit durch einander geworfen. Papier und Druck sind schlecht, und die Orthographie kann man aus folgenden Beispielen beurtheilen: 'ein dichtiger Rausch, Priglereyen, Kustum, er gehnt, Schänke' u. s. w.

Nr. 4. ist vollgepfropft mit launigen Charaktern, oder Masken oder Figuranten, als sich nur nirgend in einen Akt bringen ließen. Der Musketier 'Umstand', die Ausgeberin 'Aentchen', der Korporal 'Blaufärber' verrathen den besten Willen des Vfs., das Publikum zum Lachen zu bringen.

Nr. 5. ist ein ländliches Nachspiel, ungefähr im Geschmack und Ton der 'beiden Billets' und der dazu gehörigen Folge von Nachspielen; etwas leer, aber dafür auch ziemlich kurz.

Die Kleinigkeit, Nr. 6., macht schon mehr Prätension. Der Witz ist ihrem Vf. natürlich, nur nicht immer der natürliche. Eine Anekdote im neunten Bande der englischen Annalen von Archenholz hat hier den Stoff hergegeben.

Neujahrsgeschenk. Papiere aus dem Nachlaße eines kaiserl. Offiziers. Mannh. 1797.

In unsern Zeiten, wo alle möglichen Einkleidungen genutzt werden, um Geschriebenes zum Druck zu befördern, ist es schwer die Aechtheit eines solchen Nachlaßes auszumitteln, welche doch hier das Urtheil eigentlich bestimmt. Sind die Papiere das, was sie scheinen sollen, so hat uns der Herausgeber mit einem braven, nicht sehr glücklichen noch frohgemutheten Menschen bekannt gemacht, dessen Bildung gegen die Rohheit, die ihn in seinem Stande umgeben mußte, stark absticht und gar keine militärischen Kennzeichen an sich trägt. Doch hat sie ihn als Schriftsteller nicht weiter als bis zu Versuchen in poetischer Prosa, welche dem Vf. gewiß mehr Genugthuung gewährten, als irgend einem Leser, und in einigen gefällig melancholischen Liedern gebracht, die nicht schlecht versificiert sind, und einen günstigen Eindruck zurücklaßen. Die Briefe der

Schwester drücken ihre Liebe zum Bruder und eine recht vernünftige und feste Stimmung des Gemüths sehr gut aus. Ist hingegen das ganze Büchlein eine Einkleidung, so haben wir eben damit kein reichhaltiges Neujahrsgeschenk erhalten. So viel ist gewiß, daß dieser österreichische Offizier keine charakteristische Eigenheit an sich hat; auch sein Deutsch verräth ihn nicht, und in seiner Frömmigkeit ist keine Spur von Katholicismus. Seine Schwester verwirft sogar die Kraft des Gebetes. Politisches findet sich hier nichts, außer unter den Gedichten ein Fragment über die Befreiung der Menschheit, worin sich der Oesterreicher eben so wenig als der Dichter offenbart.

---

1) Albert von Ranken. Aus den Papieren des Grafen von P***. Berlin 1797.

2) Fritz Wanderers Lebensreise. Berlin 1795.

Von vielen Romanen läßt sich weiter nichts anzeigen, als daß sie da sind, zur Nachricht für Leser, denen es bloß um das Lesen zu thun ist. Für kurzweilig können wir Nr. 1. zwar nicht ausgeben: es finden sich keine neuen Begebenheiten darin. Gleich anfangs haben wir die alte Geschichte von einem Reisenden, der vor Spukereien gewarnt wird, und statt des Gespenstes einen unglücklichen Freund antrifft; dann eine honette Räubergesellschaft; weiterhin eine Frau, die sich einem Prinzen ergiebt, um ihrem Gatten das Leben zu retten und betrogen wird; eine rachsüchtige Buhlerin; der Held selbst, weil er seine Beleidiger umgebracht, in eine Höhle geflüchtet, woraus er zuletzt wieder hervorgeht, um in Amerika auf dem Bette der Ehren zu sterben. Alles dieses wird leidlich trocken und weitschweifig erzählt. So viel können wir aber versichern, wenn es dem Werke anders zur Empfehlung dient, daß die Moralität desselben nicht angefochten werden kann.

Wir kennen nicht alle die Pilger, denen sich der Wanderer Nr. 2. in seinem kurzen Vorberichte zugesellt, aber mit 'Anton Reiser' darf er sich auf keine Weise vergleichen. Er unterhält uns bloß mit Abenteuern, von denen manche sogleich als schwache

Kopien von bekannten guten Dichtungen auffallen, z. B. seine Geister- und Ordensgeschichten, und andre auch schon in den schlechtesten Romanen gestanden haben; oder auch mit zusammengelesenen Anekdoten und flachen Charakterschilderungen. Um seiner Laufbahn die möglichste Abwechselung zu geben, ist er bald Hofmeister in Familien, wo er nicht die sprödesten Damen antrifft, oder Schauspieler, Legationssecretär, Soldat u. s. w. Er durchreist viele Länder, hält sich eine Zeitlang in Norwegen auf, geräth in Spanien in die Inquisition und fällt in Deutschland in die Hände einer ehrlichen Räuberbande. Damit gar keine Lücke bleibe, nimmt er auch die Poesie zu Hülfe: man findet Lieder nach Ossian von einem Wahnsinnigen, Skaldengesänge und Rhapsodien über Leben und Tod aus den Papieren eines Illuminaten. So mancherlei ist also hier anzutreffen, aber weder psychologische Schätze noch eine feine Unterhaltung.

Schwärmereien über Liebe und Natur... Von C. F. Schwerd. Lpz. u. Merseb. 1797.

Von der eingebildeten Eigenthümlichkeit 'der Empfindung und des Gefühls', die den Vf. bewogen haben mag, für die Ausgeburten eines ungebildeten, armen und verworrenen Geistes auf den Namen Schwärmereien Anspruch zu machen, können wir keine Spur entdecken, er müßte denn geglaubt haben, daß eine frostige Ueberspannung im Ausdrucke auch der alltäglichsten Gefühle und der plattesten Gedanken für Enthusiasmus gelten dürfe. Wir würden ihm daher lieber Sudeleien, oder, weil diese seinsollenden Gedichte doch in das Gebiet der musikalischen Poesie gehören, Fiedeleien (ein von ihm selbst entlehntes Wort), zur Ueberschrift seines Buches vorschlagen. Welche unselige Verblendung gehört dazu, wenn man nicht den entferntesten Begriff von poetischer Kunst, durchaus keinen Sinn für Angemeßenheit und Schönheit des Versbaues, ja nicht einmal eine nothdürftige Kenntniß seiner Muttersprache hat, dennoch ein ganzes Bändchen voll Lieder auf einmal in die Welt zu senden! Zusammensetzungen wie 'Urnenlaube, Flammensterngefunkel, Schaudermelodien, Zackgeblitze', Bilder wie 'der Lüfte Leiter, der Freude morsche Trüm-

Digitized by Google

mer', selbstgemachte Wörter wie 'entdämmern, nannen, matten', Unrichtigkeiten wie 'gänge' für 'gienge', 'wand' für 'wandte', Reime wie 'Mütter' und 'Brüder', machen eine größere Zahl Beispiele überflüßig, die sich sonst ohne Mühe finden laßen. Eine Seltenheit im Abgeschmackten ist das Lied 'auf die französische Freiheit':

Freiheitsschwindel
Nimm dein Bündel,
  Faße mich nicht an!

und nachher:

Zucht und Sitten
Und Meriten
  Sind dir Thorenspiel;
Mensch'enthränen
Zu begähnen
  Ist dein schönes Ziel.

Nahrung für Geist und Herz, oder Sammlung sinnreicher und und witziger Einfälle aus der alten und neuern Geschichte. Oschatz 1797.

Nach dem Vorbericht des Verlegers ist diese kleine Sammlung von einem zur Ruhe gesetzten, wohlmeinenden Schulmanne, 'einem Christen und Kinderfreunde', zusammengetragen worden, und wir wünschten ihr das Zeugniß geben zu können, daß sie nicht allein vieles enthalte, dessen Wiederholung einem jungen Gemüth immer nutzt, wenn ihm dasselbe auch aus ähnlichen Schriften bekannt geworden ist (wie es wenigstens mit den Anekdoten aus der ältern Geschichte hier der Fall sein könnte), sondern daß auch nichts darin zu finden sei, was Schaden bringen und hauptsächlich Aberglauben befördern kann. Aber leider hat sich unter dem Artikel 'Sammlung witziger Einfälle, die ihren Urhebern Mißvergnügen und Unglück zugezogen haben', Mehreres von dieser Art eingeschlichen. Man sehe einige Beispiele einer schnellen göttlichen Strafe, wobei wir indessen nicht verschweigen wollen, daß der Muthwille eines Knaben gegen seinen Rektor, der, indem er auf einen Baum klettert, seinem Schulgenoßen zuruft: 'Unser Rector spricht immer, ich würde auf keinen

grünen Zweig kommen: da stehe ich nun!' und die militärische Aeußerung eines Offiziers gegen Gott, welcher bei der Annäherung eines Gewitters, während er beschäftigt ist, eine Mine springen zu laßen, 'die bedenklichen Worte' hören läßt: 'Donnere nur, wir werden bald noch beßer donnern!' doch in geziemender Abstufung gerügt worden sind; denn der Knabe fällt vom Baume und bricht nur den Arm, aber den Offizier trifft der Blitz, daß er todt zur Erde stürzt. — An den übrigen Artikeln ist nichts auszusetzen; wenn auch ziemlich alltägliche Gedanken von Gellert als lehrreiche Sprüche aufgenommen worden sind, so hat das weiter nichts zu sagen.

Die Gesundbrunnen.

Ein Gedicht in vier Gesängen von Valer. Wilh. Neubeck. Breslau 1795.

Durch dieses Gedicht wird die deutsche Poesie in einer Gattung bereichert, in welcher unter den Neueren vorzüglich die Engländer eine beträchtliche Anzahl geschätzter Gedichte besitzen, die dagegen unter uns noch fast gar nicht angebaut ist. Wir unterscheiden hier nämlich von dem Lehrgedichte, das allgemeine Wahrheiten zu versinnlichen sucht, dasjenige, worin irgend eine besondere Wißenschaft oder Kunst, oder ein Theil derselben, vorgetragen wird. In jenem, dem philosophischen Lehrgedicht, haben wir nach Haller noch Manches aufzuweisen; hingegen hat sich unsre lehrende Muse fast noch nie zu einem Bunde mit andern Geschicklichkeiten und Kenntnissen verstanden, die, nützlich oder ergötzend, das Leben schmücken, ohne auf die höchste Bestimmung der menschlichen Natur Bezug zu haben. Man kann leicht zugeben, was man auch unstreitig anerkennen muß, daß der Mensch der höchste Gegenstand der Kunst, die lyrische, epische und dramatische Poesie also etwas Höheres sei, ohne jene unter-

geordnete Gattung zu verwerfen. Auch hat der *) technische oder wißenschaftliche Lehrdichter das Beispiel des klassischen Alterthums für sich, aus dem sich unter einer noch weit größeren Menge, deren es sich erfreute, sehr bedeutende Werke der Art gerettet haben, und welches dabei den trokkensten, undankbarsten Stoff nicht verschmähte. Doch ließe sich gegen das Ansehen dieser Vorbilder Folgendes einwenden. Die griechischen Lehrgedichte zerfallen in zwei Hauptklassen. Die älteren, Hesiodus, die alten Gnomiker und Physiker u. s. w., schreiben sich aus Zeiten her, wo die Prosa noch nicht zum Werkzeuge der schriftlichen Mittheilung gebildet worden war. Ehe man schrieb, mußte alles, was man aufbewahren wollte, in Verse gebracht werden. Die poetische Form war also mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl; und nachher, als sich die Schreibekunst schon verbreitet hatte, behielt man sie aus Gewohnheit bei. Die späteren Lehrgedichte der Griechen, an welche die römischen sich **) meistentheils anschließen, haben alexandrinische Litteratoren zu Urhebern, die sich nicht selten in todten Stoffen am meisten gefielen, weil diese dem Dichter Alles verdanken, und sie folglich ihre gelehrte Kunst auf die glänzendste Art dabei an den Tag legen konnten. In jenen alten Werken war es mit der Belehrung sehr ernstlich gemeint, und die Poesie war Nebensache; hier hingegen war es bloß um diese, und zwar nur um das Künstlichste in ihr zu thun, und die Belehrung blieb nur der scheinbare Zweck. Man weiß, daß Manche einen Gegenstand besungen, den sie gar nicht anschaulich durch eignes Studium, sondern bloß

*) artistische oder scientifische 1797. 1801. **) 'meistentheils' fehlt 1797. 1801.

durch eine mittelbare Ueberlieferung nothdürftig kannten, für den sie also kein wahres Interesse haben konnten. Allein wo dieses auch vorhanden ist, reicht es zur eigentlichen Künstlerbegeisterung, die sich auf ein unbedingtes Bedürfniß unsrer Natur bezieht, noch nicht hin, weil alle bedingten Zwecke nur bedingt interessiren. Daher der Mangel an Leben im Ganzen eines Lehrgedichts bei der schönsten Lebendigkeit der einzelnen Bestandtheile. Wie dürftig werden z. B. in den Fasten des Ovidius die reizenden Mythen und Schilderungen von Festen, durch den völlig unpoetischen, für Herz und Einbildungskraft gleich leeren Begriff eines Kalenders zusammen gehalten! Es fragt sich also: wie läßt sich ein bloß logisch gegebenes Ganzes, nicht allein durch Ausschmückung der Theile, sondern auch als Ganzes *) poetisch beleben? Da das unbedingte Streben ein Hauptkennzeichen der künstlerischen Begeisterung ist, und da es außer dem Gegenstande derselben, dem Schönen, nur zwei Gegenstände eines unbedingten Strebens für den Menschen giebt, nämlich das Wahre und das Gute; so läßt sich denken, daß das Streben nach einem von beiden, die philosophische oder sittliche Begeisterung, in diesem Falle **) die künstlerische vertreten könnte. Die philosophische Begeisterung kann nur bei Erkenntnissen stattfinden, welche den Menschen als Menschen angehn, also auch kein andres als ein philosophisches Lehrgedicht beseelen. Die sittliche aber erstreckt sich auf alle Gegenstände, bei denen eine Beziehung auf Ideen möglich ist. Der didaktische Stoff könnte also, wenn er von solcher Beschaffenheit wäre, im Einzelnen durch sinnliche Darstellung,

---

*) ästhetisch 1797. **) als Surrogat der künstlerischen dienen konnte 1797. 1801.

im Ganzen durch eine sittliche Stimmung des Gemüths (die man ja nicht mit einem moralischen Zwecke verwechseln muß, welcher, wie die Erfahrung lehrt, pädagogisch, ökonomisch u. s. w. häufig ohne jene Stimmung betrieben wird) aus dem unpoetischen Gebiete des Verstandes entrückt werden.

Es ist hier nicht der Ort, diese Gedanken, die nur durch flüchtige Winke angedeutet werden konnten, weiter auszuführen und zu begründen. Wir eilen zu ihrer Anwendung auf das vorliegende Gedicht. Die Lehre vom Gebrauche der Mineralwaßer konnte als ein kleiner Theil der beinahe unermeßlichen Arzneiwißenschaft nur ein sehr *) beschränktes wißenschaftliches Interesse haben; der Dichter hat ihr ein freieres, allgemein menschliches verliehen. Das, wodurch er seinen Gegenstand adelt und gleichsam heiligt, ist wohlwollender Eifer, als Arzt zum Besten seiner Mitbrüder zu wirken; und dankbare Bewunderung der wohlthätigen Veranstaltungen der Natur. Diese beiden hebenden Gefühle begleiten ihn fortdauernd und gleichmäßig auf seiner ganzen Laufbahn: sie sind die Seele seiner Darstellung, und verrathen sich entweder stillschweigend im Tone derselben, oder werden auch ausgesprochen; aber dieß nur hier und da mit weiser Mäßigung. Der Dichter hat seinen Stoff mit lieblicher Fülle zu bekleiden und sich überall, wo er vermöge seines Vorsatzes den Schritt hinwenden muß, mit der reichsten sinnlichen Gegenwart zu umgeben gewußt. Die Schilderung der Brunnen nach ihrer Lage, und das ländliche Leben, welches Brunnen- oder Bade-Gäste führen sollen, giebt Gelegenheit zu vielen anmuthigen Landschaftsgemälden. Alles Widerwärtige und Ekelhafte, was bei manchen medi-

*) bedingtes scientifisches Interesse 1797. 1801.



cinischen Gegenständen schwer zu umgehen sein möchte, ist bei diesem durchaus vermieden. Es ist immer auf eine solche Art von den Heilkräften der Gesundbrunnen die Rede, daß die Krankheiten, denen sie entgegenwirken, bloß im Allgemeinen *) bezeichnet werden. Die ganze Ausführung zeugt von einem durch vielfache Uebung und Studium der Meisterwerke gebildeten reifen Dichtergeiste, und nähert sich an nicht wenigen Stellen wirklich dem **) Vollendeten. ***)

Die Anlage ist, wie es sich gehört, einfach und lichtvoll. Der erste Gesang beschäftigt sich mit der Entstehung der Mineralquellen, der zweite mit der Beschreibung der vornehmsten, welche Deutschland besitzt, der dritte und vierte mit Vorschriften für die Brunnenkur. Der naturhistorische Inhalt des ersten Gesanges ist durch eine kühne, aber erlaubte, Dichtung ganz ins Wunderbare und Epische hinüber gespielt. Nach der kurzen, in eine lobpreisende Begrüßung der Hygiea, als seiner Muse, verwebten Ankündigung †) wendet sich der Dichter an die Nymphe der Gera, welche nahe bei seinem Geburtsorte, Arnstadt in Thüringen, vorbeifließt, ††) um von ihr in das Reich der Quellen eingeführt zu werden. Romantische Gemälde des von ihr durchströmten Thales, und hierauf der Grotte, wo sie entspringt. Hier erscheint ihm die Göttin, †††) und in der Antwort auf seine Bitte:

*) charakterisirt 1797. 1801. **) Klassischen 1797. 1801. ***) 1797.: Indem wir dem Gange des Gedichtes folgen, werden wir dieses Urtheil durch einige Beispiele belegen können. †) 1797.: fragt der Dichter: Doch wer leitet mich hin .... (u. s. w. V. 15...20. des 1. Ges.) Er wendet sich an die Nymphe u. s. w. ††) 'um...werden' fehlt 1797. †††) 1797.: der hohen Begeisterung trunkenes Auge schauet (u. s. w. bis V. 93.) Sie erwiedert auf seine Bitte: (V. 109...115.) und so drückt sie die sittl. Stimmung des Dichters aus, wovon ...

109 Kühn, o Sterblicher, ist der Wunsch, ein Land zu betreten,
Wo mit verwegenem Tritt noch kein Erschaffener jemals
Wandelte; doch dir sei er gewährt. Kein frevles Verlangen,
Keine vermeßne Begier, das Unbekannte zu schauen,
Aber den schönen Wunsch, hülfreich und tröstlich den Menschen,
Gleich den ewigen Göttern, zu sein, erblick' ich im Innern
115 Deiner unsterblichen Seele:

ist die sittliche Stimmung des Dichters ausgedrückt, wovon wir oben sprachen. Nachdem sie ihn belehrt, woher überhaupt 'die Quellen den Reichthum ihrer Gewäßer empfahn', führt sie ihn in das unterirdische Reich der Ströme. Den ersten Gedanken zu dieser Wanderung gab vielleicht die Geschichte vom Aristäus beim Virgil, auf die auch angespielt wird; aber sie ist mit *) lebendiger Kraft und Neuheit durchgeführt. Sie gelangen in das Reich der eisenhaltigen Quellen. Wie das Waßer von Eisentheilchen durchdrungen wird, und dadurch eine stärkende Kraft gewinnt, erläutert **) ein liebliches Gleichniß. Darauf wird die Lehre, daß die fixe Luft das Brausen und Perlen der Mineralwaßer verursacht, in ***) einer edeln und bildlichen Sprache vorgetragen. Der Dichter geht zu einem prachtvollen Lobliede auf das Eisen über, und gedenkt, nach dem mannichfaltigen Nutzen desselben im Kriege, für den Ackerbau und die meisten Künste, auch des Kompasses. †) Mit einem leichten Uebergange kehrt er von dieser Episode zu den Heilkräften des Eisens zurück. Die Göttin führt ihn hierauf in das Reich der Salze, die sich, wie sie ihn lehrt, nach ihrer

*) wahrhaft genialischer Kraft 1797. **) 1797.: folgendes Gleichniß sehr schön: (Folgen V. 201...206. des 1. Gesanges.) ***) der edelsten und bildlichsten 1797. 1801. †) 1797 folgen die V. 283...286 des 1. Ges.

Verwandtschaft anziehen. Nun wird dieses Naturgesetz der Anziehung in seinem erhabnen Umfange erklärt, und *) auf die Sympathie sittlicher Wesen angewandt. Den kräftigsten Schwung der Phantasie, alle Gewalt der Sprache, den ganzen Zauber männlicher und bedeutender Rhythmen hat der Dichter aufgeboten, um die unterirdische Flammenwelt der Vulkane darzustellen, an deren Gränze die Göttin ihn zuletzt führt, weil die schwefelhaltigen und warmen Quellen dort entstehen.**) Nach vollbrachter Wanderung schließt der Gesang mit einem dankenden Hymnus an die Nymphe.

Wenn der Dichter durch den Anfang des zweiten uns leise an Klopstocks Rückkehr in die Oberwelt im dritten Gesange des Messias erinnert, so darf er die Vergleichung nicht scheuen. Durch den überraschenden Uebergang von der Freude am Leben zu den menschenfreundlichen Gesinnungen des Arztes, und zu der Freude über das Gelingen seiner Bemühungen, ist der Eingang mit dem Tone des Ganzen in ***) Harmonie gesetzt. Die berühmten Quellen der Vorzeit werden von †) dem Gedichte ausgeschloßen, aber indem dieß geschieht, in tönenden Zeilen verherrlicht. ††) Auch die neueren ausländischen Quellen berührt der Dichter nur flüchtig, und beschränkt sich auf die wichtigeren Deutschlands. Hier hat er sich das Geschäft schwerer gemacht als nöthig war: man verlangt von solch einem Verzeichnisse keine Vollständigkeit, und würde manchen Gesundbrunnen nicht vermißen, wenn er übergangen wäre. Aber eben in diesem

*) rührend auf 1797. 1801. **) 1797.: Gern würden wir unsre Leser zu Richtern machen, wie meisterhaft es ihm gelungen ist. ***) die schönste Harmonie 1797. 1801. †) dem Gesange 1797. 1801. ††) 1797. folgen V. 38.. 52. des 2. Ges.

Theile des Gedichtes hat er seine *) erfinderische Gewandtheit bewährt. Er ist unerschöpflich an charakteristischen Zügen, Gemälden, Wendungen, Anspielungen, episodischen Verzierungen, und wo durchaus etwas Aehnliches wiederkommen mußte, an anders schattierten Farben des Ausdrucks, so daß er unter der großen Anzahl von Quellen jede auf eine eigenthümliche und anziehende Art preiset. Bei Pyrmont werden die Alterthümer der Gegend hervorgerufen; beim Karlsbade und Töplitz wird die merkwürdige Entdeckung dieser Bäder erzählt; von Wiesbaden gerühmt, daß **) die Bestandtheile des Bodens, welche die Mineralwasser schwängern, auch den in der Umgegend gebauten Wein veredeln; bei Lauchstädt werden die sächsischen Schönen, die das Bad gebrauchen, schmeichelhaft aufgefordert, der Nymphe einen Kranz zu winden u. s. w. ***) Dem Egerbrunnen wird der klassische Name Egeria zugetheilt, und hierauf ein sinnreiches Wortspiel gegründet:

322 Bist du Hesperiens Thälern entflohn, Egeria? Bist du
Jene Najade, die, gleich der helfenden Ilithyia,
Einst anriefen die Mütter der weltbeherrschenden Roma?
Bist du selber die Göttin Egeria? Oder empfiengst du
Nur den ehrenden Namen von Numas ernster Gespielin?
Wer du auch seist, dich grüßt mein Lied mit dem herrlichen Namen,
Nennt dich Egeria, Göttin und Helferin, weil du den Heilquell
329 Hier im blühenden Thal hinströmst zum Segen der Menschen.

---

*) große Sicherheit in der Kunst bewährt 1797. 1801. **) das Mineralwaßer den daselbst gebauten Wein veredelt 1797. 1801. ***) 1797.: Welchen klassischen Sinn verräth folgendes Spiel mit einem klassischen, dem Egerbrunnen zugetheilten Namen: (folgen obige V. 322...29. des 2. Ges.). 1801.: Einen klassischen Sinn verräth das Spiel u. s. w. (ohne Mittheilung der angeführten Verse.)

*) Von einem andern Gesundbrunnen weiß der Dichter mit einer gefälligen Wendung zu rühmen, daß die benachbarten Bauern ihn auch in gesunden Tagen zu trinken pflegen:

400 Huldiget, Saiten, der Nymphe, die dort in dem ländlichen Flinsberg
Oft sich zum fröhlichsten Mahl mitsetzt in der Hütte des Landmanns.

Der Dichter liebt diesen Quell vorzüglich, weil er ihm die Genesung seiner Freundin verdankt. Bei einem andern ehedem besuchten, jetzt in Verfall gerathnen läßt er uns die Klage der Nymphe in zarten Tönen vernehmen.

In den beiden folgenden Gesängen werden die bei einer Brunnenkur zu beobachtenden Vorschriften gegeben, und auch hier sind die vielfachen Schwierigkeiten glücklich besiegt. Die Wahl der Jahreszeit und einer gesunden Wohnung, frühes Aufstehn, Verfahren beim Brunnentrinken, Diät in den Speisen, die verschiednen Ergötzungen, welche der Gesundheit am zuträglichsten sind: zwanglose Gesellschaft, **) unterhaltende Bücher, fröhliches Schauspiel, Billard oder Ballspiel, Reiten, Fahren, Spaziergänge oder andre Leibesübungen, Fischfang, Botanisieren, Jagd (wenn die Brunnenkur in den Herbst fällt), und endlich Tanz: nichts ist vergeßen, Alles wird 'mit des Pindus duftenden Blumen' auf das gefälligste geschmückt. Wenn im Vorhergehenden die wesentlichen Vorzüge eines Dichters, mens divinior atque os magna sonaturum, sich schon oft glänzend entfaltet haben, so beweist der Sänger hier, wie günstig ihm die landliebenden Musen jenes molle atque facetum des Virgil gewährt. Nirgends

*) Aeußerst dichterisch wird von einem andern Gesundbrunnen gesagt, daß u. s. w. 1797. 1801. **) leichte Lectüre 1797. 1801.

sinkt er zum Matten oder Prosaischen herab; denn daß er manches, was sich nicht ohne Zwang in Bilder kleiden ließ, freiwillig mit schmuckloser *) Einfachheit ausdrückt, wie in folgendem Verse:

122 Trinke gemach, und wandle dabei! So lautet die Regel,

ist davon noch sehr weit verschieden. Durch solche einfachere Stellen werden einige Episoden (man weiß, das Lehrgedicht ist mit Recht der eigentliche Wohnsitz der Episoden), in denen die Einbildungskraft ihre blühende Fülle ergießt, noch mehr gehoben. Den Vorschriften über den Gebrauch der Bäder wird dessen Geschichte angeknüpft, und eine Welt von Erinnerungen in den stolzesten Bildern und Rhythmen geweckt. **)

Einst in der Jugend der Welt, wo noch ungeschwächt von der Krankheit
Gliederlösendem Gift der Menschen schöne Geschlechter
Blüheten, tauchten Gesunde sich nur in das stärkende Strombad.
Religion und Gesetz gebot den Völkern des Aufgangs
Reinigung, eh sie zum Mahl sich lagerten, oder am Altar
Opferten. Jünglinge stählten den Arm zur Schlacht in dem Seebad,
Schwammen entgegen dem Strom, abhärtend die nervigen Glieder.
Nach mühseliger Heldengefahr in Thrinakiens Eiland
Spülte sich wieder am Thermopyl die Kraft des Herakles
Ab den Staub und den Schweiß, und es kehrte dem badenden Halbgott
Wieder die mächtige Stärke zurück, die Löwen besiegte.

Nachher empfahlen die griechischen Aerzte, zuerst Hippokrates, auch Kranken das Bad. Bei den Römern wird die bekannte

*) Grazie 1797. 1801. **) Statt der folgenden V. 195...205. hat 1797. V. 202...208. In 1801. steht statt derselben: In den ältesten Zeiten badeten sich nur Gesunde.

Geschichte, daß Augustus auf den Rath seines griechischen Arztes Antonius Musa das Bad zu Bajä mit gutem Erfolg gebrauchte, daß eben diese Kur bei seinem Neffen Marcellus, der bald darauf starb, nicht anschlug, auf eine *) sehr glückliche Weise eingeführt:

214 Als, entarteter schon, sich die stolzen Quiriten entnervten,
Bei dem Falernerpokal, und am Busen schlauer Korinnen,
Sendete Musas Kunst den Imperator gen Bajä,
Und in der keuschen Umarmung der Nymfen krönte Genesung
Ihn mit schönerem Kranz, als Rom ihm gab im Triumfzug.
220 Tuskische Nymfen, warum, ach! flocht die neidische Parce,
Euren gefeierten Urnen zur Schmach, zum Jammer der Mutter,
Seinem Marcellus den Kranz aus Zweigen der düstern Cypresse?
Taub ist, ruft ihr zurück, das Ohr der eisernen Parce,
Dunkel der Vorsicht Rath, labyrinthisch die Wege des Schicksals.
225 Tröste dich, Schatten des Musa! Noch heut entsteigen nicht Alle,
Froh der Genesung, dem Bad; noch heute bekränzt die Cypresse
Selbst an dem Heiligthum der Najaden die Schläfen des Jünglings,
Und mit Rosen bestreun sein Grab nachweinende Mädchen.

) Aber das Looß der Vergänglichkeit trifft nicht den Menschen allein, sondern alle irdischen Dinge. *) Bajä selbst erfuhr es:

233 Siehe der Wanderer findet, wo Bajäs Marmorpaläste
Prangten, gesunkene Trümmer. Sein Laubnetz hänget der Epheu
Um das Gebälk; den Fuß korinthischer Säulen umwuchern
236 Neßeln und Sandriedgras.

---

*) 1797. 1801.: Weise eingeführt, die nicht nur den Verehrer des Antiken, die jeden Freund des Schönen entzücken wird: (1797., nicht aber 1801., folgen dann die V. 214..227.) **) 1797. folgt: Wie groß! wie rührend! Und wie gewandt ist durch die letzte Betrachtung die Erzählung auf den nächsten Gegenstand des Gedichtes zurückgeführt. ***) 1797.: Auch Bajä erfuhr es.

In den darauf folgenden, weiter umherirrenden Blicken auf die Scenen des Alterthums ist Jetzt und Vormals, Leben und Erstorbenheit *) anmuthig vermählt: es sind Abbildungen fröhlicher Götterfeste auf einem Sarkophag. **) Auch Hadrians Villa ist dahin; ja selbst der Lorbeerbaum auf Virgils Grabe ist verdorrt! Mit dieser Erinnerung an sein Vorbild nimmt der Dichter den Faden wieder auf.

Der vierte Gesang ist nicht weniger reich ausgestattet als seine Vorgänger. Wie reizend ist, um unter Vielem nur eins zu nennen, bei Gelegenheit des Botanisierens die Begattung der Pflanzen geschildert! Das Ganze schließt mit einer ***) schönen Episode von ganz andrer Art als die obige. Der Dichter warnt vor Uebermaß im Tanz, und vor plötzlicher Erkältung. Er erzählt die Geschichte eines jungen Mädchens, die bei ihrem Aufenthalt an einem Gesundbrunnen, vom Tanze erhitzt, sich in den Garten schlich, aus einer Quelle trank und augenblicklich todt blieb. Zeit und Scene des Vorfalls sind meisterhaft zu pathetischen Eindrücken benutzt. Das Schrecken und die Trauer ihres Geliebten, die theilnehmende Klage ihres Freundes (denn der Dichter war ihr Freund), und endlich ihre Grabschrift laßen den Stachel der Wehmuth †) im Herzen zurück.

Von ††) höheren Vorzügen angezogen, haben wir auf den äußern technischen Theil des Gedichtes kaum noch einen

---

*) bezaubernd verm. 1797. 1801. **) 1797.: Ungern versagen wir uns das Vergnügen der Mittheilung; nur noch Ein Zug mag hier stehen. Auch Hadrians Villa ist dahin: (folgen V. 265...269.) des 3. Ges.). ***) herrlichen Epis. 1797. 1801. †) tief im 1797. 1801. ††) höheren ästhetischen 1797. höheren poetischen 1801.

flüchtigen Blick werfen können.*) Die Sprache ist rein und voll, auserlesen, kräftig und würdig. Die Wortstellungen haben Nachdruck, Schwung, und dennoch ungezwungene Leichtigkeit. Neue Zusammensetzungen sind bescheiden, nach den Regeln der Analogie und des Wohlklanges, versucht. Die Beiwörter sind fast immer treffend, bedeutungsvoll, malerisch, tönend, zuweilen neu, sinnreich und überraschend glücklich. Vielleicht sind sie hier und da mit zu freigebiger Hand ausgestreut; aber da sie die forteilenden oder gehaltenen Tänze des Rhythmus überall heben und tragen helfen, so läßt man sich dieß gern gefallen. Was den Bau des Hexameters betrifft, so fanden wir ihn noch in keinem deutschen Gedichte, Voßens Luise ausgenommen, in solcher Vollkommenheit. Es versteht sich, daß hier bloß von demjenigen Hexameter die Rede ist, wobei die Mannichfaltigkeit und der metrische Ausdruck immer dem Gesetz der rhythmischen Schönheit untergeordnet bleibt: Gränzen, die Klopstock im Messias aus Grundsatz überschritten hat.**) Wer

*) 1797.: allein die angeführten Beispiele setzen den kundigen Leser in den Stand selbst darüber zu urtheilen.

**) Statt des oben Folgenden haben 1797. u. 1801. diesen Schluß: 'Auch den Werth des vertraulichen Hexameters wollen wir keinesweges herabsetzen. Wer Voßens hexametrischen Versbau studiert hat, wird leicht erkennen, daß Neubeck sich hierin ganz nach ihm gebildet, aber auch daß er ihm seine Kunst beinahe bis zur Gleichheit abgelernt. Der wichtigste Unterschied möchte sein, daß er die Pausen des Sinnes häufiger an den Schluß der Zeile setzt, so daß manchen Stellen die vom Dionysius so sehr empfohlene metrische λογοειδεια fehlt. Auch hat er sich hier und da noch einen weiblichen Abschnitt im vierten Fuße erlaubt. Er hat nicht unterlaßen, seinen Meister dankbar zu preisen: 'den Sänger

Lieblicher Landidyllen, die selbst Apollon-Homeros
Beifallslächeln gewännen. wofern sie der Alte vernähme.'

Digitized by Google

Voßens hexametrischen Versbau studiert hat, wird leicht erkennen, daß Neubeck sich hierin nach ihm gebildet, und ihm Vieles abgelernt hat. Auch hat er nicht unterlaßen, seinen Meister dankbar zu preisen. Der wichtigste Unterschied möchte sein, daß er die Pausen des Sinnes häufiger an den Schluß der Zeile setzt, so daß manchen Stellen die vom Dionysius so sehr empfohlene metrische λογοειδεια fehlt.

Hier hätten wir also wieder eine Rechtfertigung des alten Mythus, welcher den Gott der Dichtkunst zugleich zum Vorsteher der Arzneikunde machte, und Bürgers Lob der Aerzte in seinem Gedicht 'an Apollo' findet eine treffende Anwendung auf den Verfaßer dieses geistvollen Werkes. So vieles Lob, fast durch keinen Tadel gewürzt, könnte übertrieben scheinen: Rec. [ich 1801.] muß daher versichern, daß er [ich], um nicht die Rolle des Beurtheilers mit der des Lobredners zu vertauschen, seine [meine] Ausdrücke so viel möglich gemäßigt [habe]. Aber wie kömmt es, wird man fragen, daß ein solches Produkt noch nicht bekannter wurde? Rec. gesteht wenigstens, daß es ihm, ungeachtet seiner Aufmerksamkeit auf wichtige Erscheinungen in der deutschen Poesie, gänzlich entgangen war, bis er zur Beurtheilung desselben aufgefordert ward. Walten ungünstige Sterne auch über das Schicksal mancher Bücher? Oder ist Verkehrtheit des Geschmackes daran Schuld, wenn das Vortreffliche nicht bis zu einer Lesewelt hindurchdringt, die auf allen Seiten von dem Mittelmäßigen und Schlechten umringt ist? Doch es kann nicht fehlen, dieses Gedicht muß seinem Urheber in der Folge einen ausgezeichneten Platz unter Deutschlands Dichtern sichern. Kleist wurde durch seinen 'Frühling' unsterblich; wir wollen kein Blatt aus dem Kranze des ruhmvollen Todten zu reißen suchen: aber man vergleiche! Vielleicht hat das unscheinbare Aeußre des Buches seinen Umlauf verhindert: das graue Papier, das unbequeme Quartformat, auch der wenig versprechende Titel. Wir wünschen und hoffen, es möge bald in einer gefälligeren Form erscheinen, damit jeder Freund der Dichtkunst es an einem oft besuchten Platz seiner Büchersammlung aufstellen könne.

Auch hat er sich hier und da noch den weiblichen Abschnitt im vierten Fuße erlaubt, wohl gar die gesetzmäßige Cäsur, deren kein Hexameter entrathen darf, vernachläßigt, und die amphibrachische Worttheilung, wodurch der Rhythmus ins Weichliche ausartet, nicht genug vermieden.

Ausgabe Leipzig bei Göschen. Mit lateinischen Lettern. 1798. Folio.

Dasselbe mit deutschen Lettern. Oktav.

*) Die erste Ausgabe dieses Gedichts ist in der A. L. Z. 1797. Nr. 243. ausführlich angezeigt. Der Beurtheiler, der die seltnere Freude genoß, auf ein bis dahin nicht genug anerkanntes Talent aufmerksam zu machen (das gewöhnliche Geschäft besteht darin, verschwendetem Beifalle, und oft fruchtlos, entgegen zu arbeiten), äußerte am Schluße den Wunsch, ein so ausgezeichnetes Werk auch durch eine mehr empfehlende äußre Gestalt in Umlauf gebracht zu sehen. Dieser Wunsch ist nun früher und in einem weit höheren Grade erfüllt worden, als sich damals erwarten ließ. Der Verleger hat alle seine Sorgfalt und die kostspieligen Veranstaltungen seiner Druckerei daran gewandt, um die geschmackvolle Pracht der Folioausgabe zur Vollendung zu bringen; und wer die bisherigen Produkte dieser Offizin kennt, wird wißen, was es bedeutet, wenn wir sagen, daß sie hier noch übertroffen sind. Es ist unter uns ungebräuchlicher, als bei den Engländern und Franzosen, Werke der schönen Litteratur und überhaupt was auf Eleganz Anspruch macht, in großen Formaten er-

---

*) [Die Anmerkung zu dem Abdruck in den Charakt. u. Krit. II. S. 248. f. ist ein kurzer Auszug aus der folg. Rec.]

scheinen zu laßen: allein hier konnte nach der Natur der Sache kein kleineres gewählt werden. Verse sind für die Kunst des Typographen überhaupt unbequem, und ihm zu Lieb möchte nur Alles in Prosa geschrieben werden; regelmäßig abgebrochne Hexameter können doch niemals eine schöne Kolonne bilden: selbst bei einem Quartformat hätten die Lettern zu klein oder die Breite zu groß ausfallen müßen. In mäßigem Folio hingegen konnten die Verhältnisse der Höhe und Breite, der Entfernung der Zeilen und Größe der Buchstaben auf das Wohlgefälligste abgemeßen werden. Dieß ist denn auch geschehen, und Alles durch Genauigkeit und Reinlichkeit des Drucks in das vortheilhafteste Licht gesetzt. Die Druckerschwärze ist sehr kräftig, und füllt die Umriße der Buchstaben ohne alle Lücken aus (dieß ist eben der schwierige Punkt beim schönen Drucken), ohne darüber hinauszufahren. Die Glättung des Schweizerpapiers ist sauber und überall gleich, nirgends giebt sie ihm einen blendenden Glanz; das sonst vortreffliche Papier möchte für die Größe des Formats etwa noch ein wenig stärker sein. Wenn wir an den in Deutschland geschnittnen zierlichen Lettern irgend etwas auszusetzen wüßten, so wäre es, daß die Initialen (wenigstens zum Theil) nicht ganz gleiche Höhe mit den über die Linie hinausragenden kleinen Buchstaben haben. — Vier Landschaften von Hrn. Veith, einem sehr geistvollen Zeichner, sollten die Ausgabe zieren: Hindernisse machten es unmöglich sie zu liefern, und so begleitet nur eine das Gedicht, nach Klengel in Aqua tinta. Im Hintergrunde eine duftige, sich leise erhebende Ferne, vorn Wald und Gebüsch und Najaden an einem Bach.

Die einladende Erscheinung hat uns natürlicher Weise zuerst beschäftigt, und Gelegenheit gegeben, uns einheimischer

Fortschritte in der typographischen Kunst zu erfreuen, die gewiß nicht bloß Sache des Luxus, sondern auch des Geschmacks ist, und gleichsam ein architektonisches Princip in sich hat. Was das Werk selbst betrifft, so bedurfte es nur kleiner Verbeßerungen; ein übermäßiger Gebrauch der Feile hätte ihm gefährlich werden können. Der Dichter hat ihm seine nachhelfende Hand nicht entzogen, aber sie vorsichtig angelegt: bei einer genauen Vergleichung mit der ersten Ausgabe hat Rec. fast keine Veränderung gefunden, die mißlungen, fast keinen Zusatz, der nicht Gewinn wäre. Einige bei der sonstigen rhythmischen Fülle und Schönheit noch vernachläßigte Zeilen sind zu dem Schwunge der übrigen erhoben. So heißt gleich zu Anfange der Vers:

Wer in eure Felsenhallen, ihr reinen Najaden?

wo die vier Trochäen ohne Cäsur das Ohr beleidigten, nunmehr:

Wer in das Innre der stillen Behausungen junger Najaden?

Noch sind einige Hexameter ohne Abschnitt stehen geblieben, wie sie nach einer verschiedenen Auslegung der alten Vorbilder Klopstock erlaubt, Voß aber verbietet. Die verlängerte Rede der Nymphe motiviert die Wanderung des Dichters in die unterirdische Welt der Vulkane nun noch beßer:

Nicht ohn' einiges Gottes Geheiß, nicht ohne die Obhut
Einer verborgenen Macht, sind ja der Begeisterung Söhne.

Die Vertauschung von 'Hellas Oceaninen' mit 'Ephydriaden', einer gelehrtern, aber auch nur bei spätern Griechen vorkommenden, auf jeden Fall weniger wohllautenden, Benennung, kann Rec. nicht billigen. War 'Oceaninen' nicht ganz richtig abgeleitet, so durfte nur 'Oceaniden' gesetzt werden.

Im zweiten Gesange ist die Charakteristik der Gesundbrunnen noch mit zweien vermehrt, wovon wir die des Sauerbrunnens zu Bilin in Böhmen mittheilen:

Wem doch schweiget der Hain hochfeierlich? Ist der Bezirk hier
Heilig dem örtlichen Gott? Ist hier ein Tempel der Nymphen?
Schlummert in moosiger Grotte vielleicht dort selber Bilina?
O du, welcher den Hallen sich naht der weißen Najade,
Tritt sanft über die Schwell' und erquicke dich! Lege zum Dank ihr
Auf den Felsenaltar des Frühlings hellste Blume
Schweigend, und fleh' um Gedeihen in festlicher Stille die Göttin.

Von einem Jünglinge, der sich durch muthwillige Zerrüttung seiner Gesundheit an Hygienen vergangen, und den dafür eine gerechte Nemesis verfolgt, heißt es:

Wem mit richtendem Ernst die Vergelterin Böses verhänget,
Solcher entrinnet auf Erden hinfort herznagendem Gram nicht.
Freundlos irrt er umher, und klagt sein banges Geschick nur,
Bei wehdrohender Vögel Geächz', einödigen Wäldern.
Für ihn bekränzt umsonst sich der Mai; sein hellester Wohllaut
Tönt ihm wie Todtengesang. Und ach! wie welket die Blüthe
Seiner Wangen dahin! Wie bleicht frühzeitiges Alter
Ihm die Locken! Beweint, ihr Nymphen, beweinet den Jüngling!
Ihn zu retten vermag selbst euer belebender Quell nicht.

Vorher stand dafür:

Gleich dem umhergetriebnen Orest durchschweift er die Wildniß,
Irrt er in Wäldern umher, wo nur der Raben Gekrächz' ihn
Weckt aus ängstlichen Träumen. Entflohn ist der Friede des Herzens:
Todt ist ihm die Natur. Und ach! wie welket die Blüthe
Seiner Wangen dahin, die das Rosenöl der Gesundheit
Jüngst noch schminkte u. s. w.

Man sieht, es sind einige Uebertreibungen des Ausdrucks und Bildes weggeräumt, auf die man erst bei Vergleichung mit der neuen Leseart recht aufmerksam wird: das Gemälde

ist nun aus zartern, und doch eben so kräftigen Farben gemischt. Nur 'Für ihn' ist offenbar falsch skandiert; es ist ◡ –. Warum nicht 'Ihm bekränzet' u. s. w.*) Den Erinnerungen an die blühende Pracht des ehemaligen klassischen Italiens ist ein reizendes Bild hinzugefügt:

Dort wo sonst an Lyäus Altar den etrurischen Festkrug
Feurige Knaben bekränzten, und hoch in der Väter Gesang ihn
Priesen, den fröhlichen Gott, weht schwermuthsvoll, wie um Gräber,
Durch das winkende Schilf im Gesümpf des Frühlinges Odem.

Am Ende des dritten Gesanges gedenkt der Dichter seiner verstorbnen Gattin in einer zärtlichen Klage, die sich leicht anschließt, und mit einer feinen Wendung als späterer Zusatz angekündigt wird:

Jetzt wehklage, mein Lied! Dich selbst auch liebete Lina.

Zum Beweise, daß Hr. N. auch etwas nicht Verwerfliches aufzuopfern weiß, ist in eben dem Gesange ein allegorisches Bild der Zeit, wie sie dem Thoren und dem Weisen unter verschiednen Gestalten erscheint, dem es nicht an poetischer Fülle und Bedeutung fehlte, und woran man nur bei näherer Prüfung etwas Ueberladnes wahrnimmt, weggeblieben, und an die Stelle eine Empfehlung des lauten Lesens der Dichter, als wohlthätiger Erholung, getreten. — Wir zweifeln nicht, daß der Vf. nunmehr den Lohn seiner Bemühungen in dem allgemeinern Beifalle einärnten, und daß diese prächtige Ausgabe der Gesundbrunnen auch von Seiten ihres innern Werthes als ein bleibendes Denkmal betrachtet werden wird.

*) [Den nicht empfehlenswerthen Vorschlag hat Neubeck später so befolgt: Ihm bekränzt umsonst sich der Mai....]

Anmerkung zum dritten Abdrucke.
(1827. Krit. Schr. I. S. 177. f.)

Auf Veranlaßung des vorstehenden Berichtes wurde von dem Gedichte, welches zwei Jahre zuvor erschienen aber gänzlich unbekannt geblieben war, eine doppelte neue Ausgabe, die eine davon mit reicher typographischer Zierde veranstaltet. Ich hatte mein Lob, nicht ängstlich abwägend, gewissermaßen in der ersten Freude über eine gemachte Entdeckung niedergeschrieben, und mir wurde es von nicht wenigen Lesern verdankt, sie mit dieser heitern begeisterten Schilderung der Gesundbrunnen bekannt gemacht zu haben.

Es ist auffallend, daß die didaktische Gattung in Deutschland so wenig die Gunst des Publikums genießt, während sie in der Litteratur unserer Nachbarn eine sehr bedeutende Stelle einnimmt, und nicht wenige Werke dieser Art als Muster eines geschmackvollen und edeln Vortrags in der französischen, italiänischen und englischen Sprache anerkannt und fortwährend studiert werden. Sind wir etwa so durchdrungen von der Poesie, daß wir nicht dulden mögen, wenn ein Gedicht, als Ganzes betrachtet, nicht für eine freie Schöpfung des Geistes gelten kann, und sich nur in der Ausführung des Einzelnen dichterische Sitten angeeignet hat? Oder rührt jene Gleichgültigkeit vielmehr daher, daß bei uns weder die Dichter selbst, noch die Kritiker, noch die Leser, gewohnt sind, dem Kunstmäßigen und Vollendeten in Sprache und Versbau ihre besondere Aufmerksamkeit und Neigung zuzuwenden, und einen von höheren Befriedigungen unabhängigen Genuß darin zu finden? Ich möchte wohl das letzte vermuthen. So viel ist klar, ohne die sorgfältigste Ausbildung kann das Lehrgedicht nicht bestehen; eben

deswegen halte ich den Anbau dieser Gattung in unserer Sprache für wünschenswerth. Das Silbenmaß muß hinlänglich bindend sein: es läßt sich an englischen und italiänischen Beispielen wahrnehmen, wie der Gebrauch der reimlosen, bloß nach Accent und Silbenzahl gemeßenen Verse eine Ausartung in das Formlose veranlaßt. Ehemals hat man bei uns den Alexandriner zu Lehrgedichten verwendet: dieß dürfte jetzt aus vielen Gründen nicht mehr rathsam sein, wiewohl man eine Zeit lang den Alexandriner allzu ausschließend hat verbannen wollen. Der Hexameter und das elegische Distichon sind im Deutschen für das Lehrgedicht die einzig geeigneten Formen, auf deren Wahl uns auch die Vorbilder der Alten führen. Die höchste Vollendung kann gefordert werden, da der didaktische Dichter einen weit freieren Spielraum hat, als andre, die nach mächtigeren Wirkungen auf Einbildungskraft und Gefühl streben.

Denkmal aufgerichtet über den Gräbern meiner Frühverklärten, von Fr. Mohn. Düsseldorf 1796.

Der Vf., wie es scheint Prediger in der Gegend von Düsseldorf, verlor während eines kurzen Zeitraums seinen Freund, der sich vor den Kriegsunruhen zu ihm geflüchtet, seine Gattin und seine Tochter. Der Inhalt dieser Denkschrift ist eine Predigt, 'aber nicht im Kanzelton', 'Ueber die Pflicht einer often' (häufigen) 'wehmüthigen Rückerinnerung an unsre vollendeten Geliebten', einige Betrachtungen und Gedichte. Sie alle zeugen von Nachdenken und einem tiefen Gefühl, dem wohl nur sehr Unverständige neue Wunden zu schlagen versuchen könnten. (Siehe die Aeußerung S. 93.) Die Gedichte sind reiner und freier Erguß der Empfindung: so wird die Empfindung sie willig aufnehmen. Es fehlt ihnen hie und da an Haltung in den Bildern, wenn z. B. in derselben

Strophe die Eumeniden und die Todtenglocke vorkommen; allein dafür entschädigen manche schöne Stellen, wie folgende Strophe über den 'Strom der Vergänglichkeit' in dem so überschriebnen Gedichte:

> Wie muthig wallt er seinen Pfad!
> Mit welcher Kühnheit wälzt er Wogen!
> Wer sorglos sich dem Ufer naht,
> Wird in den Strom hinabgezogen.
> Vergebens sucht das frühe Grab
> Von ihren kaum gebornen Kindern
> Die Mutter Zeit hier rastlos zu verhindern;
> Das Schicksal stürzet sie hinab.

Schattenspiele. Nr. I. und II. Berl. 1797.

'Die Ruinen von Moyencourt' und 'Kleine Erzählungen, Fragmente', machen die beiden Nummern dieses sauber mit ungerschen Schriften gedruckten Büchleins aus. Das erstgenannte Stück ist eine Erzählung, aus einer zu Kapitel-Ueberschriften aufgegebnen 'Wildniß von Wörtern' zusammengesetzt. Die Vorfälle darin sind so lose und willkürlich verbunden, daß man kein Bedenken trägt, die Angabe vom Ursprunge der Erzählung für wahr anzunehmen, und dabei ist Alles so leicht und kühn behandelt, daß dem Vf. das Talent, mit Schatten zu spielen, nicht abzusprechen ist. Er hat in flüchtigen, oft grotesken Zügen lustige, zärtliche und muthwillige Auftritte neben einander skizziert, und sie doch auf das Täuschendste zu einem Hauptinteresse zu verflechten gewußt, dessen Fäden er zuletzt grillenhaft genug, aber ganz im Geiste des Uebrigen, mit einem Male abschneidet. Das Märchen fliegt auf gleich einer 'Rakete': und dieß ist auch das dem letzten Kapitel zur Ueberschrift dienende Wort. Ein großes Geheimniß bleibt unerklärt, der Knoten ungelöst, allein gewiß derjenige Leser nicht unbefriedigt, der sich an einer lebendigen und witzigen Darstellung an und für sich zu ergötzen vermag. Der Ton, der nur manchmal zu sehr ins Kecke übergeht, ist nie schwerfällig, sondern in einem leichten französischen Charakter (das Günstigste, was sich von Produkten dieser Gattung sagen läßt), ohne im Mindesten eine bestimmte Nachahmung zu verrathen. Nr. 2. hingegen scheint uns bei weitem nicht so belustigend als

obige Ghiribizzi. Man findet darin Uebersetzungen einiger französischen und italiänischen Leichtfertigkeiten, woran die Arbeit nicht so fein ausgefallen ist, daß sie sich rechtfertigte; eine schon oft dagewesene politische Anwendung biblischer Sprüche, und 'Abaris oder die Wunder der Hölle, ein Fragment'. Diese in Briefen 'an Sie' beschriebene Vision ist größtentheils in Jamben abgefaßt und hauptsächlich satirischen Inhalts, obwohl die poetischen 'Luftreisen- und Höllen-Beschreibungen' einen guten Theil des Raumes wegnehmen. Den Jamben fehlt es nicht an Schwung; der Satire, die einige Porträte erscheinen läßt, nicht an Kraft; aber dem Ganzen dennoch an festhaltendem Interesse. Auch ist die dazwischen vorkommende Prosa kalt, geschraubt und voll Prätension. Im Vorbericht wird erwähnt, 'daß mehr als ein Schattenspieler in diesem Werkchen debütiert'. Wenn dem so ist, so gestehen wir, daß wir lieber dem Erzähler Nr. 1., ob er gleich die Feder so launenhaft weggeworfen hat, in seinen phantastischen Irrgängen folgen, als mit Nr. 2. Gesichte sehen wollen.

Schattenspiele. Nr. III. IV. und V. Berl. 1798.

Man findet hier einen Schluß der 'Ruinen von Moyencourt', bei dem die gaukelnden Schatten nichts von ihrer Lebendigkeit verloren haben. Für die preisgegebene Wahrscheinlichkeit wird man durch possierliche Zusammenstellungen reichlich entschädigt, und einige kleine Leichtfertigkeiten gehen mit in den Kauf. Ferner 'das Götterstündchen am Kamin', ein sehr artig angelegtes Familiengemälde, das noch nicht geendigt, aber doch so weit ausgeführt ist, daß man der Entwickelung schon ziemlich sicher entgegensieht, und nur darauf begierig ist, ob sie sinnreich genug herbeigeführt werden wird, um das Ganze zu krönen. Es ist ein Roman im Roman, wo der Onkel, dem die Robinsonaden, eine Lektüre, die er leidenschaftlich und ausschließlich liebt, ausgehen, selbst eine dergleichen mit Hülfe seiner Hausgenoßen zu schreiben unternimmt, während die Nichte unter dieser Einkleidung den ihrigen mit vieler Anmuth fortspielt. Was der alte Militär zu Stande bringt, hätte wohl in einem weniger modernen Stil gearbeitet sein mögen; überhaupt konnte diese sonst glückliche Idee noch pikanter benutzt werden: nicht bloß in den

ihrem Helden zugedachten Begebenheiten, sondern auch im Tone der Darstellung sollten sich die verschiedenen Verfaßer charakterisieren. Der zärtliche und ernste Geist der Liebe, die unter den Bildern des abgefaßten Romans verdeckter Weise bestritten und verfochten wird, ist indessen mit ihren drolligen Umgebungen recht gut in Verbindung gesetzt, heiter gehalten und vor aller Weinerlichkeit bewahrt. — 'Hypolite de Vivonne's Reisen um die Welt und seine Abenteuer', aus der französischen Handschrift übersetzt, wie angegeben wird, sind bis jetzt nicht bedeutend. Man versichert, daß sie es weiterhin werden, und 'Hypolite' nicht so viel Langeweile machen soll, als er empfindet. Was die von Hrn. Bolt gezeichneten und gestochnen Kupfer betrifft, so ist es bei dem saubern Stich, den sich dieser Künstler besonders in der punktierten Manier zu eigen gemacht, und da seine Empfindungen im Komischen wirklich Geist verrathen, Schade, daß diese Vorzüge nicht durch eine gründlichere Zeichnung unterstützt werden. Der Herzog auf dem einen Blatte, der so lächerlich herbeikommt, scheint gar nicht recht auf dem Boden zu stehen. Auch der Sultan kann sich schwerlich auf seinem Stuhle halten. Wenn die sonst nicht üble Merveilleuse auf dem Titelblatt in seltsamen Proportionen gebaut zu sein und nicht recht zu sitzen scheint, so gehört das vielleicht mit zum Kostum.

XXIV Fabeln für die Jugend aus dem Franz. des Dorat frei übersetzt von Faber. Ff. a. M. 1797.

Man begreift schwerlich, warum der Uebersetzer diese Auswahl doratscher Fabeln der Jugend gewidmet. Die begleitenden Kupferstiche sind freilich so schlecht und besonders so steif, daß sich nur die Augen der zartesten Kindheit daran ergötzen können. Allein was soll die Jugend mit einer Erzählung wie 'die Rachsucht des Bären', wo die Moral:

> Doch, wenn des Sklaven Joch sich endet,
> Wird der Despot sein Opfer sein,

weil eben die Rede von einem Lehrer ist, den der Schüler hinterher erstickt, noch dazu eine sehr verkehrte Anwendung leiden könnte?

Was mit der Fabel 'die Katze und der Hahn', deren letzte Zeilen so lauten:

> Moral wird nie Tyrannen lehren,
> Nie wird die Wahrheit sie bekehren,
> Sie sind zu faul sie anzuhören?

Es giebt überhaupt nur wenige Fabeln, die eine gesunde Nahrung für den Verstand eines Kindes abgeben können; die besten sind mehrentheils nur Leckerbißen für den schon reifen männlichen Geist. Wen aber auch das Spielende der Gattung hierüber täuschen konnte, der hätte doch bei dem geringsten Nachdenken zwei Drittheile der obigen verwerfen müßen. Die gereimte Uebersetzung ist ziemlich fließend, indeßen hat das Original noch immer beträchtlich dabei eingebüßt. Uebrigens scheint hier nur eine alte Waare für neu ausgeboten zu werden; in beiden Exemplaren, die Rec. vor sich hat, ist die letzte Ziffer der Jahrszahl auf dem Titelblatte ausgekratzt und verändert; bei dem einen glaubt er die Zahl 1793 darunter zu erkennen.

Fr. Schillers Geisterseher. Aus den Memoiren des Grafen von O**. Von X** Y*** Z*. 2. u. 3. Thl. Straßb. 1796.

Ein fremder Maler (um bei dem Gleichnisse zu bleiben, womit der Vf. sich bei dem Publikum eingeführt hat) 'endiget' hier das unvollendete Werk eines großen Künstlers. 'Kühn und groß war sein Unternehmen'; ob auch 'seinem Geist und seinen Kräften angemeßen', das ist eine andre Frage. Uns scheint, als habe 'sein großer Vorgänger' nur so lange 'seinen Pinsel belebt', bis die Farben verbraucht waren, welche etwa auf der zurückgebliebnen Palette noch gemischt standen. Die Ausführung wird schwächer mit jedem neuen Pinselstriche; am schwächsten in der Geschichte des Armeniers, und in der Schilderung der Rückkehr des Prinzen von seinen Verirrungen. Die erste ist im gräßlichen Stil solcher Legenden, wo die Sünder vom Teufel geholt

werden; und die letzte völlig in das Gemeine hineingearbeitet. Der Gedanke, die Kinderjahre des Armeniers in ein chemisches Laboratorium zu versetzen, ist nicht übel. Aber wenn er schon 'in seinem zehnten Jahre einem seiner Mitschüler mit kaltem Blut den Dolch ins Herz stößt, weil er seinetwegen einen Verweis vom Lehrer erhalten, und den Leichnam in die Tiber wirft, ohne daß jemals jemand seine That erfährt', so ist dieser Zug, wie verschiedne andre, ganz aus Einem Stück mit dem schrecklichen Ende des Verbrechers, wo 'große Maden ihm in einer Kopfwunde wachsen, und das Gehirn langsam verzehren, das sonst so voll von Bosheit war', nebst noch mehreren Schrecklichkeiten dieser Art, die wir uns scheuen auszuzeichnen; denn (nach den Worten unseres Erzählers, da er sich enthält die Flüche hinzuschreiben, womit der Armenier aus dem Leben schied) 'wir fürchten das Papier damit zu entweihn, und dich, o Leser! zu sehr damit zu erschüttern'. Das eigentliche Ziel des Armeniers erscheint immer nur schwankend; er hat selbst nicht gewußt, welches Reich er zum Gegenstand seiner Herrschsucht wählen sollte, und beschließt es auf einen günstigen Augenblick ankommen zu laßen. So wird auch der Plan der Hauptintrigue nicht ganz ins Klare gebracht. Der Armenier will 'Venedig stürzen und auf dessen Ruinen seinen Herrscherthron errichten'. Die Räthsel werden gelöset, womit der Prinz umstrickt ward, um ihn zum Morde seines Oheims zu verleiten; aber über die Verbindung zwischen diesen beiden Begebenheiten drückt sich der Armenier so aus: 'Prinz, ich fühle es selbst, wie schlecht ich, der ich immer ausführte und Unmöglichkeiten zur Wirklichkeit schuf, mich dazu schicke, einen meiner Pläne einem Andern deutlich und begreiflich zu machen'.

Wie man es von dem Arbeiter erwarten konnte, der die angelegte Maschinerie des Meisters in Bewegung zu setzen unternimmt, ist diese mit Hebeln überhäuft worden: so schiebt z. B. der Freund des Prinzen, Graf O., einen Freund, und dieser wieder einen Freund ein, um gegen die Kabale zu wirken. Die Menge der Erscheinungen und die Unnützlichkeit derselben hätten einem Mann wie dem Prinzen fast die Augen öffnen müßen; man sieht daraus, daß er sich so ganz von ihnen betäuben läßt, und aus dem Gehalt der Räsonnements, die er in diesen Bänden führt und mit sich führen läßt, wie sehr er durch die ersten Erschütterungen an seinem Verstande gelitten haben muß. Seine letzte Bekehrung erinnert an die Bekehrungsgeschichte von Struensee. Hart drücken ihn seine Verbrechen; er bricht in die Worte aus: 'Kann es aus meinem Gedächtnisse je verlöschen, was ich that? — Wird, ja kann es Gott ungeschehn machen? Verloren ist für mich jeder Trost, jede Hoffnung'. Der Freund antwortet: 'Soll ich Sie an jene erhabnen, für Sie so tröstenden Worte der Schrift erinnern: über einen Sünder u. s. w.' Darauf 'wird der Prinz nachdenkend', und 'beim nächsten Besuch findet ihn der Freund weit ruhiger, das neue Testament liegt vor ihm aufgeschlagen, das er ihm auf sein Verlangen hat verschaffen müßen'. Von der Weise des Verfaßers zu philosophieren mag folgende Betrachtung ein Beispiel abgeben: 'Traue nie deiner Vernunft zu viel! — Nimm sie nicht für den untrüglichen Maßstab alles dessen, was über deiner Sphäre ist. Ach lerne dieß aus dem Beispiel des unglücklichen Prinzen. — Er war so gut, und wurde durch einen unleidlichen Stolz auf seine Vernunft, und durch das unumschränkte Vertrauen auf seine Kräfte so elend' u. s. w.

Der Prinz verschließt sich endlich mit seiner reuigen und geläuterten Seele in die Einsamkeit, und bald darauf von einem wohlthätigen Blitzstral getroffen — ist er nicht mehr. So wenig der Verfaßer uns ersetzt hat, was wir an der Vollendung des ächten Geistersehers entbehren, so hätte sie dennoch in unfähigere Hände fallen können: es gebricht ihm augenscheinlich mehr an Philosophie, als an Einbildungskraft und Darstellungsgabe.

---

1) Enthüllte Geistergeschichten. Ein Pendant zu Schillers Geisterseher. Leipzig 1797.
2) Der Wunderbare, von Karl Rechlin. Lüb. u. Lpz. 1797.

Es ist wahrscheinlich, daß der Vf. von Nr. 1. mit dem letzten Zusatz auf dem Titel weiter keine anmaßliche Absicht gehabt hat, oder ihn etwa nur so verstanden haben will: Pendant zu Schillers Geisterseher von X. Y. Z. Er bliebe immer auch in so fern noch unschicklich, und könnte nur auf den Stoff im Allgemeinen bezogen werden, da hier nicht der mindeste Anspruch auf philosophische Zwecke und Ausführung gemacht wird. Der einzige Zweck ist die Unterhaltung; Beschäftigung einer willigen Phantasie in einer müßigen Stunde. Es geht Alles so kraus und bunt durcheinander, und in einem so raschen Vortrage der Erzählung (worin der Vf. glücklicher ist, als in den vorkommenden Dialogen), daß jenes leicht erreicht werden mag. Die Auflösung ist freilich abenteuerlich und unbegreiflich, wie die Abenteuer selbst; aber wenn man die Neugier nur reizt, so fragt sie oft nicht darnach, auch vollständig befriedigt zu werden. Von den beiden hier mitgetheilten Geschichten ist die letzte, so viel wir uns erinnern, aus Fritz Wanderers Lebensreise genommen: allein die Aehnlichkeit des Tons und Machwerks mit der ersten läßt vermuthen, daß der Vf. nur sich selbst ausgeschrieben hat.

Nr. 2. hingegen ist wirklich ein Studium nach Schillers Geisterseher. Es wird dem Publikum als das Produkt eines jungen

Mannes übergeben, 'der mitten im Lenz seiner Jahre von seinen schriftstellerischen Arbeiten, und allen schönen Hoffnungen, die für die Zukunft reifen sollten, durch einen frühen Tod dahin gerißen wurde'. In der Art, womit er sein Vorbild wieder gegeben hat, ist allerdings eine sehr jugendliche Anstrengung sichtbar. Wo er Effekt hervorbringen will, fällt er ganz in das Manierierte, und man wird gewahr, daß seine Einbildungskraft selbst nur durch den Effekt entzündet worden ist, den ein Andrer auf ihn machte. In seiner sinnlichen Darstellung der Scenen, Tageszeiten und der äußern Erscheinung der Personen hat er sich besonders der Eleganz befleißigt. Der Gang der Geschichte ist aus der Episode, die der Sicilianer in Schillers Geisterseher erzählt, und der Hauptverwicklung desselben zusammengesetzt. Vorzüglich ist sie auf den Umstand gebaut, daß mehrere Betrüger sich derselben Werkzeuge bedienen, um zu dem nämlichen Zwecke zu gelangen, also unter einander getäuscht werden und alle der ersten Triebfeder, der Habsucht der Kirche, in die Hand arbeiten, bis diese endlich von ihren Werkzeugen verrathen wird. Der Plan geht auf eine schöne reiche Gräfin, deren Geliebter abwesend ist. Ein treuloser Freund beider nimmt magische Künste zu Hülfe, um sie für sich zu gewinnen; ein Prinz stellt ihr nach, und die Kirche will sie zur Nonne machen, um ihre Güter zu sich zu nehmen. Geringere Täuschungen werden aufgedeckt, um den wichtigeren zur Folie zu dienen. Wie der Sicilianer bei Schiller wird scheinbar Einer aufgeopfert, um einen andern Namenlosen desto hervorstechender geltend zu machen. Eine Geistererscheinung verschwindet wie dort vor einer andern; ja beiläufig kommt auch einmal der Umstand vor, daß sich jemand, um einen Beschwörer zu prüfen, den unvollendeten Auftrag eines Sterbenden will ergänzen laßen. Indessen ist bei allem diesem Aufwande nicht ein einziger wirklich spannender oder erschütternder Moment zum Vorschein gekommen. Weder die gewaltsamen Banditenbriefe, noch der psychologische und räsonnierende Theil des Werkes ersetzen diesen Mangel.

Vermischte Schriften von G. W. C. Starke. Erste Sammlung. Gedichte und Reden. Berlin 1796.

Eben die Wärme menschenfreundlicher Gesinnungen, welche dem achtungswürdigen Vf. seine häuslichen Gemälde eingegeben hat, wird man in der vorliegenden Sammlung wieder erkennen und lieb gewinnen. Gleich die drei Stücke, womit sie nach einer Aufrufung der Dichtkunst anhebt, 'Gefühl der Menschlichkeit, Hoffnung der Menschheit', und 'Freuden der Menschheit', sind durch und durch davon beseelt. Allein nicht jeder auch noch so hinreißende Erguß eines lebhaften Gefühls ist poetisch, und so fehlt auch allen dreien noch etwas, um eigentliche Gedichte zu sein. Weit mehr fühlt man sich bei dem folgenden Stücke, 'der Quell der Erinnerung', aus den Gränzen der Wirklichkeit in das Gebiet der idealisierenden Phantasie versetzt. Dantes schöne Dichtung von zwei Quellen im Paradiese, deren eine alle begangnen Fehltritte in Vergeßenheit versenkt, die andre eine erhöhte Erinnerung alles vollbrachten und genoßenen Guten giebt, ist dabei benutzt worden. Die Seele trinkt aus der letzten und

> Alles Erdendunkel weicht
> Bei des neuen Daseins Feier,
> Alles Erdendunkel däucht
> Psychen nun ein Blumenschleier,
> Den der treuen Mutter Hand
> Um des Kindes Wiege wand,
> Daß es, ungestört vom Lichte,
> Süßer seine Träume dichte.
>
> Psyche ruht am kühlen Quell,
> Holde Genien erscheinen
> Buntbeschwinget, leicht und hell,
> Aus des Quelles Blüthenhainen.
> Ha! der Erdenfreuden Schaar
> Schwebt mit neu bekränztem Haar,
> In des Morgens rothem Glanze,
> Um sie her im Ringeltanze u. s. w.

Diese Probe wird schon hinreichen, unsre Leser mit dem milden und reinen Ausdruck, mit der gefälligen Leichtigkeit der harmonischen Verse des Verfaßers, welche letztere man mit umfaßende-

ren Talenten nicht immer so gepaart findet, bekannt zu machen; doch können wir uns nicht enthalten, ein Sonett von ihm 'an die Dichtkunst' herzusetzen, weil er die seinige darin so wahr und liebenswürdig charakterisiert:

Selig, wer im lichten Morgenstrale
Deiner Höh das Leben übersieht!
Selig, wer bei deinem Göttermahle,
Zauberin, vom Himmelsfeuer glüht!

Wonn' entströmet deiner Zauberschale
Weit umher; wohin du sprengest, blüht
Sanft verschönernd manche Blum' im Thale,
Wo des Lebens Arbeit ernst sich müht.

Arbeit, Göttin, beugt auch meinen Rücken,
Darum streb' ich nicht nach deinen Höhn,
Froh bereit, im stillen Thal zu gehn.

Laß nur da mich manches Blümchen pflücken,
Deine Freundin friedevoll und schön,
Stille Tugend, anspruchslos zu schmücken.

Der Verfaßer ist überhaupt glücklich in dieser Dichtart: es ist ihm gelungen, einige Sonette von Petrarca und das bekannte von Filicaja, la providenza, wohlklingend und zwanglos nachzubilden. Das vorzüglichste Stück der ganzen Sammlung scheint uns die 'Sehnsucht nach Reisen', ein durchaus schönes, edles und rührendes Gedicht, das in jedem Leser von Gefühl den theilnehmenden Wunsch erregen muß, daß sich eine so zarte, reine Empfänglichkeit unter günstigeren Umständen und in der Betrachtung großer Gegenstände der Natur und Kunst entwickelt haben möchte.

Einige eingemischte Kirchenlieder dürfen nicht als Kunstwerke, sondern nur als der Erbauung gewidmet beurtheilt werden. Sie sind gut, wenn sie diesem Zwecke entsprechen; und sie werden es wegen der Wahrheit des darin redenden Gefühls, besonders des regen Bedürfnisses der Unsterblichkeit, die dem Vf. eine der leitenden Hauptideen ist, und ihn auch in den drei Reden, 'Ueber das Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit; Ueber Milderung und Verhütung der Todesfurcht durch Erziehung'; und 'über die Unsterblichkeit der Seele', immer wiederkehrend begeistert. Man

verlangt in solchen bei öffentlichen Gelegenheiten gehaltnen Vorträgen keine wißenschaftliche Gründlichkeit; doch scheint uns, selbst bei dieser Rücksicht, die 'Vertheidigung der schönen Wißenschaften' in der ersten Rede mit allzu schwacher Hand geführt. Es muß befremden, hier noch den alten Sprachgebrauch von 'untern Seelenkräften', mit deren Ausbildung 'die schönen Wißenschaften' (ein völlig unschicklicher Ausdruck, den man gar nicht mehr gebrauchen sollte) 'sich ausschließend beschäftigen sollen', herrschend zu finden. So wenig man mit der Kunstlehre bis jetzt noch ins Klare gekommen ist, so ist es doch ausgemacht, daß, wie schöne Kunstwerke nur aus dem innigsten Bunde der Vernunft mit der Einbildungskraft hervorgehen, sie auch das Höchste, was im Menschen ist, in Anspruch nehmen, und daß der Gipfel der Bildung nur durch die alle Kräfte harmonisch vereinigenden Zauber der Kunst erreicht wird. Soll der Ausdruck 'untere Seelenkräfte' schicklich gebraucht werden, so kann man nichts anders darunter verstehen, als die Sinnlichkeit. Der Vf. rechnet aber die Empfindungen, den Witz und die Einbildungskraft dazu. Wie kann man nun den Witz vom Verstande, und die Empfindung, welche hier gemeint ist, von den sittlichen Anlagen, also (nach demselben Sprachgebrauche) von den oberen Seelenkräften trennen? — In der letzten Rede 'über die Unsterblichkeit' ist mehr Rücksicht auf die Resultate der neueren Philosophie genommen, die den Glauben daran als ein Postulat der Sittlichkeit aufstellt. Was die Schreibart dieser Reden betrifft, so scheint der Vf. das Wesen des rednerischen Vortrags zu sehr in lange verschlungene Perioden und in die emphatische Wiederholung gewisser Wendungen zu setzen, wodurch der sonst blühende Reichthum seines Ausdrucks nicht selten in das Einförmige verfällt.

Vollständige Anleitung zur deutschen Versekunst, mit neuen praktischen Beispielen, von J. G. Prändl. München. 1797.

Der Vf. fand, 'bei seinen Unterweisungsstunden in den schönen Wißenschaften', die meisten deutschen Poetiken 'zu ästhetisch' behandelt, und da er der Meinung ist, 'man solle den Musenzögling allererst mit dem Außenwerke der Dichtkunst bekannt machen', damit

er sich 'unvermerkt an das Geleise der erforderlichen Taktik gewöhne', schrieb er diese Abhandlung über die deutsche Verskunst, die an sich sehr kurz und nur durch eine Menge meistens vom Vf. selbst verfertigter Beispiele zu einem Buche ausgedehnt ist. Was von Andern ist, wird sorgfältig angegeben. 'Daß ich nie fremdes Gut für meine Arbeit auszugeben gewohnt bin', sagt Hr. Brändl, 'erhellet, denke ich, sattsam aus den Vorreden zu meinen fünf mathematischen Werken und zu den Anfangsgründen der Landwirthschaft'. Er wünschte, 'das Vaterland möchte ihn auch in diesem Betrachte' (als Dichter) 'als einen brauchbaren Mann kennen lernen'. Daß er 'seine Arbeiten selbst zum Muster aufgestellt', that er nicht 'aus stolzer Anmaßung, sondern wie ein Schreibmeister den noch ungeübten Lehrlingen lieber eigenhändige Vorschriften, als schönere Kupferstiche vorlegt'. 'Obgleich der innere Werth dieser meiner Muster', sagt er, 'welches Geständniß ich natürlich gerne ablege, nicht an die deutschen Klassiker des goldnen, oder doch wenigst des itzigen silbernen Alters hinreichet; so mögen selbe doch immerhin als eine anpassende Nahrung für das schwache Jugendalter gelten' u. s. w. Bei den meisten sei das Nonum prematur in annum beobachtet worden. Rec. bescheidet sich zwar gern, daß ihm, da er nur in dem silbernen Zeitalter, und in einer Provinz lebt, wo man ein ganz andres Deutsch redet, als in Baiern, kein Urtheil zusteht: doch glaubt er, daß diese Gedichte durch das lange Liegen nichts gewinnen konnten. Vielleicht wären sie von größerem Werthe gewesen, wenn man sie noch vor dem goldenen Alter, etwa vor hundert Jahren oder so, hätte bekannt machen können. Wir enthalten uns auch alles Urtheils über den theoretischen Theil, und laßen den Leser nur aus einigen Proben schließen, in wie fern Hr. B. 'in diesem Betracht ein brauchbarer Mann' sei. Von der begriffsmäßig bestimmten deutschen Silbenzeit weiß er gar nichts, sondern giebt das Gehör als den einzigen Richter über Kürze und Länge an. Klopstock wird derb zurecht gewiesen, daß er 'nicht nur allein Anapäste' am Anfange eines Verses annehme, sondern daß bei ihm 'im Conterte' sogar Spondeen und Tribrachen (unerhörte Frechheit!) Platz haben. Das Zeichen der Kürze sei (o). Nach den Regeln über reine und unreine Reime wird überall 'entrathen' und 'Schatten', 'ermahnte' und 'brannte' u. s. w. gereimt. 'Horaz, Merkur, Apoll,

Orkan' werden als Trochäen skandiert. Wir finden Wörter wie 'nießen' st. 'genießen', 'Schankung', und Verse wie folgenden:

Wenn selbes (nämlich 'das Zweig') der Beschwerden Dörner —

Vom Hexameter wird die tröstliche Nachricht ertheilt: 'Im Lateine soll der Hexameter wenigst ein Zäsur (Ruhepunkt) haben: im Deutschen kümmert man sich nicht mehr darum, die für Hrn. P's. eigne Hexameter allerdings authentisch ist. Aber ohe! jam satis est.

Marie Aurore Gräfin von Königsmark. Ein Originalgemälde von C. D. Glorin. Berlin 1797.

Der Sieg der Verführung über die Unschuld. Die Zeichnung ist richtig, die ganze Anlage verständig ersonnen. Die Aufgabe des Vfs war nach seinen eignen Worten, 'zu zeigen, daß der schnelle Sieg eines Fürsten über Aurora nichts gegen ihre Unschuld und Tugend beweise'. Er hat sie sich dadurch erleichtert, daß er Aurorens Unschuld und ihren Vollkommenheiten wenig Festigkeit und überhaupt wenig Eigenschaften des Geistes zugesellte, welche auch nur einem solchen Liebhaber, der einzig das blendende seines Standes und seines Aeußern für sich hätte, den Sieg erschweren konnten; aber eben dadurch hat er sie nach ihrem eigentlicheren Sinne gelöset. Sie gieng mehr dahin, darzustellen, wie leicht selbst die allgemein anerkannte und bewunderte Unschuld und Tugend in jene Schlingen fallen, als wie schwer der Kampf von beiden Seiten werden kann. In diesem Sinne hat er Auroren nur die flacheren Züge gegeben, die man der Schönheit und Sittsamkeit im Bunde beizulegen pflegt, und sie zwar verschwenderisch mit allen möglichen Talenten geschmückt, aber dafür fast ohne alle Individualität des Charakters gelaßen. Wesen, wie sie, gewinnen im Glanze der Unbescholtenheit leicht die Liebe der umgebenden Welt, und werden, wenn dieser verbleicht, eben am ungerechtesten und bittersten beurtheilt. Nur dagegen wollte der Vf. Auroren in Schutz nehmen. Freilich, wer, nicht etwa schon durch den Ruf mit ihr bekannt, sich bloß an den eingeschränkteren Gesichtspunkt dieses Gemäldes hält, wird nicht so lebhaft Theil an ihr nehmen können; und in der

That treten uns die beiden Schwestern durch ihre eigenthümlichen Physiognomien näher als sie selbst. Ja man möchte sagen, der Vf. habe dadurch das Interesse an Auroren zu heben gesucht, daß er außerdem noch ein Paar anziehende Figuren neben sie stellte. Es sind zwei Freunde und Liebhaber derselben, Abbé le Sage, ein junger Mann, der viel zu ihrer Bildung beigetragen, und im Stillen die edelste Leidenschaft für sie nährte, aber sich während des wichtigen Zeitpunktes abwesend befand, und Graf Vitzthum vom Hofe Friedrich Augusts, der, von heftiger Liebe getrieben, sie retten will, doch den entscheidenden Augenblick herannahen sieht, ohne dieß zu vermögen und sich in eben der Stunde ums Leben bringt, wo er sie in den Armen des Kurfürsten weiß. Was man hier für den unglücklichen Liebhaber fühlt, geht auf sie selbst wieder über. Die schöne Freundschaft des le Sage tritt zuletzt sehr glücklich hervor, und endigt die Begebenheit mit einem rührenden Eindrucke. Er wird der wohlthätige Engel, der noch jenseits des Grabes her der verlaßenen Aurora die Hand bietet. Dem Vf., dessen Schreibart rein und gebildet, obwohl nicht frei von trocknen und moralisierenden Stellen ist, gelang auch bei dieser Gelegenheit der Ausdruck vorzüglich.

---

1) Verhängniß. Eine Geschichte in Briefen. Aus dem Engl. 1. Band. Zürich 1797.

2) Das Schloß Montford oder die Ritter von der weißen Rose. Eine Gesch. aus dem eilften Jahrh. 2 Bände. Berlin und Leipzig 1796.

Nr. 1. ist ein englischer Roman nach dem gewöhnlichsten Zuschnitt: flache Anlagen, flache Charakterzeichnung; in der Heldin uninteressante Unbesonnenheit; daneben eine treue Freundin, die das Feuer mit wäßeriger Vernunft zu löschen strebt; eine falsche, welche gleich zu Anfang ohne Maske erscheint; und ächte und angebliche, alte und junge, Liebhaber nach Gebühr. Hier und da ist ein Stückchen Reisebeschreibung eingeflochten, welches so dürftig ausfällt wie alles Uebrige. An der Uebersetzung ist weiter nichts aus-

zusetzen, als daß sie überhaupt unternommen worden, und daß die Damen sich so oft darin die Ausdrücke 'Mannsvolk, Weibsleute, und 'Kerl' statt 'Bedienter' zu Schulden kommen laßen.

Nr. 2. ist ebenfalls eine englisches Produkt, und in seiner Gattung, nämlich als Rittergeschichte, von keinem ausgezeichneteren Werthe als das vorhergehende, wenn man es ihm nicht als einen besondern Vorzug anrechnen will, daß die Sprache nicht schwülstig ist, sondern einen ganz leichten erzählenden Gang nimmt. Es ist voll von Begebenheiten; doch haben einige räsonnierende Seitenblicke auf religiösen Fanatismus darin Platz gefunden, und ein liebendes Paar wird lebendig verbrannt, weil die Schöne aus einem Kloster geraubt worden war. Folgende Stelle: 'Meine Mutter war eine Schwester "des" berühmten Rosamund Clifford, bekannt unter dem Namen "der" schöne Rosamund, "dessen" unglückliches Ende euch gewiß zu Ohren gekommen ist' zeigt, daß das Buch ziemlich eilig übersetzt worden sein muß (freilich war solch ein Mißverstand nur in der englischen Sprache durch das unbestimmte Geschlecht des Artikels the möglich) oder daß dem Uebersetzer wenigstens die Anekdoten der englischen Geschichte nicht geläufig sind.

Flora, oder ländliche Gemählde, von J. C. C. Schrader. Berlin 1796.

Die bescheidenen Aeußerungen des Verf. dürfen das Urtheil über sein Gedicht nicht bestechen, da er nicht in dem Kreiße eines Dilettanten stehen geblieben ist, der nur zu eignem Vergnügen oder für seine Freunde dichtet, sondern seinen Versuch dem größern Publikum mitgetheilt hat. Rec. hat darin keinen Beruf zur landschaftlichen oder irgend einer andern Gattung der Poesie entdecken können, und glaubt, der Vf. hätte sich bei einer aufmerksamen Vergleichung seiner ländlichen Darstellungen mit denen eines Haller, Thomson, Kleist, Matthisson und Voß selbst überzeugen müßen, daß 'das lebhafte Gefühl, welches ihn bei Hinwerfung dieser kleinen Bildchen begleitete', nichts weiter war, als 'die süße Erinnerung der Jugend und reizender Natursceenen', und keineswegs eine wahrhaft dichterische Begeisterung. Von allen Mitteln, die es geben

mag, Schilderungen, diese mißliche Aufgabe für eine successive Kunst, zu beleben, hat er kein einziges in seiner Gewalt: eine dem ermüdeten Leser unendlich lang scheinende Reihe von gleichgültigen und unzusammenhängenden oder doch nur durch den Kalender in Beziehung stehenden Bildern einer gemeinen Natur wird seelenlos heruntergeorgelt, und dieß eintönige Geleier nimmt nicht eher ein Ende, als mit dem vollbrachten Kreißlaufe des Jahres. Die angebrachten Figuren bewegen sich nicht bedeutungsvoll und dem Charakter der jedesmaligen Scene gemäß vor einem malerischen Hintergrunde; sie schwimmen willkürlich in einem Bildermeer herum, das im Einzelnen zwar buntscheckig genug gemischt, im Ganzen aber doch farblos ist. Was kann dürftiger sein, als die idyllenhafte Episode von Ithon und Zilla, die an sich gar keinen Sinn, und auf die Entstehung der Maiblume, welche zu erklären sie erdichtet wird, gar keinen Bezug hat? Besonders in den Uebergängen ist der Vf. unglücklich. Nach einer langen Nomenklatur von Pflanzen, dergleichen zu wiederholten Malen vorkommen:

> Waldangelik und Peterlein, Möhren, und Fenchel und Eppig.
> Jetzo schimmern die Wucherblumen, Romeien und Rainfarn,
> Leberkletten und Dosten, die Wiesenrauten und Wundklee.
> Gelber Weiderich blühet, und Ackerglöckchen und Goldkraut u. s. w.

welche endlich so schließt:

> Die Weihermummeln und Fröschling,
> Dreiblattrosen und Schmergeln und Waßerscheeren und Pfeilkraut.

heißt es auf einmal:

> Fleißig lebt 'hier' ein Volk, und unter Germaniens Völkern
> Raget es ruhmvoll empor, bewohnend ein nördliches Ländchen;
> Hoch erhob es ein Fürst u. s. w.

Nun erklärt es sich sogleich, daß mit diesem hoch erhobnen und doch unter den Sumpfpflanzen wohnenden Volke die Bewohner der preußischen Lande gemeint sind, und es folgt eine lange Lobrede auf Friedrich den Großen. Am Schluß derselben erfahren wir, daß 'Walter, der alte geschäftige Walter' sich auch freute. Sein Enkel Karl, der Förster Otto und seine Gehülfin Martha, lau-

ter Personen, mit denen wir hier urplötzlich Bekanntschaft stiften, scheinen sich ebenfalls zu freuen, was ihnen gern zu gönnen ist. Wir wißen nicht, warum sich der Vf. das Gesetz auferlegt hat, die Blumen jeder Jahreszeit her zu nennen, da es doch nicht sein Zweck war, ein botanisches Lehrgedicht zu liefern, welches übrigens, mit Geist und Schwung ausgeführt, wohl nicht ein so unbefriedigendes Mittelding sein möchte, wie er meint. Wir verweisen ihn auf eine Stelle im 4. Gesang der Gesundbrunnen von Neubeck, als auf ein Beispiel, wie man dergleichen Gegenstände beseelen kann. Die hier eingestreuten Betrachtungen, z. B. über die Unsterblichkeit, über das Stadt= und Hof=Leben, sind entlehnte, weitschweifige Gemeinplätze. Kurz, diese Flora ist in jedem Betracht, auch im Ausdruck und Versbau, äußerst mittelmäßig. Der letzte Mangel ist am wenigsten zu entschuldigen, da die ruhigern Gattungen des sinnlichen Zaubers der gewähltesten Harmonie vorzüglich bedürfen, und sich darin, auch bei einem beschränkten Talent, durch Fleiß und Studium viel leisten läßt. Wer sich jetzt noch Hexameter wie folgende erlaubt:

> Auch der goldgefiederte Aemmerling naht sich der Speise.
> Kaum bewölkt sich nach längerer Winterhelle mit traufen.

und Skansionen wie Nachmittag ⏑–⏑, sollte der wohl Voßens Luise mit einem empfänglichen Ohre gelesen haben? Auch Sprachfehler (die man überhaupt selten bei unsern Kunstjüngern vergeblich sucht) kommen vor: 'See' für lacus weiblich, 'Pflug' geschlechtlos, 'der Lager', 'der Tuch', 'schmelzte' als Intransitiv u. s. w.

---

1) Henriette et Emma, ou l'éducation de l'amitié. Paris 1796.

2) Henriette und Emma, oder Vernunft und Schwärmerey. Aus dem Franz. übers. v. A. Wilhelmi. Leipzig 1797.

Allem Anschein nach ist obiger Roman aus England nach Frankreich verpflanzt, ob es gleich nicht angegeben wird, und er sich in Ansehung der Sprache wie ein Original lesen läßt. Schauplatz, Sitten und Charaktere sind auf englischem Boden zu Hause; vor=

züglich die mystische Verirrung der Lady Emma, die mit so vieler Herzenskälte gepaart ist. Indessen war die Geschichte wohl einer Uebersetzung werth: die Anlage ist einfach, und die Ausführung voll ruhigen leichten Lebens; die Schreibart entspricht beiden. Ohne die Erregung eines leidenschaftlichen Interesses wird die Aufmerksamkeit doch immer beschäftigt, und Henriettens würdiger Charakter ist so anziehend dargestellt, daß man selbst in der ruhigen Ehe, welche sie zuletzt führt, noch gern bei ihr verweilt. Der exaltierte, kindisch thätige Kopf der Lady Emma, welchen die erziehende Freundin nicht ganz zur Vernunft bringen konnte, macht gegen diese einen guten und nichts weniger als gesuchten Kontrast. Die andern Personen sind alle mit richtigen, wenn gleich nicht scharfen, Zügen hingezeichnet; selbst die Thorheit ist mit einer gewissen Mäßigung behandelt, ohne daß die Wirkung darunter litte. Wir würden dieses Buch besonders empfehlen, wenn man sich nach einer französischen Lektüre für junge Frauenzimmer, die sich in der Sprache üben sollen, umsieht. Es enthält gesunde Moral, ohne daß sie sich aufdrängt, und gerade so viel Beimischung vom Romantischen und von artigen Details, als der Jugend Noth thut.

Wir müßen gestehen, daß sich dieser Roman in der nicht ganz wörtlichen Uebersetzung ins Deutsche, Nr. 2., etwas steifer ausnimmt. Die kleinen Freiheiten, die man sich darin hat nehmen wollen, sind kein Gewinn für ihn geworden; sie kommen uns eher als ein Raub an dem französischen Vorbilde vor. Man vergleiche nur etwa den Anfang und die letzten Kapitel, wo einige zarte Züge in Laurens Benehmen trocken zusammengezogen sind, die bedeutende Erwähnung von Emmas künftigen Thorheiten weggeblieben ist, aber Henriettens einfachem und gesetztem Sinne durch den Zusatz einer weichmüthigen Thräne, welche sie der Deutsche vergießen läßt, Unrecht geschieht. Die Stelle heißt hier: 'Madam Fenton hatte' ('bekam' sollte es heißen) 'keine Kinder. Etelwarts Tochter erhielt den Namen Henriette. Madam Fenton liebte sie mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit. Freilich trat ihr oft, wenn die Kleine sie schmeichelnd umarmte, eine Thräne in die Augen, welche sie ihren Freunden verbarg. Aber es war eine Thräne der wehmüthigen Freude, der getrosten Ergebung in das Schicksal, welches ihr beschieden war'. Im Französischen steht: Madame Fenton n'eut point

d'enfans, elle réunit toutes ses affections sur la fille d'Etelwart et de son amie. On lui donna le nom d'Henriette. Cette enfant trouva dans le coeur de sa marraine les sentimens d'une seconde mère. Wie viel einfacher ünd beßer!

Claire Duplessis et Clairant. Histoire d'une famille d'émigrés françois. Par l'auteur de Rodolphe de Werdenberg, traduit de l'Allemand par M.*** 3 T. Braunschw. 1796.

Das Unternehmen, diesen unter uns so beliebten Roman in das Französische zu übersetzen, rechtfertigt sich vollkommen durch die gelungne Ausführung: Clara du Plessis lieset sich hier wie ein französisches Original, und die ursprüngliche Fülle und Leichtigkeit der Schreibart wird uns in einem neuen Lichte zurückgegeben. Der Eindruck des Ganzen bleibt völlig der nämliche, und wird also wahrscheinlich auch die Ausländer zur Theilnahme hinreißen; denn aller Fehler und Nachläßigkeiten ungeachtet, die man dem Werke überhaupt vorwerfen möchte, liegt so viel Reiz in der warmen und kunstlosen Darstellung, in dem frischen Leben, welches darin herrscht und das schwermüthige Ende selbst so gut mit jugendlichen Gefühlen verknüpft, daß man geneigt wird, jene ganz zu übersehen, ja vielleicht das flüchtige und gefällige Gemälde dem blühenden Kolorit zu Liebe wirklich großen Kunstwerken zugesellt. Der Uebersetzer scheint indeßen in seinem Vorberichte noch etwas kühler davon zu urtheilen: er hat es seinen Landsleuten vorzüglich von Seiten der Wahrscheinlichkeit oder der Wirklichkeit der Begebenheiten ans Herz gelegt, und daher einige Züge, die nicht ganz im Kostüm französischer Sitten sind, zu entschuldigen versucht. Da er sich hie und da kleine Abänderungen verstattete, so hätte man eigentlich wünschen mögen, er hätte die Freiheit noch etwas weiter ausgedehnt, und z. B. eben den stärksten Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit, nämlich die Scenen gestrichen oder eingeschränkt, wo die Mutter zugiebt, daß Clara mit Clairant Rollen einstudiert, und auf einem Gesellschaftstheater als seine Geliebte erscheint. Auch die Weglaßung einiger ermüdenden Wiederholungen zu Anfange würde vortheilhaft gewesen sein. Sowohl der Uebersetzer als der Verfaßer kommt drei

bis viermal darauf zurück, daß diese Leidenschaft, qu'un rien avait commmencée, qui n'était au fond qu'une méprise de l'amour propre, exagérée ensuite et exaltée par l'imagination, nur durch diesen oder jenen neuen Zufall mehr Konsistenz gewann. Diese psychologischen Bemerkungen verrathen hier nur das absichtliche Streben, mehr Feinheit in die Schilderung zu bringen, aber sie wirken nicht günstig für dieselbe: die Details der bloßen herzlichen Leidenschaft, wie sie geboren wird und fortgeht, hätten einer solchen Beimischung nicht bedurft Der Uebersetzer ist darin hier, wie gewöhnlich, sehr glücklich, und sie haben nichts von ihrer Zartheit bei der Uebertragung eingebüßt. Was uns aber auch in dieser am stärksten anzieht, sind die Briefe der beiden Liebenden. Von ihnen darf man behaupten, daß sie wirklich so geschrieben worden sein könnten, und deshalb schön erfunden sind. Hier ist die nachläßige, fortströmende Sprache der Natur und wahrer Zärtlichkeit; ihr Inhalt ist freilich nicht durch Philosophie des Herzens, aber doch durch charakterisirende Aeußerungen, wie sie die Zeit und die Situation erzeugten, und durch die lebhafteste Vergegenwärtigung des Schauplatzes gewürzt. Sollten unsre Nachbarn etwa die sinnliche Glut oder die Spitzfindigkeit der Empfindung darin vermißen, an welche sie gewöhnt sind, so lernen sie doch schlichtere deutsche Liebessitte in der angenehmsten Einkleidung kennen, und laßen sie sich von Seiten der Naivetät gewiß gefallen.

---

1) Euphrosyne. Fürs gesellige Vergnügen. Leipzig 1794.
2) Jahrbuch der Freude für 1797. Leipzig.
3) Anmuth und Schönheit aus den Misterien der Natur und Kunst für ledige und verheirathete Frauenzimmer. Berlin 1797.

Leichte Liederchen mit paßenden Melodien, Tänze, Gesellschaftsspiele, Denk- und Trinksprüche, Räthsel u. s. w. machen den Gehalt obiger Euphrosyne aus, die in dem Kupferstiche vor dem ersten Heft in Gesellschaft einer breiten Fortuna weit schwerfälliger erscheint, als in dem Büchelchen selbst. Daß fast alles, was sie ent-

hält, hier oder da ausgeschrieben ist, wollen wir ihr weiter nicht zur Last legen; wenigstens sind doch die Tänze und Spiele neu, von denen man am ersten diese Eigenschaft fordert: ob sie auch alt und hergebracht zu werden verdienen, darüber ist ohne unser Zuthun vermuthlich längst entschieden. Wir haben indessen bemerkt, daß man sich in seinen flüchtigen Freuden ungern nach einem Buche, sei es auch noch so klein und artig, richtet, und lieber bei mündlichen Traditionen stehen bleibt. Wer daher im Besitze ist, in Gesellschaften die Spiele anzugeben, der sollte Sorge tragen, manche solcher gedruckten Vorschriften auswendig zu lernen, die ihm dabei sehr zu Statten kommen können. Die Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zeitvertreib überhaupt liest man hier mit Vergnügen; aber es war auch bei dieser Gelegenheit leichter, die Quelle des Uebels anzugeben, als die Mittel ihm abzuhelfen; obgleich beide das mit einander gemein haben, daß sie sehr ins Allgemeine gehen. Die vorgeschlagene Preisfrage über den Zeitvertreib möchte wohl nicht viel mehr helfen, als daß sich diejenigen, welche Beantwortungen unternähmen, bei der Abfaßung derselben die Zeit vertrieben.

Nr. 2. ist vom nämlichen Inhalt und Werth mit dem vorigen, ja meistentheils daraus zusammengetragen, so wie aus den Liedern geselliger Freude von 1794., die im ersten Heft der Euphrosyne empfohlen worden sind. Alle hier befindlichen Lieder und Gesänge empfehlen sich auch von selbst durch gefällige Leichtigkeit und unschuldigen Frohsinn. Der einzige Artikel, welcher, so viel wir wißen, neu sein mag, ist der letzte, 'Freudenfeste durch Wohlthaten veredelt'; eine Sitte, die nicht genug verbreitet werden kann, und also auch bekannt gemacht werden muß.

Das zierliche Taschenbuch Nr. 3. besteht aus zwei Theilen. In dem ersten wird 'das Wesen der Schönheit und Anmuth in der weiblichen Gestalt entwickelt'; und im zweiten werden Mittel angegeben, 'die körperliche Schönheit zu erhalten und zu erhöhn'. In beiden Abschnitten ist auf Körper und Geist zugleich Rücksicht genommen, ja es soll sich vor allen Dingen von der Seele aus Anmuth und Schönheit über die Gestalt verbreiten, wenn die Seele auch nicht erschaffen kann was in der Schönheit architektonisch, und also unmittelbare Gabe der Natur und nicht das Werk der Freiheit ist. Die philosophische Ausführung dieses Gegenstandes ist recht

gut zusammengetragen, und mit artigen Notizen aus der Mythologie und den Sitten alter und neuer Völker verwebt. Zuweilen hat die Schreibart doch eine zu künstliche Eleganz, die sich schon auf dem Titel verräth, wo die Erwähnung von Mysterien, mit manchen Verlagsartikeln desselben Buchhändlers zusammengehalten, ehrbare Leserinnen von der Lesung dieses doch so völlig anständigen Werkchens abschrecken könnte. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, daß die praktische Hälfte desselben in einzelnen Fällen weit öfter zu Rathe gezogen werden wird, als die theoretische zur allgemeinen Belehrung. Auch verdient jene alle mögliche Empfehlung; sie enthält nicht allein unschädliche, sondern selbst heilsame Vorschriften, und beschäftigt sich zuletzt mit dem Geschmack in der Kleidung, worüber der Vf. ebenfalls gehört werden sollte. Etwas, das diesem Taschenbuche zur höchsten Unzierde gereicht, sind die Kupfer. Niemals sind die Grazien und das Ideal männlicher und weiblicher Schönheit ärger verzeichnet worden.

Gedichte, von T. W. Broxtermann. Münster 1794.

Der Vf. wünscht Kunstrichter zu finden, die nicht sowohl die Gedichte als den Dichter beurtheilen. Da jene bei nicht sehr hervorstechenden Vorzügen auf der andern Seite auch von blendenden Fehlern frei sind, vor welchen man umständlich zu warnen hätte; da sie Jugendwerke sind, an deren Vollendung dem Vf., wie er selbst klagt, seine Lage nicht verstattete fortdauernde Anstrengung und eine völlig freie Muße zu wenden: so verhindert uns nichts, auf dieß billige Verlangen Rücksicht zu nehmen. Er scheint allerdings Anlagen zu haben, doch bedürfen sie einer weit sorgfältigern Ausbildung, als ihnen bis zur Hervorbringung der obigen Gedichte zu Theil geworden war. Worauf es eigentlich bei einem dichterischen Kunstwerk ankomme, scheint ihm überhaupt noch nicht offenbar geworden zu sein: fast überall fehlt es der pragmatischen Anlage oder der Darstellung noch an etwas, wodurch beide erst zu einer wahrhaft poetischen Höhe gehoben werden. Die Spuren einer jugendlichen Hand sind sehr sichtbar, was wir nicht als einen Tadel erwähnen, da es vielmehr zu größern Hoffnungen berechtigt. Beson-

ters ist die Charakterzeichnung mit grellen Lichtern und schwarzen Schatten ganz der Ansicht der Jugend gemäß, welche das Menschengeschlecht in durchaus edle Biedermänner und in abscheuliche Bösewichter einzutheilen pflegt. Nirgends ist das angenommne Kostum eines gewissen National- und Zeit-Charakters (da der Dichter sich in Darstellungen altväterlicher Einfalt am meisten gefällt) ohne alle fremden Einmischungen gehalten: am besten in dem naiven Tone des 'Osterkuchens'; am wenigsten in dem Gedichte 'Benno', das der Vf. freilich in seinem sechszehnten Jahre geschrieben. Am meisten hat wohl allen diesen Erzählungen die Wahl des Silbenmaßes, des fünffüßigen Jamben, geschadet, der sich beßer für die dramatische als für die epische Gattung paßt, auch wenn er mehr Nachdruck und Schwung hat, und nicht so lose auseinander fließt, als hier. Vermuthlich hat wohl Wielands Erzählung 'Geron der Adeliche', die der Vf. bei den Gedichten 'Benno' und 'der Osterkuchen' auch in Manier und Ausdruck vor Augen gehabt zu haben scheint, diese Wahl veranlaßt. Für einen noch wenig geübten Dichter ist es immer vortheilhaft, wenn äußre Schwierigkeiten dem leicht zu flüchtigen Geiste einen Zügel anlegen; wenn ihn die Nothwendigkeit, dem Silbenmaße etwas Gutes aufzuopfern, häufig auffordert, etwas Beßeres dafür wieder zu finden. Wir würden Hrn. B. daher für epische Darstellungen einen mit der äußersten Sorgfalt ausgearbeiteten Hexameter, oder wo der Stoff es fordert, z. B. bei Geschichten aus der Ritterzeit, gereimte Silbenmaße, vorzüglich die achtzeilige Stanze mit dreifachen Reimen empfehlen. Ein Vorbild, wie schön sich diese mit einem alterthümlichen Anstrich und der würdigsten Einfachheit verträgt, kann er in dem Fragment von Goethe, 'die Geheimnisse', finden. Daß ein solcher äußerer Zwang für die Poesie des Vf. wohlthätig wirken würde, davon giebt uns das erste Stück der vermischten Gedichte, in Stanzen, worin die Gesetze der ottave rime großentheils beobachtet sind, einen Beweis. Wir finden darin sehr glückliche Zeilen und Strophen, z. B.:

> Beglückt, wem nichts bei diesem Blick begegnet,
> Das ihn gereut! Sein ganzes Leben liegt
> Ein schöner Garten da, wo Baum an Baum sich schmiegt,
> Und süße Frucht den Pilger überregnet,
> Der dort sich matt, von Tageslast besiegt,
> Im Schatten labt und ihren Pflanzer segnet;

Die Zukunft lacht den göttergleichen Mann
Mit halbgehobnem Flor von ferne freundlich an.

Die plattdeutsche Uebertragung der englischen Ballade Fair Rosamond mag die Vorliebe für die vaterländische Mundart (die wir unmöglich mit dem Dichter theilen können) und das akademische Lied der Provinzial-Patriotismus in Schutz nehmen. Mit Vergnügen lasen wir hingegen das Trauerlied auf den unvergeßlichen Möser. Durch anhaltendere Anstrengungen und besonders nach einem ausgebreiteten und tiefen Studium der alten und neuen Meister in der Kunst wird Hr. B. zuverläßig weit mehr leisten, als hier geschehen ist. Wir besorgen aber, daß er selbst in Ansehung der deutschen Litteratur nicht ganz auf dem richtigen Wege sei. 'Man nenne es nicht Anmaßung', heißt es in der Vorrede nach Anspielungen auf litterarische Vorfälle, die Rec. nicht zu entziffern weiß, 'daß ich dieses, hier, bei meinem ersten Auftritt vor einem großen, verehrungswerthen Publikum sage; es ist bittrer Kummer über die gar zu sichtbaren Vorzeichen des Verfalles unsrer Litteratur. Möchten dafür alle jene goldnen Hoffnungen reifen, die der junge Vf. des 'Richard Löwenherz' und des 'Alfonso' bei allen Freunden der wahren Kunst erregt hat!' — Wir können Hrn. B. von guter Hand versichern, daß es mit der deutschen Poesie bei weitem noch nicht so schlimm steht, daß die einzige Hoffnung auf den Urheber jener in Ansehung der Sprache und des Versbaues zwar nicht verwerflichen, in der Anlage aber äußerst schwachen Gedichte gerichtet sein müßte; daß vielmehr noch große Dichter unter uns leben und blühen.

Lebensbeschreibungen einiger gelehrten Frauenzimmer. Breslau u. Leipz. 1795.

Diese Schrift enthält Nachrichten von Katharina der Zweiten, der Schurmann, Dacier, Karschin, des Jardins, Erxleben, Unzerin und Christina von Schweden. Der erste Artikel ist bei weitem am dürftigsten ausgefallen, wie es sich allenfalls erwarten ließ: das Bildniß jener Kaiserin gehörte nicht in diese friedliche Sammlung. Der Vf. hat sie mit nichts weniger als philosophischem Geiste unter-

nommen; er ist meistens als Panegyrist zu Werke gegangen, und hält sich an die Oberfläche seiner Gegenstände. Christinens Lebenslauf ist am vollständigsten behandelt nach den sie betreffenden 'historischen Merkwürdigkeiten', die 1751. zu Amsterdam erschienen sind. Ihr Charakter ist indessen nicht entwickelt. Die angeführten Thatsachen mögen überhaupt ziemlich richtig sein, einige Irrthümer, die sich eingeschlichen haben, abgerechnet; als z. B. daß der Gatte der Unzerin, der Verfaßer des 'Arztes', zugleich für den Urheber des Trauerspiels 'Diego und Eleonore' ausgegeben wird, da dieses doch von dem jetzt zu Altona lebenden Dr. Unzer herrührt; oder wenn gesagt wird, die Karschin sei von ihrem ersten Manne durch den Tod getrennt: es geschah vielmehr durch eine von seiner Seite unverzeihliche Scheidung.

Anthologie aus römischen Dichtern zur Theorie der Dichtkunst, herausgegeben von Aemilian Miller. 1. Thl. Salzburg 1796.

Es ist uns nicht gelungen, über den Zweck dieser Chrestomathie durch Vergleichung der darin getroffenen Auswahl mit dem Titel und der kurzen Vorrede recht ins Klare zu kommen. Jener läßt vermuthen, sie solle bei einem theoretischen Vortrage der Poetik nur zur Beispielsammlung dienen: eine Bestimmung, wozu die römische Litteratur längst nicht die hinreichende Mannichfaltigkeit darbietet, und die überhaupt jede Chrestomathie nur mangelhaft erfüllen kann, weil man das Wesen des Epos und der dramatischen Dichtarten nicht durch ausgehobene Bruchstücke, sondern nur durch ganze Werke gehörig kennen lernt. In der Vorrede redet der Vf. wieder von 'Schülern der Dichtkunst', ohne daß man weiß, ob er Schüler der Poetik, oder Schüler, die lateinische Verse machen sollen (denn das Dichten lernt sich eigentlich nicht) oder bloß junge Leser lateinischer Dichter darunter versteht. Einige schon vorhandene Chrestomathien, z. B. die in der braunschweigischen Schulencyklopädie, findet er zu theuer; an andern tadelt er es, daß sie sich auf zu wenige Dichter beschränken. Wir können hierin nicht mit ihm übereinstimmen. Für den Schüler, der die alte Litteratur nicht zu seinem Hauptfache machen kann, ist es beßer, die vollendetsten Dichter gründlich, als

eine Menge oberflächlich kennen zu lernen; wer jene aber in der Ausdehnung treibt, daß er mit allen römischen Dichtern bekannt werden will, für den sind Chrestomathien überhaupt nicht mehr hinreichend. 'Es gab Zeiten, wo man die Erlernung der lateinischen Sprache für die Hauptabsicht des gesammten Studiums der Alten hielt.' Es scheint beinahe, als ob Hr. Miller die Griechen nicht mit zu den Alten rechnete. 'Allein', fährt er fort, 'man ist in unsern Zeiten von diesem Glauben gewaltig, und, nach meiner Meinung, zu sehr zurück getreten.' Man konnte, wie uns däucht, nicht gewaltig genug von der Verwechselung des Mittels mit dem Zwecke zurück treten, welchen der Vf. gleich darauf selbst als den wesentlichen angiebt, nämlich Bildung des Geistes. Doch ist freilich für diesen die griechische Litteratur noch weit mehr zu empfehlen, als die römische, die uns wiederum durch andre Verhältnisse, z. B. durch ihren Zusammenhang mit der Wißenschaft der Rechte, wichtiger wird.

Die Auswahl mag leicht das negative Verdienst haben, daß alles für die Jugend Anstößige vermieden ist; sonst aber hat der Vf. wenig für Bequemlichkeit des Gebrauchs gesorgt. Nicht einmal ein Register ist hinten angehängt, und man erfährt erst aus der Durchblätterung des ganzen Buchs, daß es Fabeln und Erzählungen des Phädrus, Stellen aus Ovids Metamorphosen, die Geschichte der Ariadne aus dem Catull und des Laokoon aus dem Petron, Eklogen von Virgil und eine von Nemesian, Epigramme des Martial und Ausonius, Satiren des Horaz, Persius und Juvenal, Denksprüche des Publius Syrus und Dionysius Cato, Stellen aus dem Lucrez, Virgils Büchern vom Landbau, dem Columella und Claudian, poetische Briefe des Horaz und Ovid, Elegien von Catull, Tibull, Properz und Ovid, endlich Oden von Horaz enthält, dessen Epistel an die Pisonen, vermuthlich der im Titel aufgeführten 'Theorie' zu Lieb, den Anfang der Sammlung macht, da sie doch nur von solchen Lesern recht begriffen werden kann, die schon ganz in die Geheimnisse der alten Poesie eingeweiht sind. Die Noten sind unbedeutend; für den Lehrer hoffentlich überflüßig, für den Schüler bei weitem nicht hinreichend. Ein Beispiel von den ästhetischen Einsichten des Vfs. mögen ein Paar seiner Ueberschriften zu den abgetheilten Stücken der Ep. ad Pis. geben.

B. 119...135. 'Erforderniße der Gerücht- und Idealstücke.' B. 179...188. 'Zweifache Form der Poesie.' Der Ausdruck in den Anmerkungen ist unedel, und nicht einmal rein von Sprachfehlern; wir finden 'nicht so fast, des Catull's' u. s. w. Im Texte wäre hier und da noch größere Korrektheit zu wünschen.

Aufsätze aus der Literatur, Weltweisheit und den schönen Wißenschaften von H. E. Warnekros. Greifswald 1796.

Zuerst 'pädagogische Skizzen', das Resultat fleißiger Lektüre und eines menschenfreundlichen Bestrebens; aber so manche einzelne Unrichtigkeiten, oberflächliche Allgemeinheiten und Berufungen auf Autorität verrathen nicht den scharfsinnigen Denker. Die Schreibart ist oft matt, wie der Gang der Gedanken. So lesen wir: 'Ein gewisser Naturtrieb, den die Griechen Storgä nennen, treibt sie (die Aeltern) schon an, diese Pflichten' (gegen die Kinder) 'zu erfüllen. An und für sich ist er nichts als eine passionierte Zuneigung, wird aber bei den Menschen, als mit Vernunft begabten Wesen, durch Grundsätze und Sentiments in eine weise, edle und nützliche Freundschaft und Wohlthätigkeit verwandelt.' Auf der andern Seite reißt das warme Gefühl des Vfs. ihn oft zu Deklamationen hin, zu Hymnen auf die Tugend, auf gute Beispiele, auf die Blattereinimpfung, die er ein holdes Geschenk des Himmels nennt, u. s. w. Eben so gutmüthig, wie er die Jugend behandelt, geht er im zweiten Aufsatze mit dem 'Genie' um. Voll der aufrichtigsten Bewunderung für dasselbe, untersucht er ziemlich leichthin die großen Fragen, worin es besteht, und ob es sich selbst überlaßen oder kultiviert werden muß. 'Auch nenne ich den', sagt er, 'der vermöge seiner Einbildungskraft sich in neuen und vortrefflichen Entdeckungen vor Andern hervorthut, noch kein Genie, wenn nicht zugleich das innere und zarte Gefühl des Schönen und Wahren, vermöge dessen er sich seine Entdeckungen zu Nutze machen, beurtheilen und berichtigen kann, damit verbunden ist.' Die andere Frage entscheidet er für die Kultur, indem er sich wieder rechts und links an Citationen lehnt, und der Sache weder zu viel noch zu wenig thun will. In-

dessen geht er doch zu weit in der dringenden Anempfehlung der Lektüre, als des Hauptmittels zur Bildung: in dieser Ausdehnung getrieben, möchte sie eher die Pässivität des Geistes, als seine unabhängige Selbstthätigkeit, begünstigen. Der dritte Aufsatz enthält eine feurige Lobpreisung Luthers, und einen mehr heftigen als kräftigen Ausfall gegen die Verleumdung, nebst Nachrichten von Luthern, die niemand neu sein werden, aber nach des Vfs. Absicht auch nur an ihn erinnern sollen. Dann folgen einige eben so wenig neue Bemerkungen 'über Träume und Nachtwandler', und ein Sermon über 'das Gefühl der Ehre', wo Ninon de Lenclos bei Gelegenheit der Leidenschaften und Affekten neben dem Seneca angeführt wird. Den Beschluß machen verschiedene Poesien des Vfs., allein die Musen scheinen undankbar gegen die herzliche Verehrung, welche er so lobenswürdig gegen sie hegt. Vorzüglich haben sie ihm die Geschmeidigkeit sich in ihren Feßeln leicht zu bewegen, ja sogar alles Gehör für Wohllaut versagt: ein Mangel, dem wenigstens ein fleißigeres Studium der Richtigkeit des Versbaues so viel als möglich hätte abhelfen sollen.

Gedichte von Karl Loos. Leipzig 1797.

Nicht leicht ist uns etwas Schlafferes und Faderes vorgekommen als obige Gedichte, die zum Glück nur wenige Bogen einnehmen, aber dem, der sie zu lesen genöthigt ist (wenn Rec. von sich auf Andere schließen darf), dennoch von unendlicher Länge scheinen. Die beiden längsten und folglich tadelhaftesten Stücke sind 'an Sophie', mit gewaltigen Reminiscenzen aus Bürgers Elegie an Molly und seinem Hohen Liede, aber so ausgewäßert, daß man das Vorbild kaum wiedererkennt, ob sich die Nachahmung gleich auf einzelne Zeilen und Zusammenstellungen von Reimen erstreckt, z. B.

Bürger:	Loos:
In dem Paradies-Gefilde, Wie sein Aug' es immer sah, Waltet mit des Himmels Milde, Nach der Gottheit Ebenbilde, Adonid-Urania.	Nein! — Mich schützt die Himmelsmilde, Die aus deinem Auge strahlt, Wesen nach der Gottheit Bilde, Wie in selige Gefilde Sie die Phantasie nur malt!

Wenn ihn Sophie beglückt, so will er nicht fragen

— nach der Sonne Licht,
Nach der Erde Huldigungen,
Oder ihren Lästerzungen,
Nach der ganzen Menschheit nicht.

Wir befürchten, 'die ganze Menschheit' möchte dem Dichter Gleiches mit Gleichem vergelten. 'Adelheid und Ilsenstein', eine Ballade, das zweite längere Stück, erinnert eben so stark, und auf eine für den Vf. eben so ungünstige Art, an Bürger. Das Silbenmaß ist das von des Pfarrers Tochter zu Taubenhain, aber Zeilen wie

An der verabredeten Stelle

können einen Begriff davon geben, wie weit Hr. L. es in der Verskunst gebracht. Ein grausamer Vater, eine zärtliche Tochter, ein treuer Ritter, eine unglückliche Entführung, am Schluße eine 'allnächtliche' Geistererscheinung: man weiß dieß auswendig. Zum Ueberfluße ist noch ein 'geistich' Wesen angebracht, eine Nymphe der Eiche, eine Dryade, die dem Ritter viel Schönes verheißt, aber weder ihm noch dem Leser zu sonderlichem Troste gereicht. Und doch hofft der Vf., 'Welt und Nachwelt werde sich an dem Feuer seiner Seele wärmen'. Welch ein mehr als antarktisches Klima müßte in der Geisterwelt überhand genommen haben, wenn dieß möglich sein sollte!

Lyrische Gedichte aus dem Latein. übers. Ein Versuch für seine Zuhörer von J. A. Nasser. Kiel 1795.

Wir wünschten zu einiger Rechtfertigung oder wenigstens Entschuldigung für diese kleine Schrift annehmen zu dürfen, es sei auf dem Titel ein Druckfehler vorgefallen, und solle heißen: 'Versuche von seinen Zuhörern, herausgegeben von' u. s. w. Freilich bliebe dann immer noch die Frage, wie man doch so unvollkommne Schulübungen dem Druck übergeben konnte. In der That, die Litteratur wird nicht vorwärts dadurch gebracht, wenn man sich nicht schämt, Arbeiten, die Andern schon weit beßer gelungen sind, von Neuem zu machen. Diese Sammlung enthält einige Gedichte des Catullus

und einige Oden des Horatius. Von dem Letztgenannten haben wir zwar noch keine vollständige poetische Nachbildung, und jenem überall in seinem Muthwillen zu folgen, verbieten sogar unsre Sitten. Doch haben Ramler durch die seinen Gedichten angehängten und in der Berliner Monatsschrift erschienenen Uebersetzungen horazischer Oden, dann Klopstock und Voß durch einzelne Bruchstücke schon gezeigt, wie man diesen Dichter übertragen soll. Die vorliegenden Stücke aus dem Horatius, obgleich mit abgesetzten Zeilen gedruckt, sind gar nicht einmal metrisch gearbeitet, und versetzen uns in das Zeitalter der ehemals beliebten poetischen Prosa zurück. Bei den catullischen Gedichtchen ist zwar meistens ein gewisses Silbenmaß beobachtet, doch ist es zum Theil nicht das der Originale, und dieß hat einen wesentlichen Einfluß auf den Charakter eines Gedichts, wenn z. B. Hendekasyllaben in eilfsilbige Jamben verändert werden. Doch würde wahrscheinlich auch bei größerer Genauigkeit hierin, wie jetzt, die Schalkhaftigkeit, Naivetät und ganz eigne Süßigkeit des Catullus verschwunden sein. Ist der Vf. so wenig in unsern Dichtern bewandert, daß ihm Ramlers Uebertragung der Klage auf den todten Sperling entgangen war? Und wenn er sie kannte, hatte er so wenig Takt, daß er die seinige ihr gleich stellen konnte? Gleich der Anfang des ersten Stücks lautet?

> Wem weih' ich dieses neue Spiel der Laune,
> Was jüngsthin erst der trockne Bimsstein feilte?

Wie kann der Bimsstein etwas 'feilen'? und noch dazu 'ein Spiel der Laune'? Im Originale steht 'glätten', und nicht der Inhalt des Buchs, sondern 'das artige neue Büchlein' selbst. Der Anfang der horazischen Oden:

> Mäcenas, Sproße von Königsahnen,
> Du meines Lebens Glück, mein Stolz!
> Der freuet des Staubes sich, der
> Auf Olympias Rennbahn ihn deckt u. s. w.

verspricht nichts Beßeres und die geringe Erwartung wird überall bestätigt. Wer mit den alten Dichtern vertraut und seiner Muttersprache ein wenig mächtig ist, wird aus dem Stegereif beßer übersetzen. Es wäre zu wünschen, daß in unsern Schulen an die Stelle

der mehrentheils abgekommuen Uebungen in lateinischen Versen metrische Uebersetzungen alter Dichter gesetzt würden: doch müßten sich Lehrer, die wie der Vf. noch gar nicht zu wißen scheinen, wie weit die Nachbildungskunst, besonders in Ansehung der Alten, in unsrer Sprache schon gediehen ist, gefallen laßen, sich hiebei fürs Erste unter die Schüler zu begeben.

Lyrische Gedichte, von Friedr. Raßmann. Halberst. 1797.

Wir erfahren in der Zueignung an Hrn. Prof. Ramler, daß der Vf. auf eine demselben zugeschickte Ode zu Ehren seines 'Wiegenfestes' (Geburtstages) eine sehr schmeichelhafte Antwort und ein Lob erhielt, 'welches zu wiederholen' (aber doch nicht, bestens ins Licht zu stellen) 'ihm die Bescheidenheit verbietet'. Dieß 'brachte in seiner Seele eine solche Begeisterung hervor, daß er den Göttern an dem Tage, wie der Samier einst, eine Hekatombe hätte opfern mögen. Dieß war der' (das) 'ihm aufgesparte Nepenthe, worin er so manche unangenehme Erinnerung, die ihn von seinen ersten poetischen Ausflügen her begleitete, vergeßen, auf einmal vergeßen sollte'. Diese früheren Ausflüge sind uns nicht bekannt geworden: allein ihre Erwähnung zeigt, daß die vorliegenden Gedichte nicht als Versuche eines Anfängers zu betrachten sind; und da sie einen unzweideutigen Beweis liefern, wie weit die Anlagen des Vfs. reichen, so bedauern wir, daß er einen ganzen Band hindurch 'der Dichtkunst die Zügel seines Geistes in die Hände gegeben hat'. Wenn seine Neigung zu ihr so groß war, daß sie ihm 'unser Leben in ein Geistes-Bacchanal zu verwandeln' schien, so hätte er doch nicht über die Ansprüche eines unbekannten Dilettanten hinausgeben sollen; denn schwerlich

gelingt es ihm, 'männlich kühn an der Sterne Jaspisthor zu dringen, und sich an des Ruhmes Strahlenzinnen im Wonnedrang zu weiden'. Wir sind genöthigt, ihm diese 'Glanzjuwele der Wahrheit' zu reichen, um ihn 'vor des Irrthums Vipernhöle vorbei zu führen', in welche ihn allzu nachsichtige Urtheile hineinziehen könnten. Ein blendendes Prachtstück (πρόσωπον τηλαυγές) eröffnet zwar die Sammlung, eine 'Hymne an den Fleiß', im Silbenmaß von Bürgers Hohem Liede, dessen festlicher Pomp des Ausdrucks auch sichtbar darin nachgeahmt wird. An die Stelle desselben ist aber Buntscheckigkeit und Kostbarkeit in einem wirklich seltnen Grade getreten. Das Ganze scheint überhaupt mehr 'von' dem Fleiße, als 'auf' ihn gedichtet. Alle Wißenschaften, Künste und Arten der menschlichen Thätigkeit werden durchgegangen, und alles Große, was darin geleistet worden, dem Fleiße zugeschrieben, der doch unter den zum Gelingen erforderlichen Eigenschaften oft eine sehr untergeordnete ist. Der Vf. könnte sich freilich auf Büffons Ansehen berufen, welcher behauptet haben soll, das Genie bestehe eigentlich in der Geduld; allein aus diesem Satze ergäbe sich dann auch vielleicht, daß mehr Genie zur aufmerksamen Lesung eines solchen Gedichtes, als zu seiner Hervorbringung gehöre. Ist es wohl möglich, einem mit der Ermahnung, fleißig zu arbeiten, früh aufzustehn und spät zu Bett zu gehn; den Kopf wirblichter zu machen, als durch das mystische Dunkel folgender Strophe geschieht?

Nimm dafür der Arbeit Spindel;
Hüllt den neugebornen Tag
Kaum in ihre Rosenwindel
Eos, läßt der Zauberschwindel
In dem Reich der Träume nach;

Und sei Held, nicht zu ermüden,
Grüßt der Schlaf auch noch so schön,
Bis die späten Horen wehn,
Und in Norden, wie in Süden,
Leuchtend alle Sterne stehn.

So arm, hohl und seelenlos findet man diese Gedichte ihrem Gehalte nach überall, wo sie auch auf den ersten Blick durch Sprache und Versifikation täuschen könnten. Bei dem Lobe der Philosophie heißt es:

Baco, Leibnitz, Wolf, Reimarus,
Und der tiefe Forscher Kant,
Leuchten bis zum Obystrand,
Leuchten ewig, wie ein Pharus,
Zeigen dem Piloten Land.

Dieß klingt beinahe, als ob alle die obigen Denker zusammen nur einen einzigen Pharus ausmachen sollten.

Die übrigen Stücke der Sammlung, wie sie auch heißen mögen, Oden, Elegien, Lieder, Sonette, Triolette, haben doch großentheils den Charakter mit einander gemein, daß sie Gelegenheitsgedichte sind. Dieß ist an sich gar kein Vorwurf, denn die Kunst kann auch geringe Gegenstände adeln; aber diese hier haben nichts an sich, was sie über Gelegenheiten wie folgende: Als der Hr. Canonicus Gleim die Döllesche Offizin hieselbst mit seinem Besuch beehrte; auf den Rathskellersaal zu Halberstadt; an meinen Vater, als der große Birnbaum im Garten umgehauen war; einer jungen Freundin zum Confirmationstage; an meinen Vater, bei seiner Verpflichtung zum Consistorialassessor; bei einer goldnen Hochzeit, einer Amtsjubelfeier' u. s. w. im Geringsten erhöbe. Ja, die Begeisterung des Vfs. lehnt sich so gern an äußre Anläße, daß wir sogar zwei Gelegenheits-

Digitized by Google

gedichte auf Gelegenheitsgedichte finden. In dem letzten kommt in drei Strophen dreizehnmal 'gute Nacht' vor, und wem sie am Ende derselben noch nicht zu Theil geworden ist, der muß wirklich an der Schlaflosigkeit leiden. Nun spreche noch einmal 'ein Laye dem Dichter das Vorgefühl der Zukunft ab!' Hr. R. hat ja im Voraus geahndet, daß sein Vater zum Consistorialassessor ernannt werden würde. Gleich darauf vergleicht er sich selbst mit einer Nachtviole: eine nicht bescheidne Anwendung des von Kleist entlehnten Bildes der Bescheidenheit. Bei dem Gedichte 'an Karl Reinhard, bei der Nachricht von seinen schwächlichen Gesundheitsumständen', wundern wir uns gar nicht über 'den heroischen Ton', wegen der Freundschaft, die der Vf. 'für den Herrn Doctor hegt und beständig hegen wird'; aber daß er, nachdem er sich eben zu rechter Zeit erinnert, daß der geliebte Damon noch am Leben ist, ihn plötzlich auffordert zu sterben, dieß ist allerdings mehr als seltsam.

Was nur der Freundin, deren Genesung gefeiert wird, gefehlt haben mag, daß 'ihr Schwanenbusen sich mit Ungestüm gleich Wogen in der Windsbraut thürmte'? Wie der Vf. nicht selten das Unglück hat, seinen ernsthaften, ja traurigen Empfindungen einen komischen Anstrich zu geben, so ist uns bei seinen scherzhaften Stücken manchmal ganz schlimm zu Muthe geworden; z. B. bei dem 'Sonett an einen meiner Freunde, als ihm eine Tochter geboren war'.

Heut über sechszehn Jahr, mein lieber Mann!
Komm' ich vielleicht im schmucken Feierkleide,
In dieses Haus, mit Mienen voller Freude,
Und halte dreist um deine Tochter an.

Du lächelst? meinst gewiß, daß ich alsdann
Wohl längst an Gattenlust mir trunken weide?

Das ist die große Frage noch! entscheide
Nach dem, was ich dir sicher melden kann.

Bei uns herrscht ein gar strenges Regiment,
Wir armen Theologen müßen warten,
Bis uns das Feuer auf die Finger brennt.

Wie traurig! Ja, ja, eine solche Lage muß wohl 'erotische Dithyramben' und dergl. mehr auspressen. Es ließe sich noch viel Merkwürdiges in diesem Geschmacke auszeichnen: doch Rec. bricht hier ab, damit nicht 'Erynnis' (Erinnys) 'Langeweile' seinen eignen und seiner Leser 'Sinn auf die Folter spanne'.

Intermezzo's in lustigen Stunden für lüsterne Leser. Leipzig 1797.

Das Schild ist sichtbar genug ausgehängt: der Leser, welcher nach der darunter angebotnen Waare greift, erhält ein halb Dutzend Geschichten, die ihm schwerlich pikant genug dünken werden, wie sein Geschmack auch beschaffen sein möge. Rec. ist keiner von den Gelehrten, auf die sich der Vf. in der Vorrede deshalb beruft, die einen solchen Stoff sogleich genau nachzuweisen wißen; aber er kann versichern, daß die Form sehr schlecht ausgefallen ist, und die eingestreuten Verschen, wie z. B.:

Wie aus den Wolken fiel
Da Hans. Das war zu viel
Der Wonne für sein Herz.
Vor seinen Blicken lacht
In nie gesehner Pracht
Jetzt Gottes schöne Welt.
Weg war der Kummer, weg der Schmerz,
Der ihm im Busen nagt,
Und fürbaß ihn geplagt.

„Ist's wahr, ist's Traum?"
Rief er mit aufgerißnem Maul u. s. w.

ihr nicht haben aufhelfen können.

---

1) Die Fürstentochter. Erfurt 1797.

2) Wilhelmine das Schweizermädchen, oder das Naturmaal. 2 Thle. Berlin 1797.

Nr. 1. ist ein wunderbares Produkt: es giebt vor, aus einer neugriechischen Handschrift herzustammen, und erzählt in mystischer, sonst ziemlich lebendiger Sprache von gewissen Bewegungen alten Freiheitsinnes, und gewissen Verbrüderungen und Aposteln desselben, in gewissen Gegenden von Griechenland. Ein Jüngling Fiordello ist ausgesandt, erscheint in mancherlei Gestalten, und läßt sichs sauer werden; man sieht nur nicht ganz ein, wohin es ihn führen soll. Ein Geist, ein Unsichtbarer, ein Armenier wenn man will, zeigt sich äußerst geschäftig, man erräth aber nicht recht wozu. Die Fürstentochter wird gleich anfangs auf eine furchtbare Weise eingeführt: schlau, hinreißend, kalt, alle Herzen bestrickend und unmenschlich. Eine andere weibliche Figur, Fiordellos Geliebte, giebt nur einzelne Laute von sich, und kommt, um wieder zu verschwinden. Fiordello hat sich auch bloß auf einen Schrei, den er von ihr hörte, in sie verliebt. Sie befindet sich eine Zeitlang in der Gewalt der Fürstentochter. Am Ende dieses Theils (auf dem Titel ist vergeßen anzuzeigen, daß hier nur der Anfang des Romans geliefert wird) ist aber Alles so glücklich in Verwirrung gebracht, daß man nicht mehr weiß, an welcher Stelle sich irgend eine der handelnden Personen befindet. Fiordello springt eben mit entblößtem Schwerte jenem davon schwebenden Geiste nach. Wir begehren ihn nicht wieder zurück zu beschwören, und sind auch nicht besonders neugierig auf den 'geheimen Schlüßel' dieses Romans, der zwar (wie er sich selbst nennt) politisch sein mag, aber nicht sehr ästhetisch ist.

Nr. 2. giebt dem Beurtheiler mehr Anlaß, die Mannichfaltigkeit der Wege zu bewundern, welche die Schriftsteller zur Unterhaltung des Publikums ausfindig machen, als sich über Nachahmungssucht zu beklagen. Es hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einem andern Produkt, das uns in diesem Fache vorgekommen ist. Das Schweizermädchen spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle darin. Wir werden zwar anfangs 'tief unten an

die Alpen in der Schweiz in ein einziges einsames Hüttchen' versetzt, wo ein zärtliches junges Ehepaar nach älterlichen Freuden schmachtet; aber kaum sind ihnen diese gewährt, und Wilhelmine ist geboren, so wird das Kind geraubt, und man ist genöthigt, ihm in die verworfenste Gesellschaft zu folgen, und daselbst bis gegen das Ende zu verweilen, wo sich das Mädchen unversehrt aus dem Feuer rettet, und auf der Flucht nahe bei der Hütte ihrer Aeltern am Naturmale wieder erkannt wird. Ein Graf, der sich eben so toll und albern als niederträchtig aufführt, ein liederlicher Prinz, eine Buhlerin, die sich der Graf zur Gemahlin aus Paris verschrieben, und die mitunter auch Gift mischt, das sind die Figuren, unter denen sich Wilhelmine in Knabentracht herumtreibt; und von welchen Scenen muß nicht der Leser Zeuge sein! War es dem Vf., der übrigens so manche Ansprüche auf Empfindung und Delikatesse vorgiebt, möglich, jene als bloß lächerlich mißzuverstehen, und der 'sanften und edlen Minna', an welche eine seiner verschiedenen Dedikationen gerichtet ist, diese Lektüre im Ernst zuzumuthen? Ja, war es ihm möglich eine solche — Jugendsünde vermuthlich — noch nach vier Jahren durch einen neuen Titel aufwärmen zu laßen, da seine Vorberichte bereits von 93. datiert sind? Doch vielleicht ist hierin nur der Verleger zu beschuldigen, und wir hoffen daher, das Versprechen am Ende des zweiten Theils, noch einen dritten nachzuliefern, der die ausführliche Geschichte der Buhlerin enthalten soll, werde unerfüllt bleiben. Die letzten Auftritte, in denen Wilhelmine, die für einen Knaben gilt, in Gesellschaft mehrerer Kinder ihres Alters geräth, sind nicht so schlecht behandelt, daß sich nicht von dem Vf., etwas Beßeres erwarten ließe. Vielmehr ist die Idee, einen von Wilhelminens Gespielen in einem Anfall von Zuneigung mit ihr flüchten zu laßen, der sich aber bald aufs Innigste nach Hause sehnt, während das Mädchen mit kühnem Muth vorwärts dringt, recht artig ersonnen und ausgeführt.

Gedichte, von C. C. E. W. Buri. Zwei Sammlungen. Offenbach 1791. 1797.

Man kann nicht oft genug daran erinnern, daß die ästhetische Würdigung der moralischen darin ganz entgegen gesetzt ist, daß der gute Wille bei dieser Alles, bei jener gar Nichts gilt; und daß man ein sehr wackrer Mann sein und doch mittelmäßige, das heißt schlechte Verse machen kann. Nach dieser Erklärung muß aber auch die Kritik ihre Rechte mit aller Strenge handhaben, und dasjenige, was nicht in das Gebiet der Poesie gehört, gradezu daraus verweisen dürfen. In den Gedanken und der ganzen Empfindungsweise enthalten obige Sammlungen nichts Verwerfliches; durch die letzte zeigt sich der Vf. als achtungswürdig: aber ihren Aeußerungen fehlt es am Anziehenden, am Eigenthümlichen, am Poetischen. In der Art, wie Vorfälle aus der Wirklichkeit in ein Paar Stücken in Verse gebracht sind, ohne ihnen im Geringsten Form zu geben, verräth sich eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Wesen der Poesie. Mit einigen sogenannten poetischen Phrasen, auch wohl Bildern und Gleichnissen, deren unzählige aus Hand in Hand gehen, und so abgenutzt gar nichts mehr gelten, wenn der Dichter ihnen nicht eignen Geist einzuhauchen, neuen Schwung zu geben weiß, ist es nicht gethan. Auch das negative Verdienst der Fehlerlosigkeit in Sprache und Silbenmaß vermißen wir: die entsetzlichen Hexameter der ersten Sammlung wollen wir nicht näher untersuchen; aber auch die Pentameter der Elegie der zweiten Sammlung hinken fast durchgängig, und in den gereimten Stücken finden sich häufig unächte Reime: 'Donner, Bewohner; gegürtet, entbürdet; alle, Thale; Bild, spielt' u. s. w. Wir kön-

nen durchaus keinen Fortschritt in der zweiten Sammlung wahrnehmen, ob sie gleich sechs Jahre nach der ersten erschienen ist; dieser Umstand sollte allein schon den Vf. bestimmen, künftig lieber nur für den Zirkel seiner Freunde zu dichten, als durch öffentliche Ausstellung zu schonungsloser Beurtheilung aufzufordern.

---

1) Kayserbarts Leben und Schicksale, von Rup. Becker. Leipzig 1796.
2) Philippe Welserinn. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrh. Berlin 1797.

Der Held obiger Chronik Nr. 1. wird uns für einen Sohn Kaiser Siegmunds gegeben, und sein Dasein gründet sich auf eine von Eberhard Windeck aufbehaltene scandalöse Anekdote, die bei einem Besuche Siegmunds zu Inspruck bei dem Herzog Friederich von Oesterreich vorfiel, nach welcher aber eigentlich der Letztgenannte Kayserbarts Vater sein müßte. Indessen machen seine Begebenheiten keine solchen Ansprüche, daß dem Vf. nicht jede willkürliche Benutzung der in der Geschichte vorkommenden Umstände erlaubt gewesen wäre. Er hat sich dieser auch nur sparsam, aber ziemlich glücklich bedient, um die Begebenheiten seines Helden damit zu heben, der sonst einem jeden gewöhnlichen Abenteurer zu ähnlich gesehen haben möchte. Vielleicht hätte sich noch mehr damit machen, und die Stelle beßer ausfüllen laßen, die jetzt am Ende eine gar zu verbrauchte Gefangenschaft Kayserbarts und seiner Schönen in einem türkischen Harem einnimmt. Alles mögliche Lob verdient dagegen Schreibart und Darstellung. Jene ist nicht in einem nachgemachten veralteten Tone gehalten, in dem man sich so schwer ganz erhält, sondern lebhaft und fließend; und diese ohne ängstliche Beobachtung des Kostums so schlicht behandelt, daß die Sitte der Zeit recht gut dadurch ausgedrückt wird.

Von Nr. 2., einer Komposition derselben Gattung, läßt sich so viel Gutes nicht behaupten. Keine empfindsame Studenten-Liebes-

geschichte kann schaler behandelt, ärmer herausgeschmückt, und mit ungesalzneren Charakteren und langweiligeren Dialogen begabt werden, als diese Verbindung zwischen einem Kaisersohne und der Tochter eines augsburgischen Bürgers. Da nun außerdem auch in den hier vorgestellten Begebenheiten nichts liegt, was etwa, dem Erzähler zum Trotz, zu einer besondern Theilnahme aufforderte, indem Philippe keine harte Verfolgung, noch sonst ein ausgezeichnetes Mißgeschick erleidet, sondern während einer Abwesenheit ihres Gemahls, im ruhigen Besitz des Namens seiner Gattin und als Mutter verschiedener Kinder, in Melancholie verfällt und stirbt: so wird der Vf. 'die Thränen, die er der Dulderin nicht versagen konnte, da er an ihr Sterbelager treten und ihr Scheiden von dieser Erde erzählen mußte' (?), wahrscheinlich allein weinen. Im Voraus hat er aber auch schon deren Gefühl 'verwittert' genannt, welche sein Büchlein so mißvergnügt aus der Hand legen, wie Rec. schon allein wegen der leeren und kostbaren Schreibart desselben zu thun nicht umhin kann.

Abenteuer einer Nacht in Stambul. Bagdad 1797.

Man denkt sich bei diesem Titel vielleicht etwas Geheimnißvolleres oder Nächtlicheres, als darunter verborgen liegt. Er ist von der Nacht hergenommen, womit der Band schließt; allein das Werk selbst umfaßt so viele Nächte, als merkwürdige Lebenstage des Helden, der von Geburt ein Pole und ein gar bescheidner Jüngling ist. Seine Abenteuer bleiben bis dahin in ganz bürgerlichen Schranken, und werden nur so eben ein wenig in die benachbarte Türkei hinübergespielt. Sie sind ohne einen verschwenderischen Aufwand von Abwechselungen unterhaltend, weil es dem Vf. nicht an Talent zu mancherlei Karikaturzeichnungen fehlt. Nur hat er dem Vater des Helden einen zu widrigen Anstrich gegeben, und befaßt sich überhaupt allzusehr mit dem Gemeinen. Der Onkel hingegen, der von seinem Bruder auf eine reiche Heirat bettelt, und immer die leidenschaftlichste Unterstützung findet, der Geizhals, der zugleich Kunstliebhaber ist, und andre Gestalten mehr, sind wirklich von launiger Originalität. Etwas mehr Geist in dem Helden hätte

dem Ganzen ein höheres Leben gegeben, und eine sorgsamere Enthaltung von niedrigkomischen Zügen es den Forderungen eines feinen Geschmacks genießbarer gemacht. Man freut sich indessen, bei einem Schriftsteller, der den Vorsatz hat, ein großes Publikum zu ergötzen, eine weniger verfehlte Richtung als die gewöhnliche anzutreffen, und wir zweifeln nicht, der Vf. werde seinen Zweck erreichen, wenn er bei der Fortsetzung (denn dieser Band enthält nur den Anfang des Romans) obigen Mängeln abzuhelfen sucht.

Graf Domritz und seine Mutter. Eine Gesch. aus den Papieren des R**th H** herausg. von X. Y. G. 1. Theil. Berlin 1797.

Aus einer kurzen Vorrede und dem Werke selbst ergiebt sich ein rühmliches Bestreben des Vfs, etwas Beßeres im Fache des Romans zu liefern, als ein gewöhnliches Lesebuch, das sich nur durch ein materielles Interesse empfiehlt: er wünscht nicht die Neugierde, sondern den Verstand zu beschäftigen. Aber wir fürchten, daß die hiezu in Bewegung gesetzten Mittel sich ihm noch nicht als die richtigen bewähren werden. Er will uns interessante Menschen zeigen; doch möchte diejenige Person, welche er bis jetzt am bestimmtesten ausgemalt hat, die Mutter, dem verständigen Leser noch zu viele Blößen geben, um ihn wirklich zu interessieren. Von der andern Seite versucht er durch psychologische, in ein feines Detail gehende Darstellung seinen Zweck zu erreichen. Der Vorsatz ist sichtbar, allein die Ausführung unter seinen Händen so sehr verunglückt, daß wir nichts als Langeweile von seinem guten Willen mit nach Haus bringen, vor der uns die häufig unterstrichnen Worte und Winke nicht zu schützen vermögen. Der Inhalt dieses ersten Theils ist, daß die Mutter, welche sich als junge blühende Wittwe in die Einsamkeit begeben hatte, für ihren nunmehr erwachsenen und auf der Universität befindlichen Sohn einen Hofmeister sucht, den ihr das Ungefähr in einem gewissen Herrmann zuführt, für den sie gleich anfangs das beste Vorurtheil hegt, aber ihn doch auf mancherlei Proben stellt, ehe sie ihn ihrem Sohne zuschickt. Diese Proben nun sehen so zweideutig aus, daß es dem jungen Herrmann

zu verzeihen ist, wenn er darin Begünstigung seiner für die Gräfin gefaßten Neigung erblickt. Andre sind so wenig zweckmäßig, wie z. B. die Geistererscheinung, die auf einmal aus den Wolken fällt, oder so nichtssagend, wie die angestellte Gesellschaft von wohlgefällig bunt ausgemalten Originalen, oder auch so durchaus verwerflich in Betracht des dritten dabei aufgeopferten Individuums (so sehr dieß auch entschuldigt wird), wie die Versuchung, welche eine Predigerstochter, in eine Art wielandischer Nymphe umgeschaffen, Herrmannen bereitet, daß man allenthalben ächten Zusammenhang und Haltung vermißt, und statt eines festen, deutlich gedachten Plans bei der Gräfin nur schwankende kindische Kunstgriffe erkennt. Herrmann selbst erscheint daneben als ein zwar unverdorbener Mensch, doch sonst ohne entschiedne Bedeutung, und der Erziehung zum Manne eben so sehr bedürfend, wie etwa der junge Graf selbst, dessen Seltsamkeit noch im Dunkeln liegt und nur in der Vorrede angedeutet wird. Bei aller Schwäche dieser Anlage zeichnet sich der schon erwähnte Vortrag und Stil des Vfs als noch fehlerhafter aus. Er ist in eine gezerrte, weitläuftige Manier verfallen, der keine Geduld gewachsen sein kann. Es sei nun, daß er eine Gegend malen, oder Menschen launig charakterisieren, oder geheime Regungen entwickeln will, durchgehends stellt er die Geduld auf die Probe, und macht es eben darum in der That schwer, einzelne Beweise auszuheben, weil man, um sie vollständig zu machen, ganze Seiten abschreiben müßte. Es giebt eine Weise sich auszudehnen und schwerfällig zu verweilen, grade indem man eine leichte und geistreiche Erscheinung machen möchte, von der eine abgerißne Stelle vielleicht schwach, allein der Eindruck des Ganzen um so stärker zeugt, und wir besorgen sehr, den Leser dahin getrost verweisen zu dürfen.

---

1) Liebe und Treue. Von Grosse. 1. Theil. Halle 1796.
2) Der zerbrochne Ring. Von C. Grosse. 1. Theil. Berlin 1797.

Die Anlage von Nr. 1. ist eine der glücklichen Erfindungen des Hn. G., und erweckt das Verlangen, sie eben so glücklich zu

Ende geführt zu sehn. In diesem ersten Theile ist sie fast nur noch Anlage geblieben: der Knoten ist gut geschürzt, aber die größere Kunst wird sich darin bewähren, ihn gut zu lösen. Ein sehr gebildeter junger Mann von den feinsten sittlichen Eigenschaften und äußerst zartem, regsamem Gefühl, steht zwischen zwei Mädchen, deren Liebe zu ihm durch gleich gewogne Ansprüche unterstützt wird. Die eine ist ein eben so gewandtes als festes, ein so liebenswürdiges als geistvolles Wesen, voll wahrer Empfindung; in der andern haben Natur und Leidenschaftlichkeit bei den naivsten und anziehendsten Reizen noch mehr die Oberhand behalten. Die erstere hat die frühere Liebe, die andre den Umstand für sich, daß sie dem Geliebten von seinen und ihren Aeltern zur Gattin bestimmt ist. Als solche betrachtet sie sich schon, und hält alle Mittel für rechtmäßig, das Herz ihres Gemahls einer Nebenbuhlerin zu entwenden. Diese ist vor den Augen der Welt mit einem entschiednen Wüstling versprochen, der insgeheim den Plan hat, sie zu verführen, aber nicht zu heiraten. So kämpfen alle Theile gegen einander; der Graf kämpft gegen sein eignes Herz, das heißt, er verhält sich leidend, und wird bald von der einen Seite, bald von der andern besiegt. Wo die Geschichte hier abgebrochen ist, scheint die erste Geliebte den Sieg zu behalten; er entflieht mit ihr, aber eine schlaflose Nacht verräth der zweiten seine Flucht, und sie eilt ihnen auf der Stelle nach. Die Schilderungen der Personen und Situationen sind dem Vf. meistens wohl gelungen, nur verwickelt ihn bei seiner Charakteristik das Bestreben nach der feinsten Seelenkennerei nicht selten in unausgleichbare Widersprüche. Er wirft abstechende Züge hin, wie es scheint in dem Zutrauen, noch irgend einen verknüpfenden Faden zwischen ihnen zu erhaschen, und dann das Ansehn eines desto tieferen Forschers zu gewinnen, je paradoxer er sich zuerst zeigte: aber der Faden will sich nicht immer haschen laßen, und der Vf. sollte sich hüten, so seiltänzermäßig in der Psychologie zu Werke zu gehn. Wie stimmt es z. B. zusammen, wenn er von Josephen sagt: 'wenig der Stärke ihrer Empfindungen trauend, hatte sie über den Mangel, dieselben zu fühlen, die Kunst sie einzuflößen beinah gänzlich verlernt'; und in demselben Absatz ihr Herz 'ein durstiges Herz', nennt, 'das der höchsten Leidenschaften empfänglich, ewige und heiße Liebe forderte, und bald alles, was es empfand, in einen

einzigen Brennpunkt zusammenzog'; ja noch hinzusetzt: 'hierauf vertraute sie'. Wir können keine Brücke zwischen diesen verwirrenden Angaben gewahr werden. Die Situationenmalerei des Vfs. ist ebenfalls nicht frei von solchen Wagstücken. Die erste Zusammenkunft zwischen dem Grafen und Ulriken überschreitet die Schicklichkeit ein wenig mehr als nöthig ist; wir wollen nicht sagen die der Konvenienz, sondern die der bescheidneren Natur. Die nämliche Wirkung hätte auf den Grafen gemacht werden können, ohne diesen gewaltsamen Ausbruch, der ihm leider noch dazu eine so leidende Rolle zutheilt, daß es uns eine schwere Aufgabe dünkt, ihn in der Folge vor der Schmach der Unentschloßenheit und des Wankelmuthes zu retten.

Hätte der Vf. doch lieber Nr. 1. vollendet, als Nr. 2. angefangen! Wie hier der Held mit seinen drei Liebhaberinnen, der sittsamen Braut, der schwärmerischen Geliebten und der ausgelaßenen Buhlerin, ja obendrein mit seinem Busenfreunde und dem zerbrochnen Ringe fertig werden wird, das interessiert uns in der That nicht sehr. Der Weg ist breit genug, worauf man eine so hingekleckste Komposition zu Ende bringen kann, bei welcher einmal wieder das italiänische Kostum und die Zauberworte Venedig, Gondeln, und dergl. das Beste thun müßen.

Adolph und Sidonie von Wappenkron. Herausg. von Joh. Isab. Eleonore verw. v. Wallenrodt, geb. Freyin v. Koppy. 1. Theil. Halle 1796.

Bei einer gewissen Geläufigkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung krankt dieser Roman gar sehr an Gemeinheit der Gegenstände sowohl als der Ausführung. Die Schilderung einer herunter gekommenen adelichen Familie, in welcher auch in beßern Zeiten keine gute Erziehung zu Hause gewesen zu sein scheint, bot nur allzuviel Gelegenheiten dar, in Plattheit zu verfallen, statt das Komische zu erreichen. Dieses ist nicht immer verfehlt worden, allein die wenigen Züge, welche man dahin rechnen kann, und die edlere Wendung, die einige Glieder jener Familie genommen haben sollen,

halten doch bei weitem für den Charakter des Werkes überhaupt nicht schadlos.

---

1) Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen, von Peter Leberecht. Berlin 1797.

2) Der gestiefelte Kater, ein Kindermärchen in drei Akten mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge, von Peter Leberecht. Aus dem Italienischen. Erste unverbeßerte Auflage. Bergamo, auf Kosten des Vfs. bei Onorio Senzacolpa. 1797.

Wer von unsern Lesern hat nicht in seiner Kindheit mit unendlichem Behagen und Entsetzen das berühmte Märchen von Barbe-bleue erzählen hören? Hier hat es ein Dichter gewagt, gewiß ein Dichter im eigentlichen Sinne, ein dichtender Dichter, diesen unscheinbaren Stoff zu einer ausführlichen dramatischen Darstellung zu entfalten. Er hat dabei, um dem luftigen Nichts eine örtliche Wohnung und einen Namen zu geben, die Scene nach Deutschland versetzt, und das deutsche Ritterkostüm gewählt. Aber wenn man sich etwa nach dieser Angabe das Buch als einen dialogisierten Ritterroman bestens empfohlen sein laßen sollte, so müßen wir der Täuschung vorbeugen. Der Verfaßer ist ein wahrer Gegenfüßler unsrer gewappneten ritterlichen Schriftsteller: da diese nur darauf arbeiten, das Gemeinste, Abgedroschenste als höchst abenteuerlich, ja unnatürlich vorzustellen, so hat er sich dagegen bemüht, das Wunderbare so natürlich und schlicht als möglich, gleichsam im Nachtkleide, erscheinen zu laßen. Wie leicht wären hier ein Burgverließ nebst den beweglichsten Ausrufungen, ein geheimer Orden von Blaubärten, Geister u. dgl. m. anzubringen gewesen. Was

Google

für verabscheuungswürdige teuflische Dinge hätten sich dem vortrefflichen Bösewicht Blaubart in den Mund legen laßen. Aber nichts von dem allen. Anfangs könnte man den Ritter für nichts weiter als einen rüstigen, heiratslustigen Krieger halten; daß sein Bart blau ist, daß er mit seinen besiegten Feinden übel umspringt, und es eben in der Art hat, seine Weiber aufzuknüpfen, wenn sie neugierig sind, kommt nur so gelegentlich und ohne viel Aufhebens an den Tag. Ja wenn sich die Sitte mit dem Aufhängen rechtfertigen ließe, so würde es dem Blaubart durch die nachdrücklichen Gründe gelingen, womit er zu zeigen sucht, Neugier sei der Keim der ärgsten Laster. Dieß ist in der Natur: nur in den schlechten Schauspielen reden die Tugendhaften von ihrer Tugend, und die Bösewichter von ihrer Abscheulichkeit. Die übrigen Charaktere geben sich ebenfalls nicht für dieses oder jenes: sie sind wie sie sind, ohne zu wißen, daß es auch anders sein könnte. Die der muntern Agnes, welche Blaubarts Frau wird, zugesellte Schwester ist unaufhörlich mit ihrem abwesenden Geliebten beschäftigt, während jene nichts von der Liebe begreift, und nur immer zu reisen und neue Herrlichkeiten zu sehen wünscht. Eben so artig sind die drei Brüder der Agnes zusammengestellt, der vernünftige und vorsichtige, der leichtsinnige Abenteurer, und der schwermüthig grübelnde. Es ist gar drollig, wie der letzte in der Sprache des gemeinen Lebens tiefsinnig philosophiert, und die Andern in das Innre seines Gemüths zu führen sucht, die ihn denn immer nicht verstehen. [*) So erwidert er, nachdem er witzig geschildert hat, wie sein wil-

[*) Das in Klammern Eingeschloßene ist aus den Abdrücken 1801. und 1828. hinweggelaßen.]

der Bruder denkt oder vielmehr nicht denkt, auf die Frage der Agnes: aber wie denkst du denn?

Simon. Ich? — das ist eben die Schwierigkeit und meine Unruhe; — seht, es ist schwer zu denken, auf welche Art man denkt: denn, versteht, das, was gedacht wird, soll denken: ein Casus der einen sonst ganz vernünftigen Menschen wohl toll machen könnte.

Agnes. Wie so?

Simon. Siehst du, jetzt verstehst du mich gar nicht, weil du auf die Gedanken noch gar nicht gekommen bist. — Siehst du, ich denke, und mit dem Zeuge, womit ich denke, soll ich denken, wie dieses Zeug selbst beschaffen sei. Es ist pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch sich selbst gedacht werden.

Agnes. Es ist wahr, darüber könnte man wirklich toll werden.

Simon. Nun seht ihr, und doch fragt ihr immer noch, warum ich melancholisch bin?]

Dieser Hang ist nicht müßig in dem Gange des Stücks: die Erscheinung der Brüder in dem entscheidenden Augenblicke, wo Agnes umgebracht werden soll, wird dadurch herbeigeführt; Simon hat nämlich traurige Ahndungen von dem Schicksale seiner Schwester gehabt. Alles was den wesentlichern Theil der Handlung ausmacht, von der Zeit an, wo Blaubart abreist und der Agnes die Schlüßel zurückläßt, mit der Warnung, nicht in das siebente Zimmer zu gehen, bis zu seiner Rückkehr: wie ihre Neugier von der leisesten Anregung allmählich zu einer unwiderstehlichen Gewalt steigt; die Beschreibung ihres Eintritts in die schreckliche Kammer; ihr Zustand der höchsten Angst und erhitzten, zerrütteten Phantasie; wie sie dem Blaubart durch schlaue Wendungen den Schlüßel noch einige Zeit vorenthalten will; alles dieß ist mit Meisterhand den ächtesten Zügen der Na-

Digitized by Google

tur nachgezeichnet. Man könnte wünschen, daß die vorhergehenden Scenen rascher zu diesem Ziele eilten, und durch das Wegbleiben einiger fast nur episodischer Personen hätte das Stück wohl nicht viel eingebüßt. Wir meinen dieß nicht von dem Narren und dem Rathgeber: sie sind ein Paar Karikaturen, die wir ungern entbehren würden. Der Narr legitimiert sich durch genialische Einfälle, und bezahlt allenfalls mit für den Platz des sehr weisen, aber sehr wenig gescheiten Rathgebers. Von beiden gilt was der Dichin dem eben so gefälligen als sinnvollen Prolog sagt:

> Wie Schatten auf- und abwärts schweben, laßt
> Durch Traumgestalten euch ergötzen, stört
> Mit hartem Ernste nicht die gaukelnden;

und auf die zu große Länge des Stücks möchten wir anwenden was der Narr von seinem Hange zum Plaudern sagt: 'es ist doch bald vorbei, wenn man redet, und da lohnts der Mühe nicht, daß man es so genau nimmt'. In der That wird man beim Lesen durch die klare besonnene Darstellung so leicht fortgezogen, wie man auf einem gebahnten Wege fährt, dessen Länge man nicht aus dem häufigen Rütteln abnehmen kann. Hier und da sind artige Liederchen eingeflochten, [z. B.:

> Beglückt, wer an des Treuen Brust
> In voller Liebe ruht!
> Kein Kummer naht und stört die Lust,
> Nur heller brennt die Glut.
>
> Kein Wechsel, kein Wanken;
> Zum ruhigen Glück
> Fliehn alle Gedanken
> Der Ferne zurück:

Und lieber und bänger
Drückt Mund sich an Mund,
So inn'ger, so länger;
Von Stunde zu Stund
Beschränkter und enger
Der liebliche Bund.]

und wenn es nicht unerlaubt wäre, von einem Dichter etwas in einer andern Art zu fordern, als er hat leisten wollen, so wünschten wir, der Verfaßer hätte seinem Talent von dieser Seite mehr Spielraum gegeben, und auch einen Theil des Dialogs, versteht sich mit aller Freiheit, versificiert.

Wenn Lesern, welche durch die ohnmächtige Ueberspannung bloß leidenschaftlicher Darstellungen verwöhnt sind, Ton und Weise hier zu *) ruhig und gelinde vorkommen sollte, so kann es dem Verfaßer ein Beweis sein, daß er seine Umriße recht rein und einfach gezogen hat. Denn offenbar ist es nicht Mangel, sondern überlegte Mäßigung, wenn er nicht grellere Farben dicker aufträgt.

Ueberhaupt sind aber Kinder im Fache der Märchen wohl die besten Kenner, und es ist eine mißliche Sache, sie Erwachsenen vorzutragen. Diese haben meistens schon zu vielerlei im Kopfe, um sich einem ganz unbefangenen Spiele der Phantasie hinzugeben. Sie können sich nicht vorstellen, daß es es mit dem bloßen einfältigen Märchen gethan sei; sie allegorisieren es, deuten es, weil sie meinen, es müße durchaus noch etwas dahinter stecken.

Bei dem zweiten, welches Peter Leberecht, vermuthlich um sich vor Verantwortung sicher zu stellen, aus dem Italiänischen übertragen zu haben vorgiebt, steckt nun allerdings

*) zu wenig pikant. 1797. 1801.

y Google

noch etwas dahinter. Die komische Laune, womit dieß aus eben der Quelle geschöpfte Märchen dramatisiert ist, bleibt nicht in den Schranken des Gegenstandes stehen. Es spielt in der wirklichen Welt, ja mitten unter uns, und was nur bei Aufführung des Stücks hinter und vor den Coulissen, im Parterre und den Logen Merkwürdiges vorgeht, ist mit auf den Schauplatz gezogen, so daß man das Ganze, wenn es nicht zu tiefsinnig klänge, das Schauspiel eines Schauspieles nennen könnte. Es ist zu befürchten, daß es den Theoretikern viel Noth machen wird, die Gattung zu bestimmen, wohin es eigentlich gehört. So viel sieht man ohne tiefe Kennerschaft ein, daß es eine Posse ist, eine kecke, muthwillige Posse, worin der Dichter sich alle Augenblicke selbst zu unterbrechen und sein eignes Werk zu zerstören scheint, um nur desto mehr Spöttereien rechts und links und nach allen Seiten wie leichte Pfeile fliegen zu laßen. Doch geschieht dieß mit so viel fröhlicher Gutmüthigkeit, daß man es ergötzlich finden müßte, wenn auch unsre eignen Vettern und Basen lächerlich gemacht sein sollten. Wer also etwa durch die Lustspiele, die man auf unsern Theatern giebt, in eine zu ernsthafte Stimmung gerathen ist, dem können diese Thorheiten als ein gutes Gegenmittel dienen. Der Kater ist für die Hauptrolle anzusehn: er äußert edle Gesinnungen und ist doch dabei weltklug (seltne Vereinigung!), überall beweist er Gewandtheit und Gegenwart des Geistes. Wie rührend wird es geschildert, daß er, um seines Herrn Glück zu machen, sich die gefangnen Kaninchen am Munde abspart, die er alsdann dem Könige als ein Geschenk vom Grafen von Carabas überreicht! Auch der König beträgt sich mit Würde: man sehe nur den erhabenen Ausdruck seiner Verzweiflung, da das sehnlich verlangte Kaninchen verbrannt ist.

Die Prinzessin ist Dilettantin in den schönen Wißenschaften, und wird dabei von dem Hofgelehrten unterstützt. Kurz, alle Personen bis auf den Popanz 'Gesetz' (den am Ende, da er sich in eine Maus verwandelt hat, der Kater verzehrt, und Freiheit und Gleichheit proklamiert), tragen nach Maßgabe ihres Standes und ihrer Fähigkeiten zu dem Eindrucke des Ganzen bei. Ungeachtet aller dieser Schönheiten fällt das Stück doch in dem Stücke selbst durch. Schon ehe die Vorstellung anfängt, erheben sich die Kenner und Kunstrichter im Parterre, sogar die simpeln Zuschauer (Yoriks simple travellers) gegen den wunderlichen Anschlag, ein Kindermärchen aufzuführen. Sie wollen ein Familiengemälde, ein Revolutionsstück, oder sonst etwas der Art sehen. Mit Mühe besänftigt man sie, ihre Ungeduld unterbricht das Stück immer von Neuem; nur bei einigen empfindsamen und moralischen Stellen wird geklatscht. Am Ende des zweiten Akts bricht ein großes Ungewitter los: man trommelt und pfeift, der Dichter kommt in Angst hervorgelaufen, und da nichts helfen will, muß der 'Besänftiger' mit dem Glockenspiel aus der Zauberflöte erst eine Menge unvernünftiger Thiere auf dem Theater, dann die vernünftigen Zuschauer vor demselben bezaubern. Zu Anfange des dritten Akts ist noch Alles in großer Verwirrung: der Dichter berathschlagt mit dem Machinisten, was zu machen sei, und beschwört diesen, das Stück durch eine glänzende Dekoration zu retten; da sie merken, daß der Vorhang schon aufgezogen und dieß also vor den Augen aller Zuschauer geschehen ist, laufen sie beschämt davon. Nun soll der König erscheinen, man hört ihn aber hinter der Scene rufen: 'Nein, ich geh nicht vor, durchaus nicht; ich kann es nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde'. Die Sachen werden doch leidlich wieder ins

Gleis gebracht, und eine Scene, worin der Hofnarr nnd Hofgelehrte vor dem Könige förmlich disputieren, ob das Stück gut oder schlecht sei, wird mit Ruhe angehört. Am Ende muß doch die Dekoration mit dem Feuer und Waßer aus der Zauberflöte, nebst der Hölle und dem Himmel aus dem Spiegel von Arkadien, noch das Beste thun. Der Hofgelehrte schließt mit einer gereimten Lobrede auf die Katzen.

Man sieht, es geht ziemlich bunt durcheinander: wenn es den Verfaßer nur nicht einmal gereut, sich und Andre unterhalten zu haben! Denn — verstehn wir ihn anders recht — so hätte er sich ja gar über das Publikum selbst lustig gemacht. Nun nahm es zwar, wie bekannt, das heilige Volk von Athen sehr geneigt auf, wenn man es von der Bühne herunter zum Besten hatte: aber nicht alle Nationen besitzen in gleichem Grade die Gabe Spaß zu verstehn, und man will behaupten, es sei nicht der ausgezeichnetste und allgemeinste Vorzug unsrer Landsleute. Dem sei wie ihm wolle: da das Publikum nicht in Person das Empfangene vergelten kann, so mögen es diejenigen thun, mit welchen sich Peter Leberecht besonders in den Stand des Krieges gesetzt hat. Doch sei Scherz die Waffe, denn mit Ernst ist solch ein *) Dämon nicht wegzubannen.

Anmerkung 1801.

Daß diese Anzeige vom Blaubart und dem gestiefelten Kater geschrieben ward, ehe ich mit dem Verfaßer in persönlicher Bekanntschaft, in Briefwechsel oder irgend einem Verhältnisse stand, ja ehe ich nur seinen Namen und Aufenthalt wußte, erinnre ich hier nur für diejenigen, die etwa

*) Poltergeist 1828.

dieses mit andern öffentlich ausgesprochenen Urtheilen über Schriften meines Freundes vergleichen wollen. Denn die gemeinen Ansichten solcher Leser, die sich nun einmal keinen uneigennützigen Bund unter Kunstfreunden zu gegenseitiger Erweckung und Bildung vorstellen können, möchten doch nicht dadurch berichtigt werden.

Anmerkung 1827.

Wiewohl man berechtigt ist, bei dem berühmten Namen meines Freundes Ludwig Tieck etwas Bedeutenderes zu erwarten, als eine flüchtige Anzeige von ein Paar Jugendschriften, so konnte ich es mir doch nicht versagen, diesen Aufsatz hier wieder einzurücken, eben weil er so frühzeitig geschrieben ist, ehe ich mit dem Verfaßer in persönlicher Bekanntschaft, in Briefwechsel oder irgend einem Verhältnisse stand, ja ehe ich nur seinen Namen wußte. Ich freue mich noch jetzt, ich bin gewissermaßen stolz darauf, zuerst in Deutschland den seltenen dichterischen Genius begrüßt zu haben, der nachher mein den Zeitgenoßen verpfändetes Wort, aus seiner schöpferischen Fülle sei Neues und Außerordentliches zu erwarten, so glänzend gelöst hat. Bald suchte ich ihn auf, er wählte seinen Aufenhalt in meiner Nähe, und wie gemeinschaftliche Begeisterung für Poesie und Kunst, meistens auch in den Gegenständen der Bewunderung übereinstimmend, uns zu einander geführt hatte, so beseelte sie auch unsern Umgang. Der heitre gesellige Kreiß gewann durch Zutritt andrer schon berühmter oder seitdem berühmt gewordener Freunde eine große Vielseitigkeit. Die immer erneuerte Betrachtung vollendeter Geisteswerke war unsre Lieblingsbeschäftigung; unsre gröste Freude, die verkannten oder in Vergeßenheit gerathenen Urkunden des Genius zu ent-

decken; selbst der offen ausgesprochene Widerstreit der Meinungen wirkte anregend auf den Geist. Das Meiste, was wir später ausgeführt oder nicht ausgeführt haben, wurde in diesem Zeitraume entworfen. Ich habe seitdem in den geistreichsten und gebildetsten Kreißen gelebt, viele der merkwürdigsten Zeitgenoßen in Deutschland und im Auslande kennen gelernt: aber jener freien und fruchtbaren Gemeinschaft der Geister in dem hoffnungstrunknen Lebensalter wendet sich meine Erinnerung noch oft mit Sehnsucht zu, wie denn auch mein Freund dieses Gefühl in seiner Zueignung des Phantasus ausgedrückt hat.

Tiecks reifere Werke, den Sternbald, die Genoveva, den Octavian, den Phantasus mit aller darin enthaltenen Mannichfaltigkeit, die Novellen, den leider noch nicht vollendeten Krieg der Cevennen, kann man nicht nach ihrem wahren Werth und Gehalt würdigen, ohne in die innersten Geheimnisse der Poesie einzugehn; und man würde sich dabei nur ungern entschließen, die vernachläßigten Ansprüche der dramatischen und der metrischen Technik geltend zu machen, wo die Fülle und Leichtigkeit des ersten Wurfes zu sehr in die Breite geht, weil der reichbegabte Künstler sich niemals entschließen konnte, anders als alla prima zu malen. Eine zauberische Phantasie, die bald mit den Farben des Regenbogens bekleidet in ätherischen Regionen gaukelt, bald in das Zwielicht unheimlicher Ahndungen und in das schauerliche Dunkel der Geisterwelt untertaucht; ein hoher Schwung der Betrachtung neben den leisen Anklängen sehnsuchtsvoller Schwermuth; Unerschöpflichkeit an sinnreichen Erfindungen; heitrer Witz, der meistens nur zwecklos umherzuschwärmen scheint, aber, so oft er will, seinen Gegenstand richtig trifft, jedoch immer ohne Bitterkeit und ernsthafte Kriegsrüstungen;

Meisterschaft in allen Schattierungen der komischen Mimik, so fern sie schriftlich aufzufaßen sind; seine, nur allzuschlaue Beobachtung der Wirklichkeit und der gesellschaftlichen Verhältnisse: dieß sind die Vorzüge, die, bald die einen bald die andern mehr, in Tiecks Dichtungen glänzen. Ich vergaß noch die Grazie, eine ihm so angeborne Eigenschaft, daß sie sich wie von selbst einstellt, und daß er ihr nicht entsagen könnte, wenn er auch wollte. Möge nur mein edler Freund seine bisherige genialische Sorglosigkeit um das künftige Schicksal seiner Hervorbringungen nicht zu weit treiben, und uns bald die versprochene Sammlung seiner Werke schenken!

Bambocciaden. Berlin 1797.

Der Vf. ist sowohl in der geharnischten Vorrede als in dem Buche selbst mit seinen künftigen Recensenten in einen solchen Hader verwickelt, daß man argwöhnen möchte, er sei bei frühern Versuchen von ihren Kollegen nicht aufs freundlichste empfangen worden, und es habe ihn daher bei Bekanntmachung dieser launigen Darstellungen eine unheimliche Empfindung angewandelt: eine Vermuthung, wozu die sonstige Beschaffenheit derselben gar keinen Anlaß giebt. Denn sie sind leicht, natürlich, frei von Uebertreibungen, und ohne die materielle Beihülfe der Leidenschaft unterhaltend. Sie verrathen keineswegs einen Vielschreiber, und das Buch nimmt eher ein Ende, als man es wünscht. Der Titel scheint uns nicht ganz passend gewählt. Vermuthlich den Lesern zu Gefallen, die gar zu gern etwas nicht verstehen, giebt der Vf. eine Erklärung des Wortes, die zwar beiläufig auch auf eine Bambocciate oder Bambochade (nicht

Bambocciade, welches weder recht italiänisch noch französisch ist), außerdem aber noch sonst auf Manches, unter andern auf Fratzen und Karikaturen, anzuwenden wäre. Wenn der berühmte Peter Laar, il Bamboccio, mit einem niederländischen Pinsel, der in Italien nur mehr Feuer gewonnen hatte, die Beschäftigungen und Ergötzungen gemeiner, aber kräftiger, gesunder Naturen malte, die sich in voller Freiheit bewegen, so weiß unser Schriftsteller die Gravität des Vorurtheils, die Anmaßungen der Leerheit, die schiefen Richtungen der Eitelkeit in manchen gesellschaftlichen Verhältnissen der höhern Stände mit Feinheit zu bezeichnen. Dort bringt der unverhehlte Ueberfluß von Leben, hier der versteckte Mangel daran das Komische hervor; dort liegt in der Weise der Darstellung ein gewisses Behagen an ihrem Gegenstande, hier eine eben durch die scheinbare Schonung geäußerte Spöttelei. Der immer zweideutige Ehrenname eines Bamboccio, der weniger die Bewunderung für das Talent, als die Verachtung gegen seinen Gebrauch ausdrückt, kann also, wenn er diesem Schriftsteller nicht eigentlich zukommt, leicht mit rühmlichern Vergleichungen vertauscht werden. Das erste Stück, die 'Geschichte eines Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen', macht jene rechtliche, langweilige, geistlose Nichtswürdigkeit lächerlich, die sich oft im bürgerlichen Leben so viel Achtung erwirbt. Die Hauptperson kontrastiert gut mit den übrigen sie umgebenden Figuren, die sonst sämmtlich nicht viel taugen; es fallen auch etwas niedrige Scenen vor, aber das Platte ist nicht platt behandelt. Die zweite Erzählung, 'Sechs Stunden aus Finks Leben', die neben ihrer belustigenden Seite auch einen ernsten Gehalt hat, verräth eine noch reifere Bildung und geübtere Hand. Sie hat zuerst im 'Archiv

der Zeit' gestanden, erscheint hier aber mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt, die im Schooße jener Zeitschrift — wie soll man sagen? — eine Art von bürgerlichem Kriege gestiftet haben müßten. In einer gelehrten Gesellschaft wird einer der Mitarbeiter des Archivs, der pseudonyme Schriftsteller 'Gottschalk Necker', geschildert, wie er im Saale auf und ab trabt, mit allen spricht und lebhaft gestikuliert; wie er hiernächst auf Ersuchen ein dickes Manuskript aus der Tasche zieht, und eine Satire vorliest, die von der Gesellschaft mit Bewunderung aufgenommen wird, wovon aber Fink, der seinen richtigen Geschmack gleich zu Anfange bewährt hat, behauptet, der Vf. habe sich damit nur den Spaß gemacht, zu versuchen, ob man etwas so Schlechtes mit Beifall aufnehmen werde. Diese ganze litterarische Zusammenkunft ist sehr drollig beschrieben, unter andern sind die Reden des angeblichen Kunstkenners, welcher die aufgehaschten Namen immer in verkehrten Kombinationen an einander reiht, und die des Ministers äußerst charakteristisch. Dabei ist der Vf. von jener schwerfälligen Gründlichkeit frei, womit manche unsrer Schriftsteller selbst das Komische, wenn sie sich einmal dazu rüsten, zu ergründen bemüht sind; es wird bei ihm nur mit flüchtigen Zügen angedeutet. Ein Mitglied der Gesellschaft entwirft dem hier noch fremden Fink Bildnisse von den Uebrigen, die zum Theil vortrefflich gerathen sind. Z. B. 'Jene — Madam Moses ist eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl schon bemerkt haben, daß sie sich mit Mühe so viel Grazie erworben hat, daß sie dadurch ungemein mißfällt. — Sie ist in dieser Gesellschaft die eigentliche „schöne Seele", sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden ästhetischen Ideen

hinterließen, die sie jetzt jedem neuen Bekannten groschenweise zuzählt. — Sie ist immer in irgend einen goethischen Charakter maskiert — am liebsten zeigt sie sich als Prinzessin im Tasso, deswegen lernt sie auch jetzt Latein. Hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode. — Ihre begünstigten Liebhaber indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie — Madam Moses.' Gleich darauf: 'Diese Dame heißt Riny und ist eigentlich Mademoisell. Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Arme, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen ließ. Diesen Umstand benutzte sie aufs Beste, und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauses bettelte, das er selbst in Brand gesteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlornen Unschuld. — Da sie ein sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freunde sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit vor, weil sie hier müßig sein kann.' In solchen Schilderungen erkennt man eben so sehr das geistvolle Auge des Beobachters, als die individuelle Wahrheit des Bildnisses. Doch dieß sind nur beiläufige Ausschmückungen; das Ganze der Erzählung dreht sich eigentlich um eine verwickelte sittliche Frage: wie viel Einfluß die Stimmung des Augenblicks auf unsre Handlungen haben darf? und in wie weit es möglich ist, sich diesem Einfluße zu entziehen? Es hat den Reiz einer dreisten, entschiednen Vielseitigkeit, daß der Vf. uns nur in die beiden entgegengesetzten Ansichten hineinführt, ohne am Ende durch die Wendung der Geschichte oder durch seine eigne Dazwischenkunft eine Entscheidung zu geben, die nur solchen Lesern willkommen sein kann, für die unabhängiges Nachdenken zu unbequem ist. — Da der Vf. den, welcher ihm

die Schmach des Beurtheilens anthun würde, mit so furchtbaren Beschwörungen aus dem Macbeth angeredet, so nehmen wir gleichfalls mit einem Verse dieses Trauerspiels von ihm Abschied:

Bleib, unvollständ'ger Sprecher! sag mir mehr!

Des Amtmanns Tochter von Lüde. Eine Wertheriade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. Bonn 1797.

Inhalt und Behandlung dieser höchst traurigen und daneben leider wahrscheinlichen Geschichte, der auch eine wahre Begebenheit zum Grunde legen soll, können wir hier nicht anders als von der ästhetischen Seite nehmen; denn ob der Vf. gleich bei ihrer Bekanntmachung nur einen moralischen Zweck gehabt zu haben angiebt, so ist doch das Bemühn sichtbar, ihn durch die Kunst zu heben und auszuschmücken. Fast möchten wir auf den Titel als auf ein Beispiel verweisen, in wie fern es ihm damit gelungen sei. Der erste Theil desselben ist einfach, und scheint zugleich, vielleicht durch seine Aehnlichkeit mit der Ueberschrift 'des Pfarrers Tochter zu Taubenheim', eine rührende Ankündigung zu enthalten; der Zusatz hingegen kommt uns überflüßig und geschmacklos vor. So sind im Buche selbst die erste Erscheinung der unglücklichen Tochter, manche Details über ihre jetzige Lage und verwirrte Gemüthsstimmung, und die Erzählung des Vaters, dem Gegenstande sehr entsprechend. Allein die eingestreuten Deklamationen, Gebete und philosophischen Nutzanwendungen; das Verweilen bei der Person Eduards (der beßer ganz in seinem eignen Namen erzählt hätte), da dieser doch nur gleichsam das Organ sein soll, wodurch der Leser die unglücklichen Auftritte erfährt; die allzugehäuften Naturbeschreibungen, die eine vollständige Topographie der Gegend um Ellrich abgeben können, sind eine lästige Zugabe und schwächen den Eindruck des Ganzen. Wenn wir uns indessen auch denken, daß die Darstellung in einem schlichteren Tone wäre gehalten worden, der die Sache ergreifender für sich selbst reden ließe, so würde der Eindruck freilich immer durch

eine Beimischung vom Widrigen an solche Wirklichkeit erinnern, welche nicht mit einer ästhetischen Form besteht. Wir werden nämlich allzutief in das menschliche Elend geführt; es ist hier nicht die Rede vom Kampfe der Leidenschaft und Natur gegen Verhältnisse, aus dem, nach einem Ausdrucke des Vfs., das hervorgeht, 'was die Welt ein Laster nennt'. Der Fall ist der. Ein Vater von zwei heranwachsenden Töchtern giebt ihnen einen Hofmeister, weil er in seiner ländlichen Einschränkung nichts anders für ihre Bildung zu thun weiß. Beide Mädchen verlieben sich in den jungen Mann, er giebt ihrer Neigung nach, hintergeht und verführt sie beide. Die jüngste stürzt sich ins Waßer, und endigt so ihr und noch eines andern Wesens Daseins. Der Unglückliche erschießt sich auf diese Nachricht vor den Augen ihrer Schwester. Die Mutter stirbt vor Schreck und Kummer. Der Vater verläßt mit seiner übrig gebliebnen Tochter den Ort, und kommt in die Gegend, wo Eduard ihn antrifft, und endlich, nach der Niederkunft des Mädchens, sie nebst ihrem Kinde eine Grabstätte findet. — Die Verblendung der Aeltern, und vorzüglich die durchaus nichtswürdige Schwäche des Verführers, Erscheinungen, welche beide in der menschlichen Natur gewiß nur zu oft anzutreffen sind, erfüllen mit lebhaftem Unwillen, der sich aber ganz und gar gegen einzelne Menschen wendet, dem Geschick nichts vorzuwerfen hat, und so alle mildere Rührung verzehrt. Nicht aus Leidenschaft, ja nicht einmal aus Leichtsinn entspringt hier das Unglück: der Verführer wird nicht durch sein Herz, sondern durch die weichlichste Sinnlichkeit regiert; man kann ihn nicht bedauern und auf keine Weise Theil an ihm nehmen, nur ihn verachten. Er wäre daher als erdichteter Charakter sehr zu verwerfen, und da vollends das Schicksal der Uebrigen von ihm ausgeht, steckt er Alles mit seinem nachtheiligen Einfluß an. Wir wünschen von Herzen, daß, was dem Roman abgeht, der Moral hier zu Gute komme, und Aeltern, Jünglinge und Mädchen sich warnen laßen mögen.

Unterhaltende Romane für Freunde und Freundinnen. 2 Bdchen. Altona u. Leipz. 1797.

Eine Sammlung von Geschichten größeren und kleineren Umfangs, welche der Vf., so viel sich aus einem etwas verworrenen Vorbericht schließen läßt, zum Besten der Menschheit zusammengetragen hat. 'Manches im gemeinen Leben dem besten Menschen betreffende Unglück entspringt, wenn wir es nach seiner Entstehung untersuchen, gemeiniglich aus dem Irrthum einer verfehlten Grundanlage und dem Entwurfe seines vermeinten Wohls derer, die ihn bildeten. — Es würde überflüßig sein, hierüber Beweise zu führen, da selbst das mannichfaltige Verhältniß der unvorausgesehenden Umstände, und unsere Leidenschaften uns Drangsale und Uebel zu erwirken vermögend sind.' Deshalb will er nun Beispiele aufstellen, und hofft, 'vorliegende Geschichtserzählungen werden vielleicht seiner vorläufigen Erinnerung wenigstens in etwas entsprechen, wenn sie nicht ganz als zwecklos und mit allgemeinem Mißfallen aufgenommen werden sollten'. Da es wohl möglich ist, daß ein Schriftsteller die Menschheit erbaue oder ihr doch die Zeit vertreibe, sollte er sich auch gegen Orthographie und Grammatik, ja mitunter gegen die Logik versündigen, so wird es mit dem allgemeinen Mißfallen freilich keine Noth haben. Auch verdienen einige dieser Erzählungen wirklich Beifall, wie z. B. 'Ulrike und Sophie', wo in einer wahrscheinlichen Situation die Stärke und Schwäche des weiblichen Herzens recht natürlich und einfach dargestellt ist. Diese Geschichte scheint ein deutsches Original zu sein, die übrigen sind meistens aus dem Französischen genommen. Viele derselben sind unbedeutend, manche verwerflich, wohin wir besonders 'Wildenberg und Ernstthals Schicksale ihres Lebens' rechnen, die auf alle Weise eine höchst gemeine Feder verrathen. Von einer Schreibart, wie folgende, trifft man durch das ganze Buch Spuren an. 'Jetzt nun schickte es sich, daß ich mit der Fräulein Tochter des mir gesetzten Vormunds in Bekanntschaft gerieth, zu welcher Zeit ein fürstlicher Prinz v. K**, der eben auf Reisen war, sich auf dessen Schloße zugegen befand.' — 'Sie war ein Mädchen, an der sich die Natur auf Jahrzehende erschöpft hatte, und welche bei ihrer wirklichen Schönheit von der

Digitized by Google

rechtschaffensten und edelsten Gemüthsart war.' Von obigem fürstlichen Prinzen heißt es: 'seine körperlichen Reize waren in sehr geringem Grade, und noch weit geringer waren seine besitzenden Eigenschaften'.

---

1) Aesthetische Beurtheilung des Klopstockischen Messias. Von J. C. A. Grohmann. Eine von der Amsterdammer Akademie der Dichtkunst und schönen Wißenschaften gekrönte Preisschrift. Leipz. 1796.

2) Der Messias von Klopstock, ästhetisch beurtheilt und verglichen mit der Iliade, der Aeneide und dem verlornen Paradiese. Von C. F. Benkowitz. Eine Preisschrift, die von der Amsterdammer Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste und Wißenschaften eine doppelte Medaille erhalten hat. Breslau 1797.

Auf wenigen Blättern mit Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung vorgetragen, würde der Gehalt der ersten von obigen Schriften immer noch ziemlich unbedeutend erscheinen: aber man verliert ihn gänzlich unter der Verworrenheit, der deklamatorischen Schwerfälligkeit, dem Schwalle nichtssagender Redensarten, den ermüdenden Wiederholungen, wovon sich der Vf. auch nicht einen Augenblick losreißen kann. Er hat schön schreiben wollen, und dieß ist in einem seltnen Grade mißglückt. Hätte er doch fürs Erste nur sich nothdürftig richtig ausdrücken gelernt, so wäre es ihm nicht eingefallen, die Sprache mit barbarischen Wörtern wie 'sich einverständigen, unzuumfaßend, überwesentlich' u. dgl. bereichern zu wollen. Wer Wortfügungen wie folgende macht, 'des würdigen Vernunftbegriffs ungerechnet'; 'Mit der Weisheit der Alten, und der allein Würdigung der Kunst, nur Schönheit und schöne Formen zu dichten — als um welche Würdigung die Künstler, besonders die Maler den Geist der Alten erflehen sollten' u. s. w.; der sollte billig ein fleißiger Schüler der Grammatik werden, ehe er irgend etwas zu lehren unternähme. Wie der Geschmack des Vf. sich in der Ueber-

ladung und den leeren Anmaßungen seiner Prosa (doch eine solche Schreiberei verdient diesen Namen nicht) offenbart, so besteht seine Theorie der Kunst in gedankenlos nachgesprochenen Formeln aus Kants Kritik der Urtheilskraft. 'Daß so für die ästhetische Schönheit des Gedichts die schönste Form, und für die thätigen Kräfte des reflectierenden Urtheilens in dem freiesten, mannichfaltigsten Spiele dieser Dichtungen die gefälligste Zweckmäßigkeit entspringet. Zu diesen zweckmäßigen Formen der Dichtung' u. s. w. 'Satan suchet die größten extensiven Bilder auf, unter welchen er, wie er sagt, Jesum zu finden glaubte, er fängt mit der weitesten Auseinandersetzung an, und malet sie zum größten Umfange aus; — diesen stellt er nun die kleinsten extensiven Bilder entgegen, die er eben so zur grösten Kleinheit ausmalet, die aber in dieser Entgegensetzung, da die Vernunft zum Gefühl des Erhabenen keine extensiv große Vorstellung, kein extensiv großes Bild braucht, wohl aber dieses die Einbildungskraft zum theoretisch Erhabenen, wo die Vernunft eben in der kleinsten Extension die gröste Intension finden kann, zur höchsten praktischen Erhabenheit für den Messias werden.' 'Es leuchtet daraus von selbst hervor, daß der zweite Theil des Messias einen gewissen gleichen Gang, eine gewisse gleiche Anordnung und Stellung in seinen einzelnen Theilen mit dem ersten haben mußte; denn in Rücksicht des Stoffs verhielt sich das zu dichtende des erhöhten Messias eben so zu ihm, wie das zu dichtende des erniedrigten, hier daß wir den Endzweck seiner Erniedrigung, dort daß wir die Erfüllung, die Erreichung dieses Endzwecks, unter welcher die Erhöhung des Messias besteht, sahen, — und wie der Endzweck dort unter gewissen Bildern, unter gewissen Versinnlichungen, in einer gewissen Form gezeigt wurde, daß diese Form, diese Bilder, im zweiten Theile, um hier die Erreichung jenes Endzwecks darzustellen, ebenfalls auch bleiben mußten, oder die Erreichung dieses Endzwecks unter eben dieser Form, unter diesen bildlichen Vorstellungen mußte dargestellt werden.' Doch damit es nicht scheine, als ob wir die Schrift des Hrn. G. (um uns nach seiner Weise auszudrücken) bloß nach dem Unästhetischen ihrer ästhetischen Form, nach ihrer höchsten Zweckwidrigkeit für das zweckmäßige Spiel der reflektierenden Urtheilskraft verwürfen, so müßen wir schon einige seiner Urtheile und Behauptungen in der Kürze prüfen,

Digitized by Google

so wenig ihrer Aufstellung eine besondere Prüfung vorangegangen sein kann. Gleich anfangs verdunkelt und verkleidet der Vf. einige Seiten hindurch die schlichten und gar nicht neuen Sätze: daß die Natur theils durch ihre Schönheit dem Menschen gefallen, theils durch sittliche Beziehungen ihn rühren kann, und daß den Alten für jene Seite derselben, den Neuern für diese mehr Empfänglichkeit eigen ist. Allerdings findet man bei den Neuern eine empfindsame Ansicht der leblosen und organischen Natur, wovon die Alten nichts wußten. Sobald man aber die Menschheit mit in den Begriff der Natur hineinzieht (wie der Vf. offenbar thut, wenn er sagt: die ganze griechische Kunst ist Zeuge von jener Abbildung der Natur), so wird die letzte Hälfte der obigen Behauptung unwahr: die bildende Kunst und noch mehr die Poesie der Griechen beweist unwidersprechlich die vollendetste Ausbildung ihres Gefühls für die sittliche Würde der Menschennatur. Mithin fällt der ganze Gegensatz weg, wodurch der Vf. wie durch einen Sturm plötzlich vom Herkules, der Venus, dem Endymion, zum 'Christusbilde', zum 'höchsten Vernunft-Ideal' hin verschlagen wird; und von der Voraussetzung, dieses letzte könne nur die neuere Kunst, und zwar nur in der Person Christi aufstellen, finden wir nicht den Schatten eines Beweises. Auf den Zweifel, ob nicht grade die Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit im Messias diese in der Darstellung gänzlich auslöschen muß, weil sie nur von jener getragen zu werden scheint, und weil das, was als freie Selbstthätigkeit einer endlichen Kraft den höchsten Werth hat, für eine unendliche Macht und Vollkommenheit gar nichts ist, hat er sich mit keinem Worte eingelaßen. Da Hr. G. so freigebig mit 'Berücksichtigungen' der alten Kunst ist, und immer auf den Laokoon zurückkommt, welcher im Geringsten nicht hierher gehört, so konnte ihm die griechische Poesie weit schicklichere Vergleichungen darbieten. Am Prometheus des Aeschylus würde er wenigstens nicht, wie am Laokoon, 'den objektiven moralischen Endzweck, zu dessen Erreichung die Schmerzen übernommen worden' (den ja der bildende Künstler, auch wo er vorhanden ist, nicht ausdrücken kann), noch auch 'die freie Causalität und Independenz des Leidenden' vermißen. Er würde noch sonst viel Gelegenheit finden, über seine Behauptungen stutzig zu werden, sobald er anfienge, jene unerreichbar große Darstellung zu begreifen. Abba-

dona soll 'der gesammte Menschheitscharakter, der alles umfaßende Charakter des Menschengeschlechts, und zwar von seiner gefallnen, gesunknen Seite und Würde, in einem Ideale zusammengefaßt sein, welches uns selbst in unserer eigensten Persönlichkeit, die als Menschen jedem zukömmt, vorstellt.' Wie? eine beständige Zerknirschung wäre der natürliche Zustand des sich selbst überlaßnen gesunden Menschen? Hat es nicht einer Offenbarung bedurft, um die Menschen zur Anerkennung einer ursprünglichen Verderbniß zu bringen? Wenn Reue, wie ein englischer Dichter sehr treffend sagt, die Tugend schwacher Seelen ist, in welchen Abgrund von Schwäche läßt uns denn beim Abbadona eine endlose, unthätige Reue hinabschauen? Und doch erstaunt der Vf. 'vor diesem Ideal der Erhabenheit, vor der Fülle der Ausdehnung in diesem Charakter'. Auf eine klägliche Art verstrickt er sich in eine Beschreibung des Idealisierens, nach welcher es etwas bloß Negatives sein würde, und dann will er gar 'die Individualität des Dichters bloß rein ohne alle Persönlichkeit dargestellt' wißen, damit sie 'allgemein jeden bezeichnendes Ideal' werde. Die entlehnten Gedanken über das Handeln des Teufels nach einem bösen Princip, sind sehr voreilig auf die Poesie angewandt. Folgt daraus, daß etwas sich denken läßt, und wißenschaftlich genommen, so gedacht werden muß, wenn man es sich überhaupt denken soll, es werde auch in der Darstellung anschauliche Wahrheit haben? Folgt daraus, es dürfe poetisch dargestellt werden? Ein erdichtetes Wesen, das, ursprünglich frei, nicht nur ohne Eigennutz, sondern zu seinem größten Schaden, das Böse aus Lust daran unaufhörlich verrichtet, wird uns entweder eine bloße Chimäre oder auf die widrigste Art wahnwitzig scheinen. Sehr ungerecht ist daher der Tadel gegen Milton darüber, daß er seinen Teufeln noch menschliche Triebe gelaßen, und sie nicht von allem Guten entblößt hat. Eben dadurch, daß Satan im verlornen Paradiese aus Triebfedern, die er sich als edel vorzuspiegeln sucht, und manchmal mit innerm Widerstreben, das Böse ausführt, wird Heroismus in ihm möglich: denn die Gewalt des Willens bewährt sich nur im Streit mit den Neigungen. Eben so unverständig wird Klopstock wegen der Schilderung der Leiden in Gethsemane getadelt, als wäre dabei die Würde des Messias verletzt: da diese Leiden in großer Seelenangst bestanden, wie sollten sie anders als durch die Symptome derselben ge-

Digitized by Google

schildert werden? Doch der Kritiker hat es hier mehr mit der Offenbarung zu thun, als mit dem Dichter. Die Maler werden sehr hart angelaßen, weil sie von den Leiden Jesu nur das Sichtbare malen können. Die Kenntnisse des Vf. von der bildenden Kunst, mit der er viel um sich wirft, kann man daraus ungefähr beurtheilen, daß er sagt: 'der alte, weise griechische Künstler gab seiner Statue, die in dem höchsten Schmerze dargestellt wurde, einen Schleier über das Gesicht, um den widrigen Anblick des Schmerzensausdrucks zu verbergen.' Schwerlich hat je ein griechischer Künstler einen so ungeheuern Fehlgriff gethan. S. 188. heißt 'der dogmatische Gott das widrigste Gegenstück der Kunst', und S. 302. gehört 'Klopstock unter die Kunstwerke'.

Bei der Weitläuftigkeit dieses Buchs ist doch die darin gegebene 'analytische Zergliederung' des Gedichtes äußerst unvollständig. Der Vf. verbreitet sich unverhältnißmäßig über einzelne Stellen, indem er sie in poetischer Prosa wiederholt, und über die wichtigsten Punkte, die Anlage und Organisation des Ganzen, über die eigentliche Handlung darin, dann über die Kunst der Ausführung in Sprach- und Versbau, sagt er wenig oder gar nichts. Jenes mag wohl von einer Eigenheit seiner Kritik herkommen, die er in dem ersten der angehängten Briefe an einen Freund so schildert: 'sie glaube nicht aufhören zu können, wenn sie einmal angefangen'. Die treffenden Bemerkungen Schubarts über Klopstocks Messias werden in eben diesem Anhange sehr unbefriedigend widerlegt. Am Ende fragt der Vf.: 'Karl, ich habe eine Beurtheilung von meinem Klopstock gemacht; ist das nicht die dritte Sünde, die ich nun dem heiligen Schutzgeist der Kunst abzubeten habe?' Die wievielste können wir nicht sagen; aber eine Sünde gewiß!

Die zweite Schrift ist in einem ganz entgegengesetzten Tone abgefaßt: man muß es rühmen, daß der Vf. es dem Leser so leicht gemacht, ihre ungemeine Schlechtigkeit einzusehen. Die Schreibart ist so wenig schwülstig, daß sie vielmehr mit Zuversicht auf den Preis der Plattheit Anspruch machen könnte, wenn ein solcher ausgetheilt würde. Statt der chaotischen Verwirrung, welche dort herrscht, ist hier Alles auf das Ordentlichste eingetheilt und sogar numeriert; die Vortrefflichkeiten des Gedichts werden einem recht

Stück vor Stück zugezählt. Rec. erinnert sich, einmal in einer Gemäldegallerie einen Dilettanten gesehen zu haben, der einen kleinen Maßstab aus der Tasche zog, und mit nichts Anderm beschäftigt war, als denselben sorgfältig an alle Bilder anzulegen, und ihre Höhe und Breite in seine Schreibtafel einzuzeichnen: dieß ist ein gar nicht übertriebnes Gleichniß von der Kunstrichterei des Hrn. Benkowitz. Er beruft sich zwar auf die vom Aristoteles und Horaz für das Heldengedicht gegebenen Regeln; aber er hat sie sämmtlich auf die Forderung der Quantität reduciert, und wenn er eine Poetik aufstellen sollte, so würde ihr oberster Grundsatz vermuthlich lauten: mehr hilft mehr. Auf diese Art vergleicht er denn den Messias mit der Ilias, der Aeneis und dem verlornen Paradiese, nach dem Grundstoffe oder der Fabel, der Handlung, den Charakteren, der Sprache, endlich dem Schauplatze und dem Silbenmaße. Der Grundstoff der Ilias ist nach seiner Meinung der Zorn des Achilles, der Aeneis die Gründung des römischen Staats, des Messias die Erlösung der Menschen. 'Es leuchtet also hervor, daß sich das neuere Heldengedicht von den beiden alten vorzüglich in zwei Punkten unterscheidet: in der Allgemeinheit, und in der Dauer ihrer Folgen' (der Folgen des Heldengedichts?). 'Diese betreffen nur einzelne Nationen auf der Erde, jenes erstreckt sich auf das ganze Menschengeschlecht; dieser Wirkungen sind endlich, jenes unendlich. Die Größe einer Handlung aber läßt sich vorzüglich nach der Anzahl ihrer Theilnehmer und dem Umfange ihrer Wirkungen bestimmen. Da nun das Ganze größer ist als einzelne Theile, und die Ewigkeit größer ist als die Zeit, so folgt natürlich daraus, daß der Grundstoff des neuern Heldengedichts größer sei, als der Grundstoff der alten'. Quod erat demonstrandum! Das verlorne Paradies macht es dem Vf. schon etwas saurer; denn die Folgen des Sündenfalles sind ebenfalls allgemein und unendlich. Er greift es also von einer andern Seite an, und vergleicht 'die Moralität der Hauptbegebenheiten'. Die Moralität einer Begebenheit: vortrefflich! Hiernächst untersucht er, ob sich überhaupt noch ein größerer Stoff zu einem Heldengedicht denken laße? 'Größer wäre der Plan im Messias, wenn darin die Versöhnung mehrerer Welten mit Gott besungen würde; noch größer wäre er, wenn alle Welten in der ganzen Schöpfung durch den Messias erlöst würden; und am aller-

größten, wenn die Hölle sammt ihren Teufeln in der Erlösung begriffen wären.' Schade, daß dieß nicht der Fall gewesen ist! Hierauf vergleicht der Vf. einzelne Handlungen, Hauptbegebenheiten in den übrigen Gedichten mit Nebenhandlungen im Messias, z. B. den Besuch der Thetis beim Jupiter mit einer Gesandtschaft Gabriels. 'In der Iliade sind die Theilnehmer Zeus, Thetis, und etwa die von fern lauschende Here. Im Messias sind es: Jehova. Gabriel, Eloa, die Engel und die verstorbenen seligen Menschen. Da von der Größe dieser Wesen erst im folgenden Artikel gehandelt wird, so kann ich hier nur nach der Anzahl der theilnehmenden Personen entscheiden. Diese ist im Messias unendlich größer, wie man aus dem Dichter, dessen Wort hier allein gilt, am besten sehen kann. Ges. V. 13. sagt Eloa von den Bewohnern des Himmels:

Sollt' ich euch überzählen, ich müßte Jahrhunderte zählen.'

Dann wird der Held der Ilias und Aeneis mit dem Helden des klopstockischen Gedichts verglichen. Was kann Achilles? Er kann Bäume aus der Erde reißen, Steine schleudern u. s. w. 'Was ist dieß gegen das Verscheuchen des mächtigsten Höllenfürsten durch einen geheimen Wink des Willens? Das erste kann auch ein Elephant, das letzte ist bloß ein Werk der göttlichen Allmacht.' Man sieht hieraus klar die Ueberlegenheit des Messias, ob er gleich 'keine kriegerische Talente hat.' Eben so belustigend wird Jupiter beim Homer mit Klopstocks Jehova, und Neptun mit Magog verglichen. Ares schreit beim Homer wie zehntausend Männer. 'Klopstock, um ein großes Geräusch auszudrücken, nimmt eine erhabnere Vorstellung, er redet von zehntausend Donnern. Man denke, welch ein Unterschied es sei, zehntausend Donner, und zehntausend schreiende Krieger. Ein Donner ist stärker, wie das Brüllen von allen Kriegern zusammengenommen'. Man könnte Hrn. B. auffordern, den letzten Satz durch angestellte Experimente erst noch bündiger zu beweisen. Auch sind die Donner ja nicht alle von gleichem Kaliber, und es fragt sich, ob die, von welchen Eloa Mess. V. 4. spricht, rechte Vierundzwanzigpfünder gewesen. Freilich ist es mit den Donnern nicht wie mit den Albernheiten: von diesen kann oft eine für zehntausend gelten, und die angeführte ist grade von der Art. Brauchen wir nach solchen Beispielen noch ausdrücklich zu erinnern,

daß durch die ganze Abhandlung die gröbste Verwechselung der Materie mit der Form stattfindet, und daß Hr. B. auch nicht die entfernteste Ahndung davon hat, was schön, was Poesie, was ein Kunstwerk sei? Seine Schlußart ist ungefähr folgende: der Kolossus zu Rhodus war die schönste unter allen griechischen Statuen, denn er hielt eines seiner Beine an der einen, das andre an der andern Seite der Einfahrt in den Hafen, und dieß hätte selbst der olympische Jupiter nicht gekonnt, wenn man ihm die Beine noch so weit aus einander gespreizt hätte. Noch schöner würde eine Statüe sein, die den einen Fuß etwa in Europa, den andern in Afrika hätte, am allerschönsten aber eine, die von der Erde in den Mond hinüberschritte. In der letzten Hälfte des Buchs scheint es, als wolle sich Hr. B. mehr mit dem Poetischen beschäftigen; denn er redet von der Sprache ('derjenigen Diction, oder dem Ausdrucke von Worten, in welchem die Gedanken des Gedichts vorgetragen sind') und dem Silbenmaße. Allein unter seinen Händen werden auch Wörter und Töne zu Sachen, die er zählt, mißt oder wägt, und so bringt er heraus, daß der Messias ganze Scheffel, ja ganze Heuwagen voll Schönheiten vor den übrigen Heldengedichten voraus hat. Hr. B. hat selbst das seiner ganzen Beurtheilung zum Grunde liegende Geheimniß sehr naiv verrathen. Er sagt von einer Stelle der Ilias und der Geschichte des Laokoon beim Virgil: 'Man beraube diese Scenen ihrer schönen Poesie, und es bleiben nichs als Feenmärchen übrig.' Ja so! man beraube die Ilias, die Aeneis, das verlorne Paradies, und den Messias der schönen Poesie, und dann vergleiche man sie mit einander. Da hier nun eigentlich von der schönen Poesie die Rede ist, und Hr. B. uns über diese schlechterdings nichts zu sagen haben kann, so nehmen wir Abschied von ihm, und entschuldigen uns bei unsern Lesern wegen der gründlichen Darlegung seiner fast beispiellosen Unwißenheit und Plattheit mit unsrer Ehrerbietung vor einer 'doppelten Medaille'.

Man sieht, daß, wenn auch die Preise vertheilt wurden, die Lorbern noch ungepflückt geblieben sind. Es wäre in der That sehr zu wünschen, daß ein der Sache gewachsener Kenner eine ausführliche Beurtheilung des Messias unternähme. Die heftigen, aber heilsamen Erschütterungen, welche die erste Erscheinung des Messias für und wider ihn hervorgebracht hat, liegen ein Menschenalter

hinter uns; auch die schreiende, schiefe und einseitige Bewunderung gewisser kindischer Anstauner des großen Mannes und seines Werks ist verschollen; wir stehen allmählich entfernt genug von dem Gegenstande, um einen freien Standpunkt der Betrachtung zu wählen. Es ließen sich dabei die anziehendsten Untersuchungen zur Sprache bringen, z. B. über das Verhältniß des Christenthums zur schönen Kunst, wo denn hauptsächlich der Zweifel zu heben wäre, ob jenes nicht von dem sinnlichen Menschen eine Verleugnung seiner selbst fordert, welche der lebendigen, unbeschränkt freien Bewegung, worein der Dichter ihn zu versetzen sucht, durchaus widerspricht; ob also nicht ein Gedicht, dem überall die Voraussetzung unsrer ursprünglichen Sündlichkeit, und der Unzulänglichkeit unsrer eignen Kraft, um der ewigen Verdammniß zu entgehen, zum Grunde liegt, durch seinen Inhalt dem Eindruck der Form entgegenarbeitet; ob insbesondere ein Geheimniß der Offenbarung Gegenstand der Darstellung werden kann, da der Dichter entweder das Wesen der Sache gar nicht berühren darf, oder, wenn er versucht, den Schleier des Unbegreiflichen wegzuziehen, sich in tausend Widersprüchen und Ungereimtheiten verstricken muß. Ferner, ob das Urchristenthum, oder der Katholicismus, oder der Protestantismus, einer dichterischen Behandlung fähiger sei; ob in dem letzten nicht ein Streben nach Unsinnlichkeit der Gottesverehrung liegt, das, um konsequent zu sein, alle christlichen Gedichte, Gemälde u. s. w. verbieten sollte. Bei den katholischen Vorstellungsarten würde bestimmt werden müßen, welchen Werth das Ideal der Madonna, die reinste und schönste Hervorbringung der neuern Malerei, für die Poesie haben könne? Dante würde einigermaßen einen Begriff davon geben, da uns Klopstock in der Maria fast nur die mater dolorosa zeigt. Ueberhaupt würden Vergleichungen dieser beiden Dichter, der festen, bestimmten Umriße des Italiäners, der bald der Michelangelo, bald der Raphael der Poesie ist, mit der heiligen, entkörperten, schwebenden Darstellung des Deutschen eben deswegen vorzüglich belehrend sein, weil der Sänger des Messias die göttliche Komödie gar nicht gekannt zu haben scheint; da man hingegen oft veranlaßt wird zu wünschen, er möchte Young und Milton nicht gekannt oder weniger geliebt haben. — Wenn man unbefangen zu den Urkunden des Christenthums zurück geht, so bietet sich der Gedanke zu einem Ge-

dicht vom Leben und den Leiden des Heilandes dar, das, nach Art des homerischen Epos organisiert, der volksmäßigen Einfalt des Evangeliums treu bliebe: aber zu der Zeit, da Klopstock zu dichten anfieng, konnte der Entwurf zu so etwas weder gemacht, noch ausgeführt werden; es hätte für gleich große Entweihung der Religion und der Poesie gegolten. — Eine sehr schwierige Frage würde es endlich sein, zu welcher Dichtart Klopstocks Messias zu rechnen ist. Ist er eine Epopöe im ursprünglichen Sinne, oder in der gänzlich verschiednen Bedeutung des Worts bei den Neueren? Oder hat man ihn etwa als ein Lehrgedicht über die Versöhnung zu betrachten? Oder ist die Begeisterung, welche das Ganze beseelt, ihrer Art nach nicht plastisch, sondern lyrisch, das scheinbar pragmatische Werk also ein großer majestätischer Hymnus auf den Heiland? Wie auch alle diese Untersuchungen ausfallen, wie oft man auch genöthigt sein möchte, einzugestehen,

All' alta fantasia qui mancò possa,

Klopstock könnte auf keine Art dabei verlieren. An einer unausführbaren Ausgabe hat sich nicht selten eine selbständige Kraft am glänzendsten bewährt. Was der Messias für uns Deutsche gewirkt hat und noch wirkt, bleibt ewig in seinem Werthe. Der männliche vaterländische gesinnte Geist seines Urhebers hat die Bande der Konvention und des pedantischen Vorurtheils, welche den deutschen Genius gefeßelt hielten, zerrißen; er schuf uns eine Dichtersprache; die deutsche Poesie ehrt in ihm ihren Vater.

Beyträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. 5...7. Stück. Braunschweig 1796.

Die Fortdauer dieser nützlichen Zeitschrift verdanken wir vermuthlich mehr dem uneigennützigen Eifer des Herausgebers als dem zunehmenden Geschmack an den darin ertheilten, zum Theil so nötigen Belehrungen. Der Geist freier Untersuchung, bei dergleichen Dingen die Hauptsache, erhält sich noch immer: der Herausgeber wacht so sehr darüber, daß er nicht leicht irgend eine demselben widersprechende Aeußerung eines andern Mitarbeiters ohne Gegenbe-

merkung vorbeischlüpfen läßt. Von ganzem Herzen stimmt Rec. in Hn. Campens Lobrede auf die gelehrte Zwietracht ein, glaubt daher den Verfaßern seine Achtung nicht beßer als durch freimüthig vorgetragne Einwendungen beweisen zu können, und kommt sogleich zur Sache.

V. St. Bemerkungen über Wielands Grazien von Heynatz. Die meisten darunter, sowohl über verbeßerte, als in der neuen Ausgabe noch beibehaltene Sprachfehler sind gegründet und einleuchtend. Nur gegen die Verwerfung solcher Wortstellungen in Versen wie 'wenn sie erbitten sich läßt', werden alle deutschen Dichter sich auflehnen, weil eine poetische, von der prosaischen verschiedene, Wortstellung das Palladium ihrer Freiheit ist. Sie würden noch mehr gebunden sein, als die französischen Dichter, wenn die Sprachlehrer, welche diesen Unterschied gar nicht gelten laßen, mit ihrem Gesetze durchdrängen. S. 3. findet man ein Beispiel von einer Zweideutigkeit angeführt, die durch den Gebrauch des Dativs der Person bei 'lehren' statt des Acc. vermieden worden wäre, und sich fast nur auf diese Art vermeiden ließ. Ein neuer Grund für diese unserer Sprache angemeßenere Wortfügung, die schon Bürger und Andere gebraucht und empfohlen haben. — Hr. H. nimmt durch sein Beispiel das mißgebildete Wort 'letzterer, e, es', in Schutz. Mayer hat es angegriffen, und Löwe noch umständlicher, theils mit eignen Gründen, theils durch Anführung Adelungs, vertheidigt. Dieser, in der neuen Ausgabe seines W., stützt sich bloß auf die Gewohnheit (wie gewöhnlich) und auf das Beispiel der Lateiner. Was man gegen den Despotismus eines irrigen Sprachgebrauchs vielfältig erinnert hat, soll hier nicht wiederholt werden. Und wer sind denn die Lateiner, welche postremissimus und minissimus gesagt haben, und deren Ansehen etwas Widersinniges soll rechtfertigen können? Etwa Cicero, oder Cäsar, oder Varro? Keineswegs, sondern Schriftsteller aus barbarischen Zeiten, ehe die lateinische Sprache gehörig gebildet, oder da sie schon wieder ausgeartet war. Daß 'der letzte' der Ableitung nach ein Superlativ ist, giebt L. mit Adelung zu, meint aber, man nehme es mit dem Sinn der Superlative nicht so genau. Die angeführten Beispiele, 'die drei ersten Kurfürsten, die letzten Tage des Jahrs', beweisen dieß nicht, sondern nur, daß man zuweilen eine Mehrheit collectiv als das Höchste seiner Art betrachtet, obgleich den einzelnen

darunter begriffnen Dingen die Eigenschaft nicht in gleichem Grade zukommt. Auch 'allererste' und 'allerletzte' sind keine doppelten Superlative, sondern nur ausdrücklichere Erwähnungen der im Superlativ schon enthaltnen Allgemeinheit der Vergleichung. 'Letztere' ist noch schlimmer als 'mehrere' (Klopstock hat durch ein einziges treffendes Wort von beiden die Unschicklichkeit gezeigt: 'mehrere', sagt er, ist das Muster zu 'beßerere', und 'der Erstere' und 'der Letztere', gerade wie 'der Kleinstere' und 'der Größtere'); denn wer von einem Comparativ einen neuen Comparativ macht, thut nur etwas Ueberflüßiges; aber ein Comparativ von einem Superlativ vernichtet den Begriff von diesem und streitet mit sich selbst. Gilt 'ersteres' und 'letzteres', so hat man keinen Grund 'das ersteste' und 'das letzteste' zu verbieten. Wer von zwei vorher genannten Dingen das zweite 'das letztere' nennt, muß zugeben, das vorhergehende, also das erste, sei das letzte; und umgekehrt aus der Benennung 'das erstere' folgt, daß das zweite zuletzt genannte Ding das erste ist. Unstreitig hat bei Bildung dieser Wörter ein Mißverstand obgewaltet: man wollte den Superlativ in solchen Redensarten nicht gebrauchen, weil man ihn für zu stark hielt, man suchte den Comparativ, wovon er abgeleitet wäre (prior, posterior), fand ihn in der Sprache nicht mehr, und prägte einen neuen. Auch ist es in der Taat ein Mangel, daß wir jenen Comparativ nicht mehr haben, wie z. B. die Engländer: the former, the latter.

Gelegentliche Sprachberichtigungen. 1) Einige Bemerkungen über Campens Theophron, von Heynatz. Hr. C. hat sich aller Gegenerinnerungen enthalten, wiewohl manche von den Bemerkungen gewiß gar nicht unwiderleglich sind. So tadelt Hr. H. 'anderer mit ihm verbundner Wesen' und behauptet, es müße 'verbundnen' heißen. Aber sagt man nicht allgemein im Nominativ 'andere mit ihm verbundene Wesen'? Wenn das zweite Beiwort in Einem Casus die vollständige Biegung hat, so sollte man denken, es verlange sie auch in den übrigen. H. meint, es komme darauf an, ob eine Ruhepunkt zwischen den beiden Beiwörtern ist, und C. schreibe daher unrichtig 'aus freier, auf eigne Ueberlegung gegründeten (r) Wahl'. H. würde also 'aus freier verständigen Wahl' statt 'verständiger' billigen? Uns scheint jenes eben so unrichtig als dieses. Man sieht jedoch aus der Uneinigkeit so einsichtsvoller

Digitized by Google

Sprachlehrer unter einander und mit sich selbst, daß die Biegung der Adjektive einer der schwierigsten Punkte in unserer Sprache ist. Es fragt sich unter andern, in welchen Fällen die Bestimmungswörter den darauf folgenden Eigenschaftswörtern die vollständige Biegung nehmen, und in welchen nicht. C. sagt, indem er an einem oberdeutschen Schriftsteller 'die weitere (n) Folgen' und dergl. tadelt: 'alle unsere Sprachlehrer, und alle gute (n) Schriftsteller'. Das erste ist unstreitig richtig, denn beide Adjektive sind Bestimmungswörter. Auch bei dem zweiten hat Campe Adelung für sich; aber da 'alle' in den übrigen Fällen die unbestimmte Biegung nach sich fordert, wozu die Ausnahme im Nominativ des Pluralis, gegen die sich, wie uns däucht, die Mehrheit unserer guten Schriftsteller (die Oberdeutschen haben hierin keine Stimme) schon erklärt hat? Und doch verlangten wir oben nach 'andere' die bestimmte Biegung: worin liegt nun der Unterschied zwischen den Bestimmungswörtern 'andere' und 'alle'? Vielleicht darin, daß jenes den bestimmten Artikel vor sich nehmen kann, dieses aber nicht? Man kann sagen 'andere gute Schriftsteller', und 'die anderen guten Schriftsteller'. In den Worten 'alle guten Schriftsteller' hingegen vertritt 'alle' gewissermaßen die Stelle des bestimmten Artikels. C. sagt ferner: 'bei voranstehendem bestimmten (m) Artikel' und 'keine Oberdeutsche (n)'; ist beides richtig? Die Untersuchung würde hier zu weit führen. H. nimmt die Weglaßung des e, welches den Dativ bezeichnet, nach Bedürfnissen des Wohlklanges gegen C. in Schutz; wie Rec. glaubt, mit Recht, weil unsere Sprache durch den Ueberfluß trochäischer Endungen eintönig wird. Dem Dichter ist jene Freiheit unentbehrlich; aber auch in Prosa kann durch die männliche Endung der Nachdruck verstärkt, und der Hiatus vermiethen werden. Redensarten wie 'von Haus zu Haus' würden durch das angehängte e ihren lebhaften Ausdruck einbüßen. — 2) Vermischte Sprachbemerkungen bei verschiedenen Veranlaßungen von Campe. 3) Nachtrag zu dem im 4. St. befindlichen Aufsatze, von Hn. Petersen. 4) Nachlese zur Schätzung einiger deutschen und fremden Wörter; zu Campens Preisschrift, von Hn. Reß. Ein Verzeichniß fremder, größtentheils kirchlicher Wörter, wovon die meisten schon vor Jahrhunderten das Bürgerrecht in unserer Sprache erhalten, auch das ausländische Ansehen mehr oder weniger verloren haben, mit Untersuchungen über ihre

Digitized by Google

Ableitung und bei einigen mit Vorschlägen zu ihrer Abschaffung. Diese werden bei den kirchlichen Wörtern am wenigsten Eingang finden, weil sich eine dunkle Vorstellung von Heiligkeit an die alten Namen geknüpft hat. Ueberdieß ist der Vf. nicht glücklich in Verdeutschungen; z. B. 'Pilger' soll durch 'Reisender, Fremdling, Ausländer' ersetzt werden. Geht hier nicht der Begriff einer Wallfahrt, einer heiligen Reise ganz verloren? Das in der Poesie übliche 'Waller' kommt etwas näher: allein wer wird sich das schöne Wort 'Pilger' nehmen laßen? Wenn R. meint, 'naiv' werde durch 'offenherzig' oder 'unbefangen' gut genug ausgedrückt, so verweisen wir ihn auf das, was Kant und Schiller über den Begriff des Naiven gesagt haben. 'Raisonnieren' soll durch 'beurtheilen' gut genug übersetzt sein. Kann man die logischen Funktionen auffallender mit einander verwechseln? Gegen die behauptete Ableitung des Wortes 'Gaudieb' von 'Gau', Kreiß, Bezirk, nicht von dem alten 'gau', hurtig, behende, hat schon Kinderling das Nöthige erinnert. Die holländische Schreibung 'gaauwdief', wie in dem noch üblichen 'gaauw', da hingegen der 'Gau', wo er in eignen Namen noch vorkommt, 'goo' oder 'goy' geschrieben wird, ist gegen R. entscheidend. Auch 'Hoffart' hat er zwar richtig von 'hoch' und 'fahren', aber von dem letzten nicht in dem rechten Sinne abgeleitet. S. Adelungs W. B. 'Reiten' begriff ja ursprünglich, wie noch jetzt im Englischen und Holländischen, das Fahren im Wagen mit in sich; und wie sollte dieß ein Zeichen des Hochmuths gewesen sein, da zu der Zeit, wo das Wort 'Hoffart' entstand, die grösten Fürsten und Herren zu Pferde ritten? — 4) Zu Campen's Preisschrift von Affsprung. Großentheils Vorschläge zu Verdeutschungen. Der Vf. scheint eine besondere Vorliebe für die im Holländischen zum Ersatz fremder, hauptsächlich wißenschaftlicher Wörter, erfundenen Ausdrücke zu haben. Einige verdienen allerdings bei uns eingeführt zu werden, wie 'Vaterländer' für 'Patriot'; andere sind unedel, wie 'Mengelklomp' für Chaos, oder ungelenk und übelklingend, oder gar verfehlt. 'Unseitig' und 'Unseitigkeit' für 'neutral' und 'Neutralität' findet vielleicht Eingang; hingegen für 'Objekt' und 'Subjekt' wird das holländische 'Vorwerp' und 'Onderwerp' schwerlich nachgeahmt werden. 'Vorwurf' hat man ehedem schon in diesem Sinne gebraucht; es ist abgekommen, vermuthlich wegen der Zweideutigkeit,

da es auch reproche heißen kann. Ueberhaupt ist nur 'Subjekt' der Stein des Anstoßes: für 'Objekt' haben wir das sehr gute Wort 'Gegenstand', das wir, wie man weiß, der fruchtbringenden Gesellschaft verdanken. 'Unterstand', welches diese ebenfalls vorgeschlagen hat, ist nicht durchgegangen. Will man von Neuem versuchen es einzuführen, und, für 'objektiv' und 'subjektiv', 'gegenständig' und 'unterständig' wagen? 'Assimilation' wird durch 'Einverleibung', welches incorporation bedeutet, gewiß nicht treffend ausgedrückt. Vielleicht eher 'Verähnlichung' oder 'Anähnlichung'. Bei 'beschwichtigen' schlägt A. das schwäbische 'geschwaigen' vor: wir haben schon das edlere 'schweigen' als Transitivum mit regelmäßiger Biegung. — Sprachuntersuchungen. 1) Ueber Vokale und Konsonanten von Wagner. Der Vf. verwirft die Benennung 'Selbstlaut' als sprachwidrig gebildet; allein seine Gründe treffen den 'Selbstlauter' nicht, den man doch auch häufig gebraucht. Noch mehr hat W. gegen die Benennungen 'Selbstlaut' und 'Mitlaut' von Seiten des Sinnes einzuwenden. Sie sollen einen ganz falschen Begriff von der Sache geben, denn es sei ungegründet, daß man die Konsonanten nicht ohne Hülfe der Vokale aussprechen könne. Ein Geräusch kann man freilich mit dem Munde machen, ohne Vokale auszusprechen, aber auch einen 'Ton' im musikalischen Sinne hervorbringen? Ton, Stimme haben nur die Vokale, und theilen sie den übrigen Buchstaben mit; daher sind auch die alten Namen: φωνήεντα, vocales, so schön und bedeutend gewählt. Den Unterschied zwischen den Konsonanten, daß einige ohne Vokal einigermaßen, andere gar nicht ausgesprochen werden können, haben die alten Sprachlehrer ebenfalls sehr richtig durch die Benennungen ἡμίφωνα, ἄφωνα, liquidae, mutae, bezeichnet. Auch Adelungs Benennung 'Hülfslaut' für Vokal, und 'Hauptlaut' für Konsonant, verwirft Hr. W., und schlägt für jenes 'Grundlaut', für dieses 'Bestimmungslaut' vor, 'weil die Vokale gleichsam der Körper der Sprache sind, der durch die Konsonanten seine Form und seinen Umriß erhält'. Dieß Gleichniß beweist nichts; man kann es umkehren, und schicklicher die Konsonanten als die festen Theile des Sprachkörpers, die Vokale als die weicheren, die jene bekleiden, betrachten. W. hat es selbst kurz vorher beßer getroffen, da er die Vokale 'die Seele der Sprache' nennt. Die Seele, die innere Empfindung, offenbart sich durch die Stim-

me, die Stimme aber tönt nur in den Vokalen. Hingegen kommt es bei der Bezeichnung der Gegenstände weit mehr auf die Konsonanten an. Löwe will für Vokal 'Hauchlaut', für Konsonant 'Stoßlaut' einführen. Das ist große Unbequemlichkeit bei der Uebersetzung fremder Kunstwörter, daß gewöhnlich keiner den Andern ganz befriedigt, und jeder es daher nach seinem Sinne macht, so daß man jetzt sich sechserlei verschiedne Terminologien merken muß, wenn man grammatische Untersuchungen liest. 2) Orthographische Aufsätze von v. Winterfeld. IV. Gegenurtheile von Mayer, Cludius, Löwe, Bahrs. Unter manchen guten, zum Theil feinen Bemerkungen finden sich hier wieder mißlungene Verdeutschungen, z. B. von Cl. 'Guß' für Chaos; für 'Versificateur' (beßer sagt man nach dem lateinischen 'Versificator') und 'Versification', 'der Verser' und 'die Verserei'. Dieß würden ja doch Zwitterwörter sein, und die Ableitung von Substantiven in 'rei' kann jetzt nicht mehr ohne den Nebenbegriff der Verächtlichkeit gebraucht werden, wenn sie ihn schon nicht bei allen älteren Wörtern der Art hat. Eine Blondine will Löwe 'eine Hellschöne' und eine Brunette 'eine Braunschöne oder Dunkelschöne' genannt wißen. Also auch, wenn die Blondinen und Brunetten häßlich sind, 'Hellgarstige und Dunkelgarstige'? Man hat ja schon das weniger fremd klingende 'die Blonde', und das völlig deutsche 'die Braune'. 'Die wunderholde Braune', hat ein Dichter in einem sehr artigen Liede gesagt. Noch unglücklicher schlägt L. an einem andern Orte für 'Hiatus' 'Maulsperre' vor, Die Maulsperre wird doch wenigstens so schlimm sein als die Mundklemme? Sehr richtig sagt Bahrs, um eine vorgeschlagne Verbeßerung zurückzuweisen, 'wir vertauschen da eine Ausnahme, an die wir schon gewöhnt sind, mit einer Ausnahme, an die wir uns erst gewöhnen müßen'. Dieß sollte bei Vorschlägen zu Sprachverbeßerungen immer beherzigt werden.

VI. St. Bemerkungen über den Ausdruck in Göthens Iphigenie, von Löwe, mit Zusätzen von Campe (S. 1...37. und fortgesetzt im VII. St. S. 1...50.). C. fühlt und bemerkt mit Feinheit; doch geht er manchmal vielleicht zu sehr ins Kleine: wie er Schönheiten in dem Gedichte findet, an die der Dichter schwerlich gedacht hat, und die auch wirklich nicht vorhanden sind, so tadelt er auch Ausdrücke, Fügungen, Stellungen, die sich Rec. getraut ohne Schwie-

rigkeit zu rechtfertigen. Allein es lohnt die Mühe nicht, über das Einzelne zu streiten, so lange man in den Grundsätzen noch nicht einig ist. Wenn das, was der Vf. stillschweigends voraussetzt, bestimmt ausgesprochen würde, so kämen wahrscheinlich Gesetze zum Vorschein, die, nur für die Prosa gültig, die Poesie zur Prosa herabstimmen würden. Es fragt sich: giebt es eine deutsche Dichtersprache? und soll es eine geben? Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Dem Dichter liegt daran, seine Sprache so viel als möglich von der prosaischen unterscheiden zu dürfen, wo auch ihre innere Vollkommenheit, d. h. die Ausdehnung, die Tiefe und Gewalt ihrer Mittheilungen, nicht unmittelbar dadurch gewinnt. Schon das Aeußere des Gedichtes, Sprache und Rhythmus, muß dem Hörer die Entrückung aus der gewöhnlichen Wirklichkeit in eine ganz andere Welt ankündigen. Dichterische Freiheiten sind also eine Hauptbedingung der Schönheit. Die Gründe, warum dieß und jenes in einer gewissen Sprache erlaubt ist, in einer andern nicht, liegen in der ganzen Eigenthümlichkeit und oft in dem innersten Bau der Sprachen verborgen. Die deutsche ist noch so sehr im Werden und Fortschreiten, daß sich keine feste Gränze setzen läßt, daß vielmehr zu hoffen ist, unsere Dichtersprache werde fortfahren, wie bisher an Höhe und Umfang zu gewinnen. Wenn das Geheimniß der Poesie größtentheils im Rythmus liegt; wenn es eben die Unterwerfung unter das äußere Gesetz desselben ist, was den Dichter von manchen Obliegenheiten der gewöhnlichen Rede frei spricht; wenn z. B. die metrische Vollkommenheit der griechischen Sprache eine Miturſache ihrer göttlichen Freiheit, und die metrische Unvollkommenheit der französischen ihrer kläglichen Gebundenheit ist: so wird auch durch Vervollkommuung der Rhythmik die deutsche Poesie sich immer neue Rechte verdienen. Nur einige einzelne Erinnerungen. VI. S. 9. tadelt Campe etwas, das bloß durch ein Versehen in dem hier eingerückten Abdruck, nicht im Original, steht. Wenn Wortstellungen, wie die, welche Campe VII. S. 6. sehr lebhaft tadelt, nicht erlaubt sein sollen, so mag man die Poesie nur gleich aufgeben. Der angefochtne Ausdruck 'der Gott' ist an seiner Stelle vortrefflich, und ganz im griechischen Sinne, τὸ θεῖον. C. tadelt 'mein tiefstes Herz'. Was würde er erst zu der herrlichen Zeile Shakspeares sagen: In my hearts core, yea in my heart of

heart? Beide Sprachlehrer vereinigen sich darin, 'ein blutend Herz, ein ehern Band' u. s. w. für 'blutendes, ehernes', zu verwerfen. Wir wollen diese Freiheit nicht bloß durch die Unentbehrlichkeit, und durch den guten, alten Besitz der Dichter von den Zeiten der Minnesinger bis auf die unsrigen vertheidigen. Sie muß doch wohl natürlich sein, weil sie sogar im vertraulichen Gespräche vorkommt. Im Italiänischen kann man beim Zeitworte zuweilen die Bezeichnung der Zahl, der Person und der Zeit weglaßen, und für cominciarono (außer cominciaron, und cominciaro) cominciar sagen: verliert oder gewinnt nun die italiänische Poesie durch diese Biegsamkeit der Endsilben? Und hier kann doch eine Verwechselung mit dem Infinitiv stattfinden; dort ist das Beiwort auch ohne Konkretionssilbe durch seine Stellung zwischen dem unbestimmten Artikel und dem Substantiv kenntlich genug. — Wir bemerken noch, daß Löwe völlig irrige prosodische Begriffe hat. Er verwechselt zwei wesentlich verschiedne Dinge, Ton und Silbenzeit, wenn er z. B. 'blutgierig' für einen unreinen Daktylus hält. Es ist ein reiner Palimbacchius. Die erste Silbe hat zwar einen stärkeren Ton; aber die zweite ist eine vollkommne Länge, und kann, in die Arsis des Fußes gerückt, jener ganz gleich werden. L. tadelt am Silbenmaße, in der Voraussetzung als ob ein jambischer Vers aus lauter einzelnen Jamben bestehen müße, da doch selbst die Griechen ihrem Trimeter so häufig fremde Füße einmischten; freilich nach gewissen Regeln, die sich auch im Deutschen nach der verschiednen Natur unseres jambischen Verses entwickeln laßen. Wer, wie VII. S. 30. geschieht, einen trochäischen Hendekasyllabus, 'Zeus ein ehernes Band um ihre Stirne', als einen fünffüßigen Jamben vorschlagen kann, der zeigt, daß er gar nichts von der Sache versteht.

Gelegentliche Sprach-Berichtiguugen von Petersen, Campe und H. — Sprach-Untersuchungen. 1) Gedanken über einige Irrungen in der deutschen Rechtschreibung, von Kinderling. Großentheils über die Aussprache und Schreibung der Vokale. K. theilt diese immer in lange und kurze ein, da man sie doch auf drei wesentlich verschiedne Arten, abgebrochen, offen und gedehnt, ausspricht. Manche von den gethanen Vorschlägen sind ausführbar und verdienen Aufmerksamkeit. K. sagt: 'Je mehr allgemeine Regeln eine Sprache hat, desto vollkommner ist sie in ihrer Bildung'. So behauptet

auch Martian, 'die Aehnlichkeit sei der Maßstab, an welchem man die Vollkommenheit einer Sprache berechnen solle'. Nach diesen Sätzen wäre also die Sprache der Wenden in der Niederlausitz, worin, wie man meldet (Berlin Archiv 97. VI. St.), alle Regeln ohne Ausnahme gelten, weit vollkommner als die griechische. In den angeführten Stellen wird formale und reale Vollkommenheit nicht gehörig unterschieden. Jene ist nur Mittel zum Zweck; diese, welche darin besteht, die größte Mannichfaltigkeit von Gedanken, Bildern, Empfindungen, auf das bestimmteste, nachdrücklichste, anschaulichste, tiefste und eigenthümlichste ausdrücken zu können, der höchste Zweck der Sprache. Und doch begegnet es mitunter den Theilnehmern an dieser Zeitschrift, mit Hintansetzung der realen Vollkommenheit zu einseitig und ausschließend auf die formale zu dringen. 2) Ueber 'wann' und 'wenn' von Campe. Eine bündige und lichtvolle Darlegung der Gründe, warum man das ursprünglich oberdeutsche 'wann' nicht aus der Sprache verbannen, sondern vielmehr, was auch schon die Mehrheit beobachtet, 'wann' (quando) und 'wenn' (si) eben so wie 'dann' und 'denn' unterscheiden soll. Campe ist vielleicht noch zu gefällig gegen das 'wenn'; denn auch von Seiten des Wohlklangs empfiehlt sich 'wann', da die tönenden Vokale in unserer Sprache nur allzuselten vorkommen. Die Gegner, mit denen es der Vf. zunächst zu thun hat, widerlegt er auf das befriedigendste; allein Klopstock hat, so viel Rec. weiß, das 'wann' nicht anerkannt (z. B. in den Grammatischen Gesprächen S. 233. übersetzt er öτε durch 'wenn'); und man setzt bei diesem tiefen Sprachkenner mit Recht voraus, daß er sich selbst in der Sprache von allem Rechenschaft giebt, wenn er sie auch nicht ausdrücklich darlegt. Er wird doch also zur Verwerfung des 'wann' noch einen andern Grund haben, als die Vorliebe für den niederdeutschen Dialekt? 2) Ueber die Völkernamen von v. Winterfeld. 4) Von überflüßigen Verneinungen von Ebend. 5) Bemerkungen über die lateinischen und deutschen Buchstaben, von Kinderling. Die Frage, ob die letzten abgeschafft werden sollen oder nicht, wird wohl durch die Zeit und den Gang des öffentlichen Geschmacks am besten entschieden werden. Wenn die Einführung der lateinischen Buchstaben allmählich, wie bisher, vor sich geht, möchten wohl die meisten der davon befürchteten Unbequemlichkeiten wegfallen. Indessen ist es sehr gut, daß,

während man in der Zierlichkeit der lateinischen Typen mit den Ausländern wetteifert, auch auf Verschönerung des deutschen Schrift mit Eifer gedacht worden ist. K. bemerkt, das Drucken deutscher Bücher mit lateinischen Lettern sei nicht, wie man gewöhnlich gegläubt, etwas erst vor etwa 50 Jahren Angefangnes. Er nennt ein Werk der Art vom J. 1478. und verschiedne aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. 6) Ueber Neurede (Neologie), von Martian. Gegen-Urtheile: Zu dem dritten Stück dieser Beiträge, von Löwe. Am Ende des Heftes findet man ein Register zum bequemeren Gebrauch der ersten zwei Bände.

VII. St. Nach den schon angezeigten Bemerkungen über Göthens Iphigenie: Gelegentliche Sprachberichtigungen von Petersen. Sprach-Untersuchungen. 1) Ueber den Ursprung der Sprache von Mackensen. Man kennt den Scharfsinn des Vfs. schon aus andern Aufsätzen. Bei dieser anziehend und mit Klarheit geschriebnen Abhandlung hat er Fulda und Monboddo vor Augen gehabt, trägt aber doch viel Eignes vor. Hier in die Prüfung der einzelnen, manchmal kühnen Behauptungen einzugehn, gestattet der Raum nicht. 2) Ueber die Endigungen der Zunamen der Weiber von Cludius. 3) Ueber die Doppellaute und Doppellauter der deutschen Sprache von einem Ungenannten. Gegenurtheile von Löwe, Kinderling und Campe. Der Aufsatz von K. bezieht sich auf den oben angeführten von Neß, und enthälte gelehrte etymologische Bemerkungen. Vermischtes: 1) Bemerkungen über des Hn. Geheimen Raths von Göthe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen, von Campe. 2) Doppelverse (Distichen) ein Gegengeschenk für die Verfaßer der Xenien in Schillers Musen-Almanache.

Schnurren, Schwänke und lustige Einfälle des Herzogs von Roquelaure. Ein Kumpan zu Kyaus Leben und lustigen Einfällen. Neu erzählt von Simon von Cyrene. Paris 1797.

Es ist nicht angemerkt, ob diese Schnurren nach einer französischen Sammlung derselben bearbeitet wurden; aber ohne uns wei-

ter darum zu bekümmern, dürfen wir versichern, daß der 'neue Erzähler' hier die platteste und pöbelhafteste Lektüre geliefert, und sicherlich aus seinem eignen Vermögen hinzugethan hat: das verräth die ganze Schreibart, und die eingestreuten abscheulichen Verse, welche doch auf jeden Fall sein zu nennen sind.

Kurze Anweisung zur deutschen Orthographie für Ungelehrte und Schulen, nebst einem orthographischen Wörterbuche. Leipzig 1797.

Die Anweisung geht von S. 1. .48., das Wörterbuch nimmt das Uebrige des Bandes, also etwa hundert Seiten weniger ein, als Adelungs orthographisches Wörterbuch, zu welchem noch ein besonderer, den allgemeinen Unterricht über Orthographie enthaltender Band gehört. Wenn also die Absicht des Vfs. war, für beschränktere Bedürfnisse ein mehr in die Kürze gezognes Handbuch zu liefern, so kann man nicht sagen, daß er etwas ganz Unnützes unternommen habe. Allein ungeachtet des bescheidnen Titels scheint die Vorrede mehr, oder wenigstens etwas Anderes erwarten zu laßen. Der Grundsatz 'Schreib wie du sprichst', den Adelung durch die Regel der nächsten Abstammung und des herrschenden Gebrauchs näher bestimmt hat, wird darin verworfen, und dagegen die Vorschrift 'Schreib dem zu deiner Zeit herrschenden Gebrauch gemäß', als das höchste Gesetz der Orthographie aufgestellt. Der Schreibegebrauch schwankt in den meisten lebenden Sprachen mehr oder weniger, in der unserigen aber, besonders seit zwanzig bis dreißig Jahren so sehr, daß in vielen Punkten gar kein Gebrauch herrschend genannt werden kann; und es möchte dem Vf. schwer werden, darzuthun, daß die Mehrheit der guten Schriftsteller (denn der Schreibegebrauch läßt sich doch nur von den öffentlich Schreibenden abnehmen) viele Wörter wirklich so schreibe, wie er angiebt. Aber gesetzt, er könnte dieß, so sollte man doch nach einer solchen Verschiedenheit in den Grundsätzen sehr beträchtliche Abweichungen von der adelungischen Orthographie erwarten. Diese findet man nun gar nicht, höchstens einen Unterschied in einigen Kleinigkeiten, dagegen Uebereinstimmung auch in solchen Punkten, wo der allgemeinere

Gebrauch sich ziemlich deutlich gegen Adelungs Orthographie erklärt hat, z. B. 'Reitz, Geitz, Gebieth, Gebeth', statt 'Reiz, Geiz, Gebiet, Gebet'. Der Vf. hätte also, statt mit Widerspruch gegen den eben genannten Sprachlehrer anzufangen, erklären sollen, er habe seine Arbeit beständig vor Augen gehabt und bestens benutzt. In welchem Grade er dieß gethan, beweisen unter andern manche etymologische Bemerkungen, z. B. bei 'Repphuhn, Flaumfeder', die beinah wörtlich abgeschrieben sind. An Veränderungen, weggelaßenen und hinzu gekommnen Wörtern u. s. w. fehlt es nicht: ob aber das vorliegende Wörterbuch dadurch zweckmäßiger geworden ist, als das von Adelung, läßt sich bezweifeln. Wozu für Ungelehrte die griechischen Kunstwörter, zum Theil mit ihrer Ableitung? Dagegen vermißen wir die Anführung der weniger richtigen, aber auch gebräuchlichen Schreibung an ihrer Stelle im Alphabet, weil der, welcher die richtigere noch nicht kennt, sonst lange vergeblich suchen kann. Mit einem Worte: bei einer weit beträchtlicheren Verkürzung hätte doch vielmehr geleistet werden können.

Auswahl der vorzüglichsten Stellen aus den berühmtesten neuern Schriftstellern des Inn- und des Auslandes mit Anmerkungen des Herausgebers. Halberstadt 1797.

Ausgeschriebne und nothdürftig unter Rubriken gebrachte Stellen von sehr verschiednem Gehalte, wie sie denn auch von einander sehr unähnlichen Schriftstellern, Rousseau, Gentz, Kant, Gellert, Richardson, Fielding, Alxinger, Niemeyer, Campe, Necker u. s. w., herrühren. Der Herausgeber, (K. A. von Raden) dem nichts davon zugehört, als einige Anmerkungen, die neuesten Weltbegebenheiten betreffend, und eine Vorrede, worin das Excerpieren auf eine ziemlich triviale Art angepriesen wird, und unter den Erforderniſsen dazu sogar gutes Schreibpapier und gute Dinte vorkommt (die wohl geschnittnen Gänsekiele sind denn doch vergeßen), gesteht selbst, daß sein Werklein gar nicht zu den unentbehrlichen gehöre, und daß er beim Sammeln dieser zufälligen Kollektaneen nicht daran gedacht, sie drucken zu laßen. Er mag es recht gut gemeint haben,

Digitized by Google

aber er 'giebt ein sehr übles Beispiel. Das Büchermachen ist ja leider nur allzuhäufig nichts als mehr oder weniger verkleidete Ausschreiberei: wenn nun vollends die Sitte einriße, seine Excerpten-Hefte nur gerade in ihrer ursprünglichen Gestalt ohne alle Zubereitung in die Welt zu schicken, wohin sollte man sich vor der Menge unnützer Bände retten? Wir wollen den Nutzen der Auszüge, wenn sie auf eine vernünftige Art gemacht werden, gar nicht leugnen; allein das Excerpieren ist doch nur eine Nebensache, die für die Bildung nichts wirken kann, wo die Hauptsache, nämlich geistige Gegenwirkung und thätige Aneignung, fehlt. Und wie soll man diese von den Lesern erwarten, wenn die Schriftsteller selbst nichts als leidende Werkzeuge ihrer Lektüre sind?

Brutus oder der Sturz der Tarquinier. Weißenfels und Leipzig 1796.

Mit der nämlichen Bequemlichkeit, womit sich unsre Ritterromane durch das Dialogisieren ausspinnen laßen, führt man jetzt auch häufig Römer und Griechen redend ein. Welch eine Reihe erhabner und beweglicher Gesinnungen läßt sich freilich bei einer Reihe von Thaten darlegen, wie sie mit Roms Befreiung verbunden waren! Wir lesen hier von Lucretia, Brutus, Horatius Cocles, Mucius Scaevola, Publicola u. s. w., und bekommen als Zugabe noch andre bunte Scenen, z. B. die Listen des alten Tarquin, die Freiheitsfeste der Gabier nebst dem dazu gehörigen Liede, den Tod des Sextus, wie er von der Hand einer Frau fällt, die nach einem langen Gebete über den Text 'Hilf mir meine Weiblichkeit besiegen' den Mord ihres Gatten an ihm rächt. Die Monologe und öffentlichen Reden sind überhaupt nicht gespart, und man muß es an dem Vf. vielfältig bewundern, daß er so genau gewußt hat, wie es in einem römischen Herzen aussieht, und was auf Römer wirkt. Bei Gelegenheit, da die jungen Tarquinier mit Brutus nach Griechenland reisen, erfahren wir auch, wie es dort beschaffen ist, und was wir von der Tugend und den verschiednen Staatsverfaßungen zu halten haben. Wirklich läßt sich das ganze Werk nicht anders, denn als ein wohlgemeintes Exercitium ansehn, wodurch sich ein

junger Mensch das Schöne und Große, was er vernommen, wiederholen will, und von Deklamation dabei überfließt, weil ihm der Sinn für Gediegenheit noch nicht geöffnet ist. Aus was für einem weichherzigen Jüngling geht sein Brutus hervor! Sein Mucius entschließt sich nur deshalb den Porsenna umzubringen, weil seine Geliebte in dem belagerten Rom hungert. Sein Tarquin, in Stolz und Grausamkeit grau geworden, stellt sich zuletzt selbst als Warnung auf. 'Meine Geschichte soll die Welt mit mir aussöhnen. Mein Beispiel soll die Fürsten lehren, die Väter ihres Volks zu sein! Dann werden sie nicht, wie ich, verlaßen und elend herrumirren müßen, dann wird sie nicht der Fluch der beleidigten Menschheit drücken. Die letzte Stunde, die sich mir mit allen Schrecknissen des Todes nähert, wird für sie eine Stunde der Freude sein, denn sie ruft sie ab, um jenseits den Lohn ihrer guten Thaten einzuärnten'. So rhetorisch, so matt und so unrömisch wie diese — Verneigung gegen die fürstliche Loge, ist auch alles Uebrige.

Hallo der Zweite, vom Verfaßer des Ersten. 1. Theil. Leipzig 1797.

Der Vf. ist nicht zu verkennen. Immer die nämliche Fülle von Worten, ähnliche Lieblingsideen und schwärmerische Vorstellungen, welche nicht allzu wohl auf der Erde Fuß faßen können; dieselbige Thorheit, wenn wir sagen dürfen, mit den lobenswürdigsten Zwecken verbunden. Hier wird ein junger Fürst geschildert, der nach geendigter Minderjährigkeit seine Mutter nebst ihrem Anhange, welche das Land während derselben ins Verderben gestürzt haben, vertreibt, und alle Uebel zu vergüten und auszurotten sucht. Hallo ist der ehemalige Minister seines Vaters, den er aus der Dunkelheit zu seinem Beistande hervorruft. Er geht äußerst rasch zu Werke, setzt ab und an, hält Reden, führt eine andere Gottesverehrung ein, und predigt selbst einmal von der Kanzel herab. Nicht bloß ein Fürst wie dieser, sondern vor allen Ding ein Volk wie das seinige, müßte doch erst geschaffen werden; denn welches würde sich wohl gegen so unerhörte, schwindlich machende Neuerungen folgsam beweisen? Nichts schlimmeres könnte einem Fürsten begegnen, als

wenn er sich den hier eingeführten buchstäblich zum Muster nähme, und auf solche Art fehlen die aufgestellten Beispiele unsers Schriftstellers beständig. Es ist nicht zu verwundern, daß es nachher mit dem fürstlichen Jüngling eine äußerst traurige Wendung nimmt. Er wirft sich mit einer so rastlosen Gewalt auf die Gegenstände, daß die Liebe, und zwar eine unglückliche Liebe, wobei ihm seine Mutter im Wege steht, leicht eine fixe Idee bei ihm werden und in Wahnsinn übergehn konnte. Wir verlaßen ihn in einem wahrhaft herzzerreißenden Zustande, wo er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, nebst dem Lande, das er retten wollte, wieder in die Hände seiner abscheulichen Mutter fällt. Ein zweiter Theil wird ihn hoffentlich befreien, und allem Vermuthen nach in eben dem Grade Tadel und Theilnehmung finden, wie der erste.

Von der Darstellung der Rede durch die Schrift als Versuch einer Rechtschreibung für die Deutschen. Berl. 1797.

Der Vf., der sich unter der Vorrede 'Johann Gottfried Richter' unterzeichnet, zeigt sich in obiger Schrift als einen denkenden Kopf, wiewohl er die Gabe des leichten und geschmackvollen Vortrags nicht in einem vorzüglichen Grade besitzt. Er geht mit nichts Geringerm um, als damit, die Schreibung zur Wißenschaft, zur Rechtschreibung im strengsten Sinne des Wortes, zu erheben. Daß er an sie zu große Forderungen macht, und von dem, was sie auch bei der vollkommensten Einrichtung leisten kann, zu hohe Erwartungen hegt, beweist zum Theil schon der Titel: die Schrift kann die Rede im Grunde niemals 'darstellen', sondern nur bezeichnen. Eine Darstellung macht uns mit ihrem Gegenstande bekannt, wenn er uns auch vorher noch nie vorgekommen wäre; die Schreibung, selbst die regelmäßigste, wo jeder verschiedne einfache Laut sein besonderes Zeichen, und zwar nur Eines hat, und wo jedes Zeichen immer einerlei bedeutet, kann uns die richtige Aussprache nicht lehren, sondern uns nur daran erinnern, wenn wir sie schon haben. Denn außerdem daß man die Bedeutung der Schriftzeichen nur durch genaue Beschreibung der Bewegungen, welche die Sprachwerkzeuge bei

jedem Laute vornehmen müßen, oder durch Beispiele lernen kann (da doch keines von beiden in der Schreibung selbst begriffen ist); so hat auch jede Sprache ihren eigenthümlichen Ton, ihre Musik, ihren lebendigen Hauch, tausend Feinheiten der Aussprache, die zu flüchtig sind, um durch die Schrift aufgefaßt und festgehalten zu werden. Wie in keiner Sprache der Eigensinn und die Unregelmäßigkeit des Schreibgebrauchs größere Irrungen gestiftet hat, als im Englischen, so hat man auch vielleicht nirgends die Genauigkeit in der schriftlichen Bezeichnung, besonders was die Mitteltöne der in einander sich verlaufenden Selbstlauter betrifft, höher getrieben, als in den Werken der englischen Orthoepisten. Reichen sie aber deswegen, wenn man dem Schüler auch jeden einzelnen Laut oft genug vorgesagt hätte, um ihn seinem Gedächtnisse einzuprägen, zur Erlernung der eigenthümlichen englischen Aussprache hin? Muß man dazu nicht häufig Engländer reden hören, und die Organe üben, es ihnen nachzumachen? — Der Vf. giebt es als einen Vortheil der von ihm vorgeschlagenen Schreibung an, daß man in den Gegenden Deutschlands, wo unrichtig ausgesprochen wird, die richtige Aussprache daraus lernen würde. Hiezu wird Können und Wollen vorausgesetzt, welches beides größtentheils fehlt. Man glaubt in den Provinzen, wo am übelsten geredet wird, gar nicht, daß es anders sein könne oder müße; und wenn ein Einheimischer, der auswärts gelebt hat, eine verbeßerte Aussprache nach Hause bringt, so hält man dieß wohl gar für bloße Ziererei. In vielen Fällen unterscheidet die gewöhnliche Schreibung deutlich genug: bekümmert man sich in jenen Provinzen wohl im Geringsten darum? Sieht man nicht schwäbische Dichter 'Menschen' und 'wünschen', 'Enkel' und 'Winkel', und österreichische 'Schönen' und 'können' u. s. w. reimen? Gesetzt aber, die Bemühung wäre überall vorhanden (welches doch nur in dem Falle sich erwarten läßt, wenn es einen Mittelpunkt des guten deutschen Aussprache gäbe, der ein äußerliches, Alles überwiegendes, Ansehen genöße, wie die Hauptstädte in Frankreich und England): folgt daraus, daß man überall gut aussprechen kann? Legt nicht der Bau der Sprachorgane und die frühe Angewöhnung unübersteigliche Hinderniße in den Weg? Der Vf. sagt, die Schreibung des einfachen Lautes sch durch drei Zeichen gebe Anlaß zu der Trennung 'S—chinken', wie die Westphalen

sprechen. Diese Abweichung muß wohl einen ganz andern Grund haben; sonst würde sie sich nicht auf die an die Niederlande grenzenden Gegenden einschränken. Wenn man nun für das untrennbare sch ein einfaches Zeichen setzt (der Vf. hat das lange ſ gewählt) wird es dadurch den Bewohnern jener Gegenden weniger schwer oder unmöglich, den ächten gezischten Laut zu sprechen? — Es ist keine leichte Aufgabe, für alle Fälle zu bestimmen, was eigentlich reine deutsche Aussprache sei, da kein Landstrich ganz von fehlerhaften Eigenheiten frei ist. Das Zweifelhafte kann also nicht durch das Ansehen einer Provinz, noch weniger durch Mehrheit der Stimmen, sondern es muß nach dem allgemeinen Charakter der Sprache, und nach Gesetzen des Wohlklangs entschieden werden. Aber sicher anzugeben, was mit jenem am besten übereinstimmt, erfordert eine erstaunlich feine Wahrnehmung, und nach den verschiednen Gewöhnungen durch die Aussprache bildet sich auch das Ohr verschieden. Möchten daher unsre Sprachlehrer diesen Theil ihrer Wißenschaft sorgfältiger und ohne Parteilichkeit und Vorurtheil bearbeiten! Der Vf. beweist seine Einsicht und Genauigkeit in der Beobachtung durch das Meiste, was er über die Aussprache sagt; und er hätte ohne Zweifel etwas weit Nützlicheres geliefert, wenn er diese, und nicht die Rechtschreibung zum Zweck seiner Schrift gemacht, und die neue Bezeichnung bloß zum Behuf des Unterrichts in der Aussprache, wie die englischen Orthoepisten, erfunden hätte. Allein er dringt auf ihre wirkliche Einführung, ob er gleich wiederholt versichert, er theile die gutmüthige Hoffnung seiner Vorgänger, mit solchen Vorschlägen Eingang zu finden, gar nicht. Hierin hat er nun sehr Recht. Es war von jeher das Schicksal der orthographischen Reformationen, wenn sie von angesehenen Männern herrührten, wenige Anhänger und vielen Widerspruch zu finden; wenn dieß aber nicht der Fall war, gar keine Aufmerksamkeit zu erregen. Was mag also der Reiz dieser vergeblichen Bemühungen sein, daß man immer von Neuem zu ihnen zurückkehrt? Will man gern etwas Neues vorzunehmen scheinen? Es ist ja etwas sehr Altes! die in unsrer Sprache im vorigen Jahrhundert gemachten Versuche sind bekannt; man hat dergleichen auch in andern Sprachen gewagt. Selbst in das Italiänische, welches eine vorzüglich gleichförmige und einfache Schreibung hat, wollte schon Trissino einige griechische Buchstaben, ferner das K u. s. w.

einführen. (Man sehe seinen Dialωgω, intitulatω il Castellanω, seine єpistola de le lettere nuωvamente aggiunte an den Papst Clemens VII., seine pωetica u. s. w.) Die Schreibung unsers Vfs. (er ist indessen im Buche selbst bei der gewöhnlichen geblieben) wird man aus einer Probe am kürzesten kennen lernen:

'Slyclix so unterwerfe ix nixt blòc disen fersux einer rextsreibung der strengsten pryfung der saxferstendigen, sondern ix bite aux rext sèr darum. Einen ferfàcer, daer ec mit untersuxungen zu tùu hat, one untersuxung mit oberflexlixem tadel oder lob abfertigen; dac muc six kein rextlixer rezensént erlauben.'

Man sieht, Klopstocks Vorsichtsregel, den Eindruck des Ungewöhnlichen so viel als möglich zu schwächen, ist hier eben nicht beobachtet worden; auch sonst weicht der Vf. in vielen Stücken von Klopstock ab, z. B. er leugnet die Verdoppelung der Konsonanten, welche dieser vertheidigt. Es ist eigentlich nur ein Wortstreit: versteht man unter der Verdoppelung, daß das ganze Geschäft der Sprachorgane bei der Hervorbringung eines gewissen Konsonanten wiederholt werde, so werden die Konsonanten freilich nicht verdoppelt; denn dieß wäre nicht ohne Pause in dem Worte (Lap pen, hat—ten) möglich. In sofern aber ein solcher Konsonant unstreitig am Ende der einen Silbe und auch am Anfange der andern gehört wird, kann man ihn doppelt, oder wenn man genauer reden wollte, getheilt nennen; und die in den meisten Sprachen übliche Verdoppelung bezeichnet dieß sehr schicklich. Das geschärfte s, ss (das Anfangs-s der Franzosen), hält der Vf. mit Recht für einen einfachen Laut. Eber das behauptet er auch von ng und nk. Von jenem (dem n nasal) hat es Klopstock schon gegen frühere Vertheidiger der Meinung geleugnet, weil man es nicht zu Anfange der Silbe aussprechen könne. So viel ist wohl gewiß, daß man in diesen Zusammenstellungen kein reines n hört: aber diese Wahrnehmung ist nichts Neues; man erinnere sich nur an das griechische γγ und γκ. Der Vf. verwirft das v nicht ganz; er meint, es gebe im Deutschen einen Mittellaut zwischen f und w. In den Beispielen, die er giebt, wird immer eins oder das andre ausgesprochen: der holländischen Sprache ist solch ein Mittellaut eigenthümlich, den aber Deutsche fast nie recht aussprechen lernen. So sorgfältig

Hr. R. gewesen ist, jedem Laute sein besondres Zeichen zu bestimmen, so ist es ihm doch entgangen, daß es im Deutschen zweierlei ch giebt, wenigstens so verschieden als das zwiefache th im Englischen: das eine spricht man nach a, o, u, z. B. ach; das andre nach e, i, z. B. ich. Viele Ausländer, denen jenes gar keine Schwierigkeit macht, bringen dieses nie recht zu Stande. Bürger hat in einer Abhandlung über den Reim den Unterschied umständlich dargethan. — Die obigen Bemerkungen ließen sich leicht mit einer Menge andrer vermehren; allein es ist zu viel verlangt, daß man Vorschläge, deren Unausführbarkeit im Ganzen einleuchtet, im Einzelnen genau prüfen soll, wie doch der Vf. zu erwarten scheint. Wir wiederholen es, über die deutsche Aussprache würde er etwas Nützliches leisten können.

Karoline Merton. Ein Roman auf Wahrheit gegründet. Nach dem Engl. 1. Thl. Leipz. 1797.

Ein Roman wie dieser ist nur ein Bericht, wie ein halb Dutzend Heiraten zu Stande gekommen sind, ob es gleich am Ende heißt: 'Welch eine vortreffliche Lehre der Moral kann nicht aus diesen mannichfaltigen und abwechselnden Ereignissen gezogen werden! Wir sehen hier die Häßlichkeit des Lasters u. s. w., die Weisheit, Würde und Belohnung der Tugend u. s. w.' Wirklich sehen wir aber nichts als das allerflachste Machwerk; und wenn es für deutsche Produkte kein stärkerer Beweis ihres Gehaltes ist, in das Englische übersetzt, als für englische, verdeutscht zu werden, so dürfen sich unsre Schriftsteller nichts darauf zu Gute thun, daß der erste Fall immer häufiger wird.

Die Savoyardische Familie, herausg. von C. A. Fischer. Riga 1797.

Ein recht artiges, anziehendes Gemälde. Der Vf. desselben trifft die Familie in einem Schweizerbade, und begleitet sie als Hausfreund nach Chambery, von da auf ihrer Flucht vor den Franzosen im J. 1793. nach Genf, Nyon u. s. w. Er theilt ihr Wohl und Weh um so herzlicher, da er für die ältere Tochter die sanfteste Zuneigung empfindet, und steht seinen Freunden auf das Thätigste bei, denn er begiebt sich insgeheim nach Chambery, um eine Summe Geldes zu holen, welche man dort vergraben hatte. Nach mancher überstandnen Gefahr sieht er die Familie wieder glücklich werden, sieht den Versprochnen derjenigen, die er liebte, zurückkehren, um den sie lange getrauert hatte, und wird nun durch eine anderweitige Bestimmung plötzlich genöthigt, sich von ihr und den Ihrigen zu trennen. An diesem Faden ist eine gefällige Darstellung seiner häuslicher Verhältnisse und mancher Scenen, wie der Augenblick sie mit sich brachte, gereiht. Das Ganze ist kurz, doch dürfen wir in einer Rücksicht behaupten, es müßte noch kürzer sein: denn wir treffen hie und da auf Lückenbüßer, wohin wir einige zu lang gerathne Betrachtungen und eingeflochtne Erzählungen rechnen. Die Geistergeschichte ist bei weitem nicht schön genug vorgetragen, um die Wiederholung einer allgemein und unter mancherlei Gestalten bekannten Anekdote zu entschuldigen. Ueberhaupt ist der durch das ganze Büchlein verbreitete Glaube an das Wunderbare, an Ahndungen, Geister u. s. w. mit einer gewissen Affektation und vielleicht Nachahmung eingeführt, die ein etwas dürftiges Ansehn hat. Indessen läßt sich nicht einsehen, warum der Herausgeber gegen die moralischen und politischen Meinungen des ungenannten Vf., durch eine eigne Erklärung von diesem, so feierlich verwahrt werden mußte, da die ersten in nichts ketzerisch sind, als in jenem unschuldigen Punkte, und die letzten höchstens durch die Aeußerung fehlen könnten, daß sich die Franzosen gegen ihre Freunde ganz menschlich zu betragen wißen.

Goethes Hermann und Dorothea.
Taschenbuch für 1798. Berlin.

Obgleich dieß Gedicht seinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist, und, unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anspricht, so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homerus denken. Sollte dieß weiter nichts auf sich haben, als eine willkürliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigstens nicht billig, vor der Untersuchung so vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Betrachter sich darbietende, Wahrnehmung muß uns daher ein Wink sein, sie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künstlerischen Absicht zu beurtheilen ist, so darf die Rücksicht auf das homerische Epos hier so wenig ein überflüßiger Umweg scheinen, daß sie vielmehr das sicherste, ja das einzige, Mittel sein möchte, ein so viel möglich von *) allen Einflüßen eines einseitigen modernen Geschmacks gereinigtes Urtheil über den dichterischen Werth von Hermann und Dorothea zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poesie, worin die Vorschriften dieser Kunst aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths hergeleitet, nach dessen nothwendigen Richtungen die ursprünglichen Dichtarten bestimmt und

*) allem materiellem Interesse und von 1797. 1801.

ihre ewigen Gränzen festgestellt wären: so würden wir auch über das Wesen der epischen Gattung im Klaren sein, und der Kunstrichter hätte nur die schon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine solche Wißenschaft zu Stande gebracht sein wird, muß man zufrieden sein, sich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunstbeurtheilung braucht, mit dem Leser nothdürftig verständigt zu haben. Nicht nur dieß, sondern was eine Kritik am besten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit klassischen Vorbildern, ist dadurch sehr erschwert worden, daß man diese seit Jahrhunderten durch das Medium irriger Kunstlehren angesehen, angebliche Tugenden an ihnen gepriesen, und was sich als ihre erste Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geschichte der alten Poesie, worin, mit Hinwegräumung so vielfach gehäufter und tief gewurzelter Vourtheile, ihr Gang nach der Wahrheit und mit durchgängiger Beziehung auf jene Wißenschaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, daß die Griechen durch eine ganz einzige Begünstigung der Natur (deren sie sich stolz bewußt waren, wenn sie im Gegensatz mit hellenischer Eigenthümlichkeit alle übrigen Völker Barbaren nannten) auch hier die Pflicht des Schönen aus freier Neigung erfüllt, und eine Reihe eben so vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poesie, wie für die verschiednen Stile der Bildnerei und Baukunst aufgestellt haben: wodurch denn die ziemlich allgemeine Meinung, die den alten Dichtern ein unverjährbares, fast ungemeßnes, Ansehen zugesteht, erst in Erkenntniß verwandelt werden würde.

Was das homerische Epos anlangt, so liegt es dem Theoristen ob, sein Wesen auf die ersten Gründe der Poetik zurückzuführen und an diesen zu prüfen; dem Geschichtschrei-

der der griechischen Poesie, es *) nach seinem Ursprunge zu erklären, das heißt, dessen nothwendige Entstehung aus einer bestimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältniß mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Versuch, in aller Kürze eine in sich zusammenhängende Charakteristik der ursprünglichen epischen Gattung zu entwerfen, und davon zu der Frage überzugehn, wie der Dichter die Aufgabe gelöst hat, jene in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisch zu machen.

Wir müßen hiebei zuvörderst alle gangbaren und in unsern Lehrbüchern immer wiederholten Begriffe von der sogannten Epopöe gänzlich bei Seite setzen. Man hat dem Homer die unverdiente Ehre erzeigt, ihn zu deren Stifter zu machen: und wie man dieses künstliche, aus grundlosen theoretischen Behauptungen und Mißgriffen einer beabsichteten Nachahmung zusammengesetzte Gebäude für die würdigste, umfaßendste und prachtvollste Schöpfung der Dichterkraft ausgiebt, so pflegt auch jener schlichte Altvater unter den Baumeistern solcher Epopöen obenan zu prangen. Die historischen Untersuchungen eines scharfsinnigen Kritikers über die Entstehung und Fortpflanzung der homerischen Gesänge, die vor Kurzem die Aufmerksamkeit aller derer auf sich gezogen haben, welche Fortschritte in den Wißenschaften zu erkennen wißen, geben uns zum Glücke einen festen Punkt, wovon die künstlerische Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengesetzten Richtung ausgehen kann. Wenn die Ilias und Odyssee aus einigen großen, für sich Bestand habenden Stücken zusammengeschoben, und diese wiederum, wo Lücken

*) genetisch zu 1797. 1801.

blieben, durch kleinere Stellen (nicht immer zum geschicktesten) an einander gefügt sind: so hätte man ja, indem man nur immer den wohlberechneten Bau des Ganzen anstaunte, ein fremdes Verdienst, das dem homerischen Zeitalter nicht zukommt, und nach dem Grade seiner Bildung nicht zukommen konnte, das obendrein in dem Maße gar nicht einmal vorhanden ist, für das Wichtigste bei der ganzen Sache gehalten. So wenig gegründet ist die gutherzige Klage, welche man oft von Freunden des Dichters führen hört: durch obige Behauptungen geschehe ein Einbruch in das Heiligthum des ehrwürdigen Alten; man zerreiße ihnen ihren Homer: daß vielmehr seine Rhapsodien dadurch erst von den fremdartigen Banden des Ganzen erlöst werden. Maß, Verhältniß und Ordnung, Vorzüge, die Homer selbst am Gesange rühmt (Od. VIII. 489. 496.), wird man noch in den kleinsten Theilen seines Epos gewahr, da man sie hingegen in der zusammengesetzten Länge der Ilias und Odyssee nicht selten aus den Augen verliert. Ein Mann, der zwar keinesweges befugter Richter über Poesie war, am wenigsten über antike, aber durch seinen *) Verstand auch da, wo der Gegenstand weit außer seiner Sphäre lag, sich oft überlegen bewiesen hat, Voltaire, sagt vom Homer: Malheur à qui l'imiterait dans l'économie de son poëme! Heureux qui peindrait les détails comme lui! Es versteht sich, daß die epische Rhapsodie, wie jede Dichtart, nicht ohne ihre eigenthümliche poetische Einheit bestehen kann. Nur muß man diese nicht in einem Verstandesbegriffe suchen, wie meistens in den Theorien geschieht, wo denn auch der Unterschied zwischen der lyrischen Einheit, der epischen und der dramatischen, gänzlich verloren geht.

---

*) scharfen Verst. 1797. 1801.

d by Google

Nur durchgängige Vollständigkeit und innere Wechselbestimmung des Ganzen und der Theile kann die Vernunft befriedigen; und diese höchste poetische Einheit haben die Griechen in der durchaus selbständigen und in sich beschloßenen Organisation ihrer Tragödie erreicht. Die epische Einheit bezieht sich nicht auf die Vernunft, die im homerischen Zeitalter noch längst nicht genug geübt war, um solch eine Forderung an ein dichterisches Werk zu machen; sondern sie gilt nur die Phantasie, d. h. sie ist nichts weiter als Umriß, sichtbare Begränzung. Daher läßt sie sich denn auch nicht absolut bestimmen: sie kann vergrößert und erweitert werden, bis die Masse der Anschauungen die sinnliche Auffaßungskraft übersteigt; und Aristoteles (der doch, wie man weiß, dem epischen Gedicht die Gesetze der Tragödie vorschreiben wollte) findet nur deswegen, Homer habe wohl gethan, nicht den ganzen trojanischen Krieg in Einem Gedichte zu behandeln, weil es dann nicht mehr leicht übersehbar (εὐσύνοπτος) gewesen sein würde. Auf der andern Seite ist die epische Einheit auch theilbar: kleine Stücke der Ilias und Odyssee enthalten sie noch in sich; Episoden von wenigen Zeilen (z. B. Il. IV. 372...398.) können für sich als ein vollständiges Epos betrachtet werden, und sind wahrscheinlich meistentheils Auszüge aus längeren nicht mehr vorhandnen. Weit entfernt also, daß es gewaltsamer Mittel bedurft hätte, um einzelne Rhapsodien zu größeren Ganzen zusammen zu heften, in denen Uebereinstimmung und lebendiger Zusammenhang schon durch die Sage gegeben war, ist diese Leichtigkeit der Theilung und Vereinigung vielmehr eine natürliche Eigenheit der Gattung, nach welcher sie Pindarus sehr schicklich ῥαπτὰ ἔπη benennt.

Wäre der Gegenstand des Epos eine einfache untheilbare Handlung, so leuchtet es ein, daß diese Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) sich mit dem Wesen desselben nicht vertragen könnte; aber das darin Dargestellte ist immer eine Mehrheit: es sind Vorfälle, Begebenheiten. Aristoteles sagt: 'der epischen Gattung gemäß nenne ich die Vielheit der Fabeln' (*ἐποποιϊκὸν δὲ λέγω τὸ πολύμυθον*). Bloß physische Begebenheiten, bei denen nicht Menschen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäß thätig wären, würden freilich wenig Anziehendes für den Geist haben. Allein es ist gewiß, daß wir bei dem Bemühen, uns ein Geschehenes zu erklären, die Triebfedern und Beweggründe des Thuns gar nicht als vom Menschen hervorgebracht und abhängig, sondern als in ihm gewirkt denken, sie also auch nicht von der gesammten Masse der bewegenden Naturkräfte, als etwas Entgegengesetztes, absondern. Handlung im strengeren Sinne, das heißt Richtung der Kraft durch einen freien Entschluß, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erst durch den Standpunkt der Betrachtung, und in der Poesie durch den Standpunkt der Darstellung werden. Die Beantwortung der Frage, ob die Idee der *) Freiheit des Willens in der poetischen Darstellung nur durch Versinnlichung ihres Gegentheils erscheinen, ob eine durch jede äußere Gewalt unüberwindliche Selbstbestimmung ohne die Entgegensetzung einer unvermeidlichen Bestimmung von Außen, d. h. des Schicksals, anschaulich gemacht werden kann, und ihre Anwendung auf die griechische Tragödie, liegt außerhalb unsers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung im Wilhelm Meister

*) Freiheit in der poetischen Darst. 1797. 1801.

über den Unterschied des Romans (der so viele Analogie mit dem epischen Gedichte hat oder haben sollte) und des Drama jeden forschenden Kunstrichter zu weiterm Nachdenken auffordern. 'Im Roman', wird daselbst behauptet, 'sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charaktere und Thaten; man könne dem Zufall im Roman gar wohl sein Spiel erlauben, das Schicksal hingegen habe nur im Drama Statt.' Wie zufällig in Homers Gesängen der ganze Hergang der Geschichte erscheint, selbst da, wo etwas einer entscheidenden Schickung Aehnliches vorkommt (wie Il. VIII. 66...77.) liegt am Tage.

Der Unterschied der epischen und dramatischen Dichtart, welche neuere Theoristen unter dem Namen der pragmatischen dem Wesen nach für einerlei erklärt haben, möchte also doch, wenigstens wenn wir dabei stehen bleiben, was Epos und Tragödie bei den Alten wirklich war, etwas tiefer liegen, als in der äußern Form, als darin, 'daß die Personen in dem einen sprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird.' Ueberdieß ist es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchsten Vorschriften für jene Dichtarten entwickeln zu wollen. Dieß könnte nur in dem Fall gelingen, wenn die Kunst nichts weiter als eine leidende Nachahmung der Natur wäre, wozu man sie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da sie aber eine selbstthätige, nach Gesetzen des menschlichen Gemüths erfolgende, Umgestaltung der Natur ist, so muß die poetische Erzählung, der poetische Dialog erst durch das Wesen der Dichtart, die sich *) beider bedient, seine Bestimmung empfangen. Die dieser immer untergeordnete Rücksicht auf die

*) derselben 1797. 1801.

gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, wo von der kunstgemäßen Wahrheit der Darstellung die Rede ist. Im alten Drama erzählen die Personen häufig, im homerischen Epos werden sie fast beständig redend eingeführt, und in lyrischen Gedichten kommt sowohl Erzählung als Gespräch vor: aber wie durchaus verschieden in jeder von diesen Gattungen! Der epische Dialog ist eben so wenig ein bloß natürlicher, als der tragische, dem er ganz entgegengesetzt ist; beide sind bis in ihre feinsten Bestandtheile nach dem Charakter des schönen Ganzen, wozu sie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homers kühner Begeisterung, von seinem raschen wilden Feuer nicht anders reden, als ob er etwa ein Dithyrambendichter oder gar ein enthusiastischer Prophet gewesen wäre. Es scheint wohl, daß hiebei Verwechselung *) der besungenen Gegenstände mit der Person des Sängers zum Grunde liegt. Seine Helden haben allerdings gewaltige Leidenschaften, aber er selbst erscheint völlig leidenschaftslos: was er erzählt, muß jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er selbst äußert die seinige nie. Wie ein bloß beschauendes Wesen steht er über seinen Helden und über seinen Göttern, ordnet und trägt die in seinen mächtigen Tönen lebende Welt mit göttlicher, d. i. rein menschlicher Besonnenheit und Ruhe. Wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfange seines Geistes jedes Ding eine schickliche Stelle, und erscheint in seinem wahren Lichte. Mit Einem Worte: das homerische Epos ist ruhige Darstellung des Fortschreitenden. Es ist niemals Darstellung des Ruhenden, oder sogenanntes poetisches Gemälde. Dieses ist dem Homer so fremd, daß, wo

*) des Objectes mit dem Subjecte zum G. 1797. 1801.

er beschreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortschreitendes verwandelt: z. B. die Figuren auf dem Schilde des Achill; wiewohl dieser in den letzteren späteren Gesängen der Ilias vorkommt, und jener Homer, von dem die ersten Rhapsodien herrühren, ihn schwerlich so gedichtet hätte. Die über eine stürmische Theilnahme erhabne, und weder durch augenblickliches Anspannen noch Nachlaßen veränderte Gemüthslage des Sängers macht zuerst alle Theile seines Gegenstandes auf gewisse Weise einander gleich; sie verleiht ihnen einerlei Rechte auf die Darstellung: die weniger bedeutenden, aber zum stätigen Fortgange nöthigen (z. B. das Aufstehn, Zu-Bett-gehn, Eßen, Trinken, Händewaschen, das Anlegen der Fußsohlen, Kleider und Waffen u. s. w.), werden nirgends verdrängt, und behaupten dicht neben den wichtigsten den ihnen zugemeßnen Raum. Die Zeitverhältnisse der Wirklichkeit werden aufgehoben, und Alles fügt sich in eine nach den Gesetzen schöner Anschaulichkeit geordnete dichterische Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn die Einbildung es auf einmal erschöpfen kann, nur einen Moment der Darstellung einnimmt, und das noch so schnell Vorübergleitende bis zur vollendeten Entfaltung des in ihm sich drängenden Lebens festgehalten wird. Nirgends ein Stillstand des Gesanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, sondern das schönste Gleichgewicht und Maß der stätigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bei jedem Punkte der Vergangenheit mit so ungetheilter Seele, als ob demselben nichts vorher gegangen wäre, und auch nichts darauf folgen sollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmäßig verbreitet wird. In jedem Augenblicke ist daher zugleich sanfte Anregung und Beruhigung; und das epische Gebiet gleicht

einem Garten des Alcinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen, und jede zu ihrer Zeit sich willig vom Baume löst, um dem Genießenden in die Hand zu fallen.

Von diesem innern geistigen Rhythmus im Vortrage des Epos ist der demselben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Aristoteles nennt ihn *) das ruhigste und am meisten Gewicht habende unter den Silbenmaßen (τὸ γὰρ ἡρωϊκὸν στασιμώτατον καὶ ὀγκωδέστατον τῶν μέτρων ἐστί). Der griechische Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäische Tetrameter, der daher leidenschaftlich mit fortreißt (κινητικόν, ὀρχηστικόν); noch einen steigenden, wie der jambische Trimeter, der sich bei einem gehaltnen Hinanstreben doch entschieden rüstig und gleichsam handelnd zeigt (πρακτικόν, natum rebus agendis); sondern er ist schwebend, stätig, zwischen Verweilen und Fortschreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittleren Höhe in ungemeßne Weiten forttragen. Seine Mannichfaltigkeit, die überdieß an dem ursprünglich nach einem Zeitmaße gesungenen Verse weit weniger hervorstechen konnte, ist dabei wohl nur Nebensache. Warum unter dem reichsten epischen Wechsel eine so einfache metrische Formel unzählich oft wiederkehren darf, da eine noch so beschränkte pindarische Ode nicht ohne vielfach verschlungene Strophen bestehen kann; möchte denen schwer fallen zu erklären, die in der Theorie des Silbenmaßes vom Grundsatz der nachahmenden Harmonie ausgehen, und dadurch hier, wie überall, den Künstler zum bloßen Kopisten der Natur machen. Ist aber das Silbenmaß, ganz allgemein mit Ab-

*) das beständigste und 1797. 1801.



straktion von allen besondern Bestimmungen genommen, die Erscheinung des Beharrlichen im Wechselnden, verkündigt es die Identität des Selbstbewußtseins; so ist es klar, daß dieses im Zustande der hellsten Besonnenheit (der Unterscheidung des Selbst von den in ihm vorgestellten Objekten) stärker hervortritt, als in einer von Regungen durchdrungenen, strebenden Seele. Die äußeren Gegenstände schreiben dem menschlichen Gemüthe in der Kunst, wo sie ihm bloß Stoff sind, das Gesetz nicht vor, sondern sie empfangen es von ihm; und so ist es auch in Ansehung des Silbenmaßes. Aristoteles bemerkt sehr richtig, daß der Iambe am meisten den dialogischen Ton (λεκτικὴ ἁρμονία) an sich habe, wovon der Hexameter sich weit entferne; dieser sei der erzählenden Darstellung geeignet, und es würde sich nicht schicken, ein Epos in einem andern Silbenmaße, oder gar in gemischten Silbenmaßen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es (c. 16.) am Homer, daß er in eigner Person so wenig als möglich sagt, und nach einer kurzen Vorrede sogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie stimmte dieß nun zusammen, wenn der Dialog im Epos nicht in so fern seine Natur ablegen müßte, daß seine unstätige Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darstellung gefeßelt wird?

Da die Reden bei weitem den größten Theil der homerischen Gesänge einnehmen, so ist es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptsache, ihren Charakter recht zu faßen. Selbst in den kürzesten und leidenschaftlichsten ließe sich bei einer feinen Zergliederung etwas nachweisen, wodurch sie episiert sind. In den ausführlicheren findet man alle wesentlichen Eigenschaften der ganzen Rhapsodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinstreben zu einem Haupt-

ziel, wenn dies auch in dem Inhalte der Rede vorhanden ist; jedes, wodurch das Folgende vorbereitet wird, scheint doch nur um sein selbst willen da zu stehn: ganz das verweilende Fortschreiten, die sinnlich belebende Umständlichkeit, die besonnene Anordnung, die leichte Folge, die lose Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In diesem Sinne sind auch die zusammengesetzten Beiwörter und die Episoden zu nehmen, die in leidenschaftlichen Reden, wenn man die Darstellung als bloße Natur verstehen sollte, sehr fehlerhaft sein würden, und oft unverständig genug getadelt worden sind. Die Willigkeit des epischen Sängers zu Episoden überzugehn, wo sie sich irgend gefällig anschlingen laßen, liegt darin, daß die Gegenstände sich seiner nie bemeistern: er kann sich daher selbst in dem entscheidendsten Augenblicke leicht abmüßigen, um der Phantasie etwas Entfernteres nahe zu rücken. Was von der Rede und Episode, gilt auch vom homerischen Gleichnisse; es dient nicht bloß, sondern genießt im schönen völligen Umriße freies Leben, und ist gleichsam ein Epos in verjüngtem Maßstabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der homerischen Wortstellung und Wortfügung, der faßlichsten, losesten, aber gefälligsten, die sich denken läßt, erkenne man die Verknüpfungsweise der Rhapsodie, und die Sprache sei durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielsilbigen Ueberfluß ihrer Biegungen einzig gemacht, die stätige, sanft hingleitende Folge zu bezeichnen. Aber von der erstaunenswürdigen Konsequenz dieser bloß durch einen glücklichen Instinkt gefundnen und zur Vollendung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beispiel sein, daß die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit statt der vergangenen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler so natürlich ist,

und deren sich schon Virgil fast unaufhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyssee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält sich derselben auch, weil er der homerischen Form, die nun freilich, nachdem der Geist entwichen, zur Formel geworden war, treuer bleibt als Virgil. Er ist matt und kalt; das am meisten Summarische im Homer ist lebendiger als das Ausgeführteste bei ihm. Ueberhaupt verbrauchten die spätern epischen Dichter zu kurzen Werken sehr viel mythischen Stoff: das Geheimniß der schönen Entfaltung war verloren gegangen.

Virgil schuf mit römischem Nachdrucke eine ganz eigne Art der Epopöe. An ihm, der den Neueren weit mehr Vorbild geworden ist als Homer, kann man den Unterschied der vermischten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen ursprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgesehen von der künstlicheren Verknüpfung des Ganzen, und dem Bestreben, tragische Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen ruhigen Rhythmus des Vortrags. Virgil verräth oder affektiert Theilnahme, und geht darin bis zu manierierten Ausrufungen über und an seine Helden. (IV. 408. ff.) Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er selbst gemeine Dinge zu überkleiden sucht; da hingegen Homers Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, und durchaus nur durch Entfaltung veredelnd ist. Die ruhigen Reden beim Virgil sind rhetorisch, die leidenschaftlichen mimisch; sie ahmen nämlich das Stürmische und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er ist stellenweise mehr oder weniger homerisch, wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie bei den Wettspielen im fünften Buch vorzüglich; am wenigsten in der mit Recht bewun-

derten Geschichte der Dido, einem tragischen Bruchstücke, das nicht nur der am wenigsten homerische, sondern geradezu der modernste Theil seines Gedichtes heißen kann.

Bei den obigen Betrachtungen über das alte Epos*) ist mit Fleiß nicht von dem mythischen Elemente desselben, noch weniger von dem, was bloß national und lokal darin ist, die Rede gewesen. Man darf sich nicht wundern, daß die modernen Nachfolger Homers das Absonderungsvermögen, die Darstellung vom Dargestellten, Form und Stil vom Inhalte zu scheiden, nicht beseßen zu haben scheinen, da es den Theoristen der Epopöe, welchen Homer doch immer die oberste Autorität ist, so offenbar daran gefehlt hat. In das Heroische, in das Wunderbare, in das Erhabene, in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Personen, in die Feierlichkeit des Tons, und worein nicht alles, hat man das Wesen der Epopöe gesetzt. Besonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwischenkunft der höheren Wesen verstand, zu einer unerlaßlichen Bedingung gemacht. In der alten Tragödie erscheinen die Götter häufig; sie streiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeschylus; oder die Scene spielt auch ganz in der Götterwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man sie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen, wie das homerische Epos: weil dort die Götter mit den Menschen in demselben Bezirke der Nothwendigkeit stehen und handeln; in dem letzten hingegen erscheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade

*) (wobei Rec. einige Gedanken aus einer noch nicht erschienenen Geschichte der griechischen Poesie von Friedr. Schlegel benutzt und mit den seinigen verarbeitet hat) 1797.

Digitized by Google

zufällig als das Thun der Menschen. Wenn das Wunderbare (Aristot. Poet. c. 24.) vorzüglich aus dem Grundlosen entspringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht, so mußte allerdings in Homers Zeitalter ein Ueberfluß daran vorhanden sein. Denn man begriff sehr wenig von der Kette der Ursachen und Wirkungen in der Natur: darum ließ man sie durch lebendige Wesen verrichten; der Mensch hatte sich noch nicht zum Bewußtsein der vollständigen Selbstbestimmung durch Freiheit erhoben, daher gestand er den Göttern Einfluß auf seine Entschließungen zu. Aber wer bestimmte nun das Wollen der Götter? Es scheint, sie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und so ins Unendliche fort. Ist die selbstthätige Unabhängigkeit der ganz menschlich vorgestellten Götter begreiflich, so wäre die der Menschen es auch gewesen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieser Stufe ihrer Kindheit zurück versetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, daß Homers Helden weniger groß sind, weil sie so Vieles nicht durch sich selbst ausführen. Wenn das Bemühen der Olympier, für und wider sie, uns einen Schimmer höherer Würde um sie her zu verbreiten scheint, so versetzen wir uns nicht genug in die homerische Denkart. Damals mischten sich ja die Götter in die gemeinsten Händel des Lebens; sie waren so wohlfeil, daß Autolykus durch die Gunst des Hermes mit Dieberei und Meineid geschmückt sein konnte (Od. XIX. 396.), und auch die Bettler ihre Götter und Erinnyen hatten (Od. XVII. 475.). Wer wird es leugnen, daß die über Alles reizende Unvernunft der homerischen Götterlehre seine Dichtung mit der blühendsten Mannichfaltigkeit bereichert und die auserwählte Gefährtin des frischen lustigen Heldenlebens ist? Allein soll man mit

Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und sich quälen, es ihr zum Trotz hervorzurufen? Der Mythus (in der Bedeutung, da er noch von der historischen Sage unterschieden wird) kann nur dann für die Poesie begünstigend sein, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythus, als die unwillkürliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie die Natur zu vermenschlichen strebt, entstanden, und noch bestehender Volksglaube ist. Er kann nicht die willkürliche Erfindung eines Einzelnen sein. Aus diesem Grunde gewährt die Ritter- und Zauber-Sage des Mittelalters, die nichts anderes war, als der abenteuerliche Geist der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantischen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künstlich ersonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beispiel warnen sollen, wie wenig mit der Dazwischenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn sie nicht mehr Volksglaube ist, und also nicht zu dem Bilde des Weltganzen gehört, welches die Phantasie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt. Die neueren Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche gesucht; sie haben nicht nur dieß, sondern sogar das Außernatürliche gefunden, und sich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke sind daher auch bloß gelehrt, und haben nie von den Lippen des Volks getönt (Tassos befreites Jerusalem ausgenommen, mit dem es hierin *) eine eigene Bewandtniß hat), da Homer der popularste aller Sänger war, weil seine Dichtung vom Leben ausgieng, und darauf zurück führte.

*) eine ganz eigene 1797. 1801.

Es ist also offenbar, daß man sein Epos auf eine ganz entgegengesetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geschehen soll. Dieser Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt sind, die homerischen Epopöen als den Gipfel der Poesie, als den höchsten unerreichbaren Schwung des menschlichen Geistes anzusehen: eine Meinung, von der man selbst bei der neumodigeren Ansicht, den hellenischen Sänger in einen wilden Natursohn, einen rohen nordischen Barden zu *) verkleiden, nicht abgewichen ist; denn es hängt mit der empfindsamen Klage über das Elend der Kultur zusammen, die Poesie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen selbst scheinen den Homer durch eine sehr begreifliche Verwechselung des Ehrwürdigsten mit dem Vollkommensten obenan zu stellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menschen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und Odyssee, bezeichnete? Aber die Harmonie der griechischen Bildung läßt schon vermuthen, daß die Poesie mit den übrigen Künsten und Bestrebungen gleichen Schritt gehalten haben wird; und die Geschichte zeigt uns, wie sie sich von leichter Fülle (epische Periode) zu energischer Einzelheit erhob (lyrische Periode), und durch innige Verschmelzung beider endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einheit gelangte (dramatische Periode). Wenn also die lyrische Poesie mit dem Jugendalter, die dramatische mit dem männlichen verglichen werden kann; so vereinigt die epische die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem sichern Blick des Greises. Die epische Schönheit ist die einfachste, und konnte daher zunächst

*) travestieren 1797. 1801.

nach den wilden rhythmischen Ergießungen, die noch nicht freies Spiel, sondern Entledigung vom Drange eines Bedürfnisses waren, gefunden werden. Besonnenheit ist die früheste Muse des nach Bildung strebenden Menschen, weil in ihr zuerst das ganze Bewußtsein seiner Menschheit erwacht. Also nicht als die höchste oder vorzüglichste, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunstsinn als Natur genießen, was bei den Kunstbildungen eines Sophokles zum Beispiel *) nicht möglich ist. In diesem Stücke, wie in allem Wesentlichen, stimmt Hermann und Dorothea, ungeachtet des großen Abstandes der Zeitalter, Nationalcharaktere, und Sprachen **) erstaunenswürdig mit seinen großen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun ist, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, sondern mit ursprünglicher Kraft, national und volksmäßig, zu wirken, wie es einem epischen Sänger geziemt, wird seinen Stoff nicht im klassischen Alterthume suchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß seine Dichtung festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich ist. Beides kommt eigentlich auf eins hinaus: denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu solch einer Behandlung tauglich, daß sich mit ihr ein anschauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweise unter dem Volke fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein schweizerischer Dichter Geschichten aus

*) nicht mehr möglich 1797. 1801. **) bewundernswürdig 1797. 1801.

Digitized by Google

den Zeiten der Befreiung der Schweiz und der Entstehung des Bundes mit Vortheil episch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfaßung, Volksfeste, und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, so müßte er nothwendig in seinem Zeitalter, unter seinem Volke daheim bleiben. Es fragt sich nun weiter, was er in diesem Kreiße herausheben, ob sich die Darstellung lieber auf das öffentliche oder auf das Privat-Leben wenden soll. Man wird geneigt sein zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tausende den wichtigsten Einfluß haben, seien vorzüglich geschickt, auch in der Poesie groß und ergreifend zu erscheinen; was allerdings gegründet ist, so lange man sie nur durch allgemeine Ansichten in große Massen zusammen faßt. Allein damit kann sich die epische Ausführlichkeit nicht begnügen: *) sie muß sehr ins Einzelne gehn, sie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an bestimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier ist es eben, wo sich die unüberwindliche Sprödigkeit eines solchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wißenschaftlich oder mechanisch betrieben wird, wobei nach politischen und taktischen Berechnungen eine Menge Menschen wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher Verzichtleistung auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in Bewegung gesetzt werden; was für die lenkenden Personen selbst einzig Angelegenheit des Verstandes ist, die außerhalb der Sphäre ihrer sittlichen Verhältnisse liegt: dem ist schlechterdings keine poetische Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geschäften des Friedens kann nur da, wo die Verfaßung

*) sie fodert ein großes Detail, sie 1797. 1801.

ächt republikanisch ist; in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroischen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten, der Mensch mit seiner ganzen geistigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisches Epos wird daher mehr eine Odyssee als eine Ilias sein, sich mehr mit dem Privatleben als mit öffentlichen Thaten und Verhältnissen beschäftigen müßen. Doch hier öffnet sich wieder eine neue Aussicht von Schwierigkeiten, die, wenn *) die Aufgabe nicht gelöst vor uns läge, die Ausführbarkeit sehr zweifelhaft machen könnten. In den höheren Ständen wird die freie Bewegung, Aeußerung, Berührung und Wechselwirkung der Gemüther durch tausend konventionelle Feßeln gehemmt; in den unteren durch den Druck der Bedürfnisse und den Mangel am Gefühl eigner Würde. Die künstlich zusammengesetzte, glänzende, aber leere Geselligkeit der feineren Welt kann, von dem Dramatiker in komische, also bestimmt gerichtete, parteiische Darstellungen zusammengedrängt, im höchsten Grade unterhalten! in der ruhigen, parteilosen Entfaltung des epischen Dichters müßte sie todt und herzlos erscheinen. Die Rohheit und Niedrigkeit der Gesinnungen, worein die geplagten Lastträger der bürgerlichen Gesellschaft natürlicher Weise versinken, könnte nur allenfalls zu rhyparographischen Idyllen den Stoff herleihen. Freilich kann sich große und schöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünstigen Einfluße erschlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgestellt, müßte sie uns wie eine unwahrscheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat also nur eine enge Wahl unter den mittlern Ständen, wo es immer noch

*) das Problem 1797. 1801.

Digitized by Google

nicht so leicht sein wird, Lagen für seine Person zu erfinnen, wodurch sie entfernt von steifen Konventionen, unverdorben, gesund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beschränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte ist dieß auf das Glücklichste getroffen. Hermanns Aeltern haben das sichre Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genoßen, sie ist durch redlichen Fleiß erworben. Sie sind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewissen Freiheit getrieben, den Menschen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gastwirthe in einer kleinen Stadt, was sie im Verkehr mit Menschen geübt hat, ohne sie zur Nachahmung großstädtischer Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäurin, aber einer im Wohlstande erzogenen, auf, und die reife Festigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geistes wird aus ihrer besondern Geschichte befriedigend erklärt. Der Geistliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältnissen nach, Kenner des menschlichen Herzens, jener ein jugendlich heitrer, dieser ein durch Unglück geprüfter, ernster Weiser sein. Man bemerke die Kunst des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in der feinsten Gesellschaft sich ganz an seiner Stelle finden würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen, und seine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; und wie er dem Gemälde seiner Bildung*) die schlichteste, bescheidenste Farbe giebt. Alles dieß

*) 1797. sind die Verse des ersten Gesanges:

der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne,

und die 4 folgenden eingeschaltet.

verschafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Personen jene Entwickelung der Geisteskräfte, wodurch eine Welt von höheren sittlichen Beziehungen sich aufthut, die für den roheren Menschen gar nicht vorhanden ist, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Einfalt aber, gleichsam der Stil der Natur und der Sittlichkeit im Erhabnen, wie Kant sagt, ist dem epischen Gedichte überhaupt angemeßen, weil sie uns in dem Dargestellten einen Widerschein von der Einfachheit der Darstellung erblicken läßt. Vollends in einem solchen, welches seinen Stoff aus unserm Zeitalter und einheimischen Sitten entlehnt, ist sie das einzige Mittel, die Handelnden mit dichterischer Würde, die kein Rang verleiht, zu umgeben. Wir meinen hier nicht die abgemeßne Feierlichkeit mancher modernen Epopöenhelden, die man sich gepanzert und dabei mit Allongenperücken und Manschetten vorstellen kann; sondern etwas, das uns mit ähnlicher Ehrerbietung erfüllen könnte, als den Griechen zu Homers Zeit die heroische Kraft seiner großen Gestalten einflößen mußte, an welcher die Welt schon damals hinauf sah. Und was wäre dieß anders als edle Einfalt? Mag der Weltmann immerhin darüber spotten, daß hier die Wirthin zum goldenen Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Größe besungen wird; daß Hermann seiner Geliebten, einer Bäurin, den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner Aeltern zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo sie reden, versinkt jede Uebereinkunft der Meinung und der Mode in ihr Nichts.

Die Sitten wären also gefunden: aber nun hat der Dichter eine epische Begebenheit zu suchen. In der glücklichen Beschränkung jener Stände finden zerstörende Leidenschaften, kühne Unternehmungen, erstaunenswürdige Thaten

Digitized by Google

natürlicher Weise nicht statt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragischen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, welcher Größe für die Phantasie habe. Er muß seine Menschen in entscheidende Lagen stellen, damit nicht bloß die Oberfläche ihres Daseins geschildert, sondern ihr Innerstes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den stillen Kreiß des häuslichen Lebens hinausgeht, und nur die anlockendsten Scenen desselben zu schmücken sucht, so ergiebt sich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epischen Vortrage, einer anmuthigen gemischten Gattung, wovon wir an Voßens Luise ein so vortreffliches und in seiner Art einziges Beispiel besitzen. Ein eigentliches Epos ist es freilich nicht, wie es denn der Dichter selbst auch nicht so genannt hat, da es mehr Darstellung des Ruhenden, als ruhige Darstellung des Fortschreitenden ist. Denn Familienfeste, wie ein Spaziergang, ein Besuch nach einiger Trennung, selbst eine auf überraschende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung schon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle für einander durch das Ganze hin *) unverändert bleiben, sind etwas nur physisch, in der Zeit, nicht ethisch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältnissen der Handelnden, Fortschreitendes.

Der große Hebel, womit in unsern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauspielen, meist Alles in Bewegung gesetzt wird, ist die Liebe. Die phantastische Vorstellungsart, das, wodurch die Natur den Menschen in das Heiligthum der geselligen Bande nur einführt, was die in ihm schlummernden Kräfte zu edler Thä-

*) dieselben gegen einander bleiben 1797. 1801.

tigkeit zu wecken bestimmt ist, als den Mittelpunkt und das letzte Ziel des Lebens anzusehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, ist uns leider so geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unsrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit solcher Leser, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um sittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maß von gesetzlosem Ungestüm der Leidenschaft verlangen, darf es nicht wundern, wenn ein *) Werk wie Wilhelm Meister unbegriffen angestaunt wird, weil es die Vielseitigkeit der menschlichen Bestrebungen mit der höchsten Klarheit auseinander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Hermann und Dorothea ist sie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenschaft, die zu dem großen Stile der Sitten nicht gepaßt hätte; sondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber starken Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen außerordentlicher Umstände würde daher auch die Entstehung und Befriedigung solch einer Liebe in den leisen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens miteintreten, und nicht mit schleuniger Gewalt unerwartete Erscheinungen hervorrufen. Dieß letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann Alles mit so großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken.

---

*) Wilhelm Meister (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unsrer heutigen Bildung einst allzugünstig urtheilt) unbegriffen u. s. w. 1797. 1801.

Auf den Umstand, daß Hermann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschließung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters, und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schluße des Gedichtes völlig gelöst wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist Alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das *) Allgemeine und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unsrer Zeit einzig stattfinden darf; nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Aufforderung zur Theilnahme, an die Menschheit gerichtet.

Es versteht sich von selbst, daß das oben über die unbestimmte epische Einheit Bemerkte bei einem ganz erfundnen Stoffe einige Einschränkung leidet. Was die schon durchgängig **) dichterisch gestaltete Sage gegeben, kann der Sänger fast in einem beliebigen Punkte aufnehmen (nach Homers eignem Ausdruck Ἔνθεν ἑλών, Od. VIII. 500.), und auch, sobald die Rhapsodie eine schöne Rundung gewonnen hat, bei einem schicklichen Einschnitte wieder fallen laßen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, ihnen schon bekannten, Schicksale seiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Personen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen

*) Allgemeinste 1797. **) poetisirte Sage 1797. 1801.



hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine strengere Begränzung nothwendig. Uebrigens ist jedoch die Anlage des Ganzen durchaus episch, und nicht dramatisch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles ist einfach, und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorhersieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren an einander gereihten Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von Neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerißen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Ueberraschung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfteste und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt.

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Kontraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschloßen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bei Hermanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmeren Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im

Geiste der epischen Gattung: denn ihr ist eine idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie durch die gehörigen Abstufungen individuell wahr bestimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es schwer wird zu entscheiden, wo die sittliche Würde am reinsten hervorleuchtet, erwähnten wir schon vorhin. Wie schön gedacht ist es, beim Hermann die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußern Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wißen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da sein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidenen Edelmuth beweist er in seinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da sie ihm sonst an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einsicht und besonders an heldenmäßiger Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt sie immer liebevoll, und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, mischte sich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebens-

würdigkeit mit ein, und entriße nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schluße unter allen Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich, und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungslosen Stil der Behandlung dem Werke nicht von Außen mit schmückender Willkür angelegt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von Innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des homerischen Epos, abgesondert von allen Zufälligkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt, und gleichsam vergeßen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbständigkeit ist, so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bei dieser Anhänglichkeit an den Buchstaben um den Geist stehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beschaffenheit des Stoffes, worin sie ausgeprägt werden soll, muß der Geist auch anders modificierte Mittel, sich auszudrücken, suchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen sind alsdann wahre Uebereinstimmung. Homers Rha-

psodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen, und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherem Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener, Reden, und manche kleine Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben, oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Hermann und Dorothea kommt mir eine einzige Wiederholung vor, und, so gespart, thut sie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre: sie lenkt die Aufmerksamkeit zweimal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt*). Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieselbe wiederkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so, daß er immer mit den Nebenzügen wechselt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, schickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Personen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pausen in der Mitte des Verses, um dergleichen deutlich von einander zu scheiden, nicht gestattete. Das Vergangene nie als gegenwärtig vorzustellen, ist der Gattung so wesentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne sich

*) 1797. folgen die Verse des 5. Gesanges:

Aber ich geb' euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider,

bis

Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

besonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausschließung des Präsens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es so nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Hermanns Ausdruck sein: 'dem ist kein Herz im ehernen Busen', wo sowohl 'sein' mit dem Dativ statt 'haben', als das Beiwort 'ehern' nicht bei uns einheimische Redensart ist. Aehnlichkeiten wie 'denn mir war Zwiespalt im Herzen', und *διάνδιχα μερμήριξα*, oder wie *καί με γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ*, 'und süßes Verlangen ergriff sie'; oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinstimmenden Aeußerungen Vieler in Eine Rede zusammengefaßt werden:

Ὧδε δέ τις εἴπεσκεν, ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον,

Denn so sagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin,

und kurz nachher:

Aber ein', und die andre der Weiber sagte gebietend;

können nicht für Homerismen gelten, da diese natürlichen Wendungen, da wo sie stehen, ganz an ihrer Stelle sind. Jene Figur, daß der Dichter die Person, die er redend einführt, selbst anredet, welche im Griechischen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, ist hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest.

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, so bietet unsere Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechischen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an sich schöne und*) edle Beiwörter, die, ein-

*) treffende 1797. 1801.

mal für allemal festgesetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren, daß sie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zusammenhang der Stelle wiederkehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu sein, da der Sänger Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geschichte während des Gesangs erfinnend, durch solche Halbverse, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müßen uns einen stärkeren Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben, als den homerischen Griechen; nicht als ob sie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sondern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas Gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freigebig gewesen; die Beiwörter sind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen, als der zusammengesetzten bedient. Wo er dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Adjektiv oder Particip, z. B. 'der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg'. Nur einmal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft, 'die gartenumgebenen Häuser'; welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poesie nichts weiter ist, als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in Hermann und Dorothea viel zu schmucklos, das ist nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch, finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermuthlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, daß Dionysius von Halikarnaß an

einer Stelle der Odyssee, 'die in den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefaßt sei, deren sich etwa ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden, schön zu reden', das Verdienst der*) dichterischen Zusammenfügung weitläuftig auseinandersetzt. Nach Wolfs Bemerkung 'scheint die homerische Diktion, unermeßlich weit entfernt von dem wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welcher der Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen bescheidnen Ton eine nahe Vorbotin der entstehenden Prosa zu sein'. Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannichfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln, als durch die Bestandtheile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freiheiten sind dem deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in Hermann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen**).

*) poetischen Synthesis 1797. 1801.

**) Statt des Folgenden bis zu dem Absatze 'die Abweichungen von der pros.' hat 1797: Wenige Beispiele werden hinreichen um zu zeigen, welch eine feine Linie hier das Poetische vom Prosaischen trennt:

Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge.

Die möglichste Enthaltung von solchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen

---

Diese schlichten Zeilen sind dennoch durchaus poetisch gebildet, wie man sich überzeugen kann, wenn man sie durch eine wenig veränderte Stellung und Verknüpfung auflöst: 'Da versetzte die gute verständige Mutter bedeutend, indem sie stille Thränen vergoß, die ihr leicht ins Auge kamen'. Nun erst wäre es wirkliche Prosa; doch müßten noch die Beiwörter der Mutter weggelaßen werden, die in einer prosaischen Erzählung, sobald man einmal mit ihrem Charakter bekannt wäre, nicht vorkommen dürften.

— — Der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin; man konnte wenig erkennen.

Man hänge nur den letzten Satz durch eine Conjunction mit dem vorhergehenden zusammen, 'so daß man wenig erkennen konnte'. Welch ein Unterschied! Die möglichste Enthaltung von solchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufigere Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen:

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beßere Wohnung verkündend.

Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck:

Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher: — —
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

manchmal die Weglaßung:

Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich:

manchmal die Wiederholung desselben Wortes:

Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?

Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Den Nachdruck vermehrt manchmal die Häufung des Verbindungswörtchens, manchmal dessen Weglaßung.

Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meistens so leicht und leise, daß sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entschlüpfen, und doch wirken sie was sie sollen. Auch bei kühneren Versetzungen *) ist immer für Vermeidung aller Dunkelheit gesorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Hauptworte mit wiederholtem Artikel **), wird sich manches deutsche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß sehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geschieht, und wodurch sie allerdings für den epischen Gebrauch geschickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein so bescheidner, schmuckloser, und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie er in Hermann und Dorothea herrscht, in unsrer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird sie

---

oder:

Und sie reichte das Waßer herum. Es tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, so trank auch der Richter.

wo jedoch diese Aufzählung mit zur anschaulichen Ausführlichkeit gehört.

*) 1797.: z. B.

Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war.

**) 1797.: wie in der ersten der angeführten Zeilen.

der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig.

Die sinnlichen Gegenstände, entweder die den Menschen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen, nehmen in Homers Gesängen einen großen Raum ein, und dieß gehört zu der Wahrheit seines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter so sinnlich, so stark von Körper, und so wenig geübt am Geiste sind. Indessen wird doch das Leblose immer nur in Bezug auf die Menschen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um seiner selbst willen ausgemalt. Dieß, was man poetisches Stillleben nennen könnte, ist der Fortschreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das sentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenständen, das *) noch nöthig sein würde, um die an sich todte Künstlichkeit solcher Schilderungen mehr zu beseelen, ist, als eine **) persönliche Empfindungsweise des Dichters, vom epischen Gedicht ausgeschloßen. In Hermann und Dorothea ist der Darstellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beschränkung der Geschichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derselben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anschaulichkeit Dienliches übergangen, und nach epischer Art selbst das Geringste rühmend erwähnt hat. Bewunderungswürdig ist es aber, wie er die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenstände auf sittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Beispiele hievon auszuwählen, würde uns eben so schwer fallen, als es dem Leser leicht sein muß, sie zu finden. Die

*) doch nöthig 1797.

**) subjective 1797. 1801.

ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird gepriesen; denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des Landschaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichnisse sind eigentlich erklärende Episoden, die im Ernste und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergeßen muß, wie er sie selbst beschreibt:

Gleichwie ein Mann auf den Sänger schaut, der vermöge der Götter
Kundig den Sterblichen singt die lusterregenden Worte:
Ihn ohn' Ende zu hören begehren sie, wenn er nun singet.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfniß, eine recht sinnlich faßliche Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rücksicht nahm, ist das epische Gleichniß in einen gelehrten Zierrat ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der thierischen Welt, die unsrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Hermann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniß enthält. Dieses eine ist schön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt*).

---

*) 1797. folgen die sieben ersten Verse des 7. Gesanges.

Digitized by Google

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein wesentlicher Theil des Epos, sondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die besungene Geschichte sich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo sie erst durch das Gedicht entsteht, ist von dem deutschen Sänger mit Bedacht weggelaßen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapsodien, die er, wie Herodot die Bücher seiner Geschichte, nach den Musen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberschriften versehen hat, eine sehr gefällige Anrede an diese Göttinnen ein.

Wir haben Hermann und Dorothea in dem Bisherigen nach seiner Eigenthümlichkeit, nach den besondern Bestimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Stils zu charakterisieren gesucht. Als ein Individuum seiner Gattung, d. h. als episches Gedicht, haben wir es schon vorher charakterisiert. Denn was wir oben als wesentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegene Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschließung dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortschreitenden Rhythmus: diese Merkmale laßen sich eben so gut an dem deutschen Gedicht entwickeln, als an Homers Gesängen. Verfehlten wir also den wahren Begriff nicht, so wird der Leser, der dieß Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt ist, sie ohne Mühe wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, so beugen wir nur noch dem Mißverständnisse vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer so tief bewegt, selbst unempfindlich sein sollte. Er muß es allerdings auf das Innigste fühlen; aber er hat die Selbstbeherrschung, dem

Gefühl keinen Einfluß auf die Darstellung zuzugestehen. Er wird z. B., wo das Gesetz derselben es fordert, gleich nach dem erschütterndsten Augenblicke einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umstand erwähnen, wie es in Hermann und Dorothea, namentlich im letzten Gesange, mehrmals geschieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme ist also kein leerer Schein: denn wenn die Darstellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr *) gefärbt ist, so sympathisiert der Leser nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, sondern mit dem Dichter.

Die Lehre vom epischen Rhythmus verdient eine genauere Auseinandersetzung. Sie ist auch deswegen wichtig, weil sie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der sich zum epischen ungefähr so verhielte, wie der oratorische Numerus zum Silbenmaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, sondern nach der Ausführung im Einzelnen, durchhin poetisch zu machen, obgleich die Schreibart rein prosaisch bleiben muß; und im Wilhelm Meister scheint dieß wirklich ausgeführt zu sein.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Göthes dichterische Laufbahn **), so fruchtbar an belehrenden Zusammenstellungen, selbst an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unsrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Gesetzmäßigkeit schöner Geisteswerke, von der Erscheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menschheit in ihnen fort-

*) tingirt 1797. 1801.

*) (die mit diesem neuesten Werke noch lange nicht geschloßen seyn möge) 1797.

zugehn, eine solche Uebersicht auch sein würde; und faßen nur unsre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Resultate zusammen. Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edlen Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern*) in wohlthätige Wirksamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

---

1) Weiberlaunen und Männerschwäche. Ein Originallustspiel von F. W. Ziegler. Leipzig. 1797.

2) Die Freunde. Ein Originalschauspiel von F. W. Ziegler. Leipzig. 1797.

Das erste Stück gehört zu denen, die von ihren Verfaßern mehr dem Publikum als sich selbst zu Liebe geschrieben werden, da

*) zu wohlthätiger Wirksamkeit erweckende Rührung. 1797. 1801.

dieses leicht mehr Vergnügen dabei hat, als sie Ruhm davon einernten. Es ist nicht nur Wiener Kostum darin beobachtet, sondern es trägt auch ganz die Lokalfarbe. Wir zweifeln nicht, daß es sich recht gut vorstellt, und besonders einige Scenen, wie z. B. die beiden Bedienten, die einander betrunken machen, um sich auszuforschen, die Verhaftung des einen von ihnen, die Ungeduld des Barons, mit lebhaftem Beifall aufgenommen werden. Die Launen und Schwächen haben außerdem nichts sehr Ausgezeichnetes an sich, die Sitten wenig Feinheit, an Charaktere ist gar nicht zu denken, und die Intrigue ist so lose verknüpft, daß sie allenthalben enden, und ihr zu Gefallen das Lustspiel auch etwa nur einen Akt haben könnte. Aber eben diese Leichtigkeit der Behandlung dient dem Ganzen zur Empfehlung, da sie sich glücklicher Weise auch auf den Dialog erstreckt. Hier und da sind die Einfälle freilich etwas gezwungen herbeigeholt, wie mehrmals bei Gelegenheit des Lektüre liebenden Bedienten und seiner Schönen, der Hausmagd, die sich Kants Kritik der reinen Vernunft mittheilen, und: 'der Bunkel liegt im Brodschrank, den kann Er sich holen'; oder auch ziemlich barbarisch, wie 'Erst eßen, dann lieben — Ugolino im Hungerthurm wär' ein Stück Rindfleisch gewiß lieber gewesen, wie eine Venus'.

Das zweite Stück hat mehr von der früheren Art des Verfaßers, und macht also höhere Ansprüche. Er bemühte sich damals, das Ritterliche einigermaßen mit der reineren Sittlichkeit zu verschmelzen. Man kann nicht sagen, daß es ihm damit gelang, denn jenes gewann oft ein äußerst zufälliges Ansehn dabei, wie es hier wiederum der Fall ist. Es ist ganz und gar kein Grund vorhanden, warum das Stück im dreißigjährigen Kriege spielt, und die Helden schwedische Namen haben müßen. Da sei Dekoration und Kleidung noch so sorgfältig angegeben, es wird dem wesentlichen Kostum nicht aufgeholfen. Die Charaktere der beiden Freunde werden nicht männlicher dadurch. Einer von ihnen wird für todt gehalten; der andere vermählt sich mit der Geliebten des ersten, ohne sie als solche zu kennen. Der verloren Geglaubte kommt nach Jahren, in Begleitung seines Vaters, die Jugendgespielin aufzusuchen. Er erfährt nicht gleich, daß sie schon verheiratet ist. Marianne zieht ihren Gatten vor, und giebt selbst den Grund davon an, daß sein Freund eine unmännliche Weichheit an sich gehabt: allein der Gatte

zeigt sich so feige, daß man vermuthen muß, sie irre sich in der Person. Er hat nicht das Herz, die Sache aufzuklären, noch dem Ungestüm des alten Generals, der feuriger, als der Sohn, auf die Vermählung dringt, zu begegnen; der unmäßige Jammer macht ihn für seine Frau fühllos und lähmt ihn gegen seinen Freund: kurz, er spielt eine schlechte Rolle. Die beste ist unstreitig Marianens Mutter zugetheilt, die mit würdiger Festigkeit Alles ins Gleis zu bringen sucht. Nur ist es übertrieben, daß sie ihrer Tochter, welche bisher über die fast nur kindische frühere Verbindung geschwiegen hatte, so pathetische Vorwürfe macht, und inkonsequent, daß sie dieselbe so zur Unzeit erschüttert. Auch kommt selbst bei ihr häufig das moderne Wesen an den Tag: sie schilt die Freunde kultiviert, gerade so, als wenn sie mit der Kultur des siegwartschen Jahrzehents bekannt wäre. Die Reden des Zurückkehrenden schreiben sich aber auch völlig daher. 'O Gott! tödte mich nicht in diesem Augenblicke — ich wüßte sonst den Abstand zwischen dieser Erde und deinem Himmel nicht!' — 'Keusch und heilig liebte ich dich, wie Verklärte lieben. Meine Sinne schweigen auch noch jetzt. Meine Seele verliert sich in der deinigen, und ein Hauch von dir raubt mir alle Körperkraft.' Sehr unversehens löst sich übrigens der Knoten: denn schwerlich wird es bis dahin jemanden einfallen, daß die Mutter eine zweite Gemahlin des Generals, und also Marianne (was der Wink von dem Schweigen der Sinne, womit der Liebhaber ein wenig mit der Thüre ins Haus fällt, allerdings vorbereiten soll) die Schwester ihres ersten Freundes ist.

Wellners und einiger seiner Getreuen Leben, Meinungen und Thaten. 2 Theile. Spandau.

Wie mißlich es mit der Ironie überhaupt ist, wie schwer sie sich im Tone erhält, und wie leicht zu gründlich ausdehnt, davon ist obige Geschichte, zum Theil von dem Theophile Speckius, Schulmeister in Zwätzen verfaßt, ein übrigens ganz rühmlicher Beweis. Sie fängt ganz schlicht an, uns von einem Knaben zu erzählen, der durch die Umstände seiner frühesten Kindheit und seinen nach-

herigen Stand als Gänsehirt zum Visionär gebildet wurde; seine Anlagen, seine Fortschritte, der Nebel eines Gemüths, das sich nur halb noch selbst betrügt, und schon dem Reize nachgeht, auch Andre zu betrügen, das Aeußere des jungen Menschen, und wie er im Reiche der Finsterniß zuerst als Nachtwächter Posto faßt: alles dieß wird recht gut von dem Theophile vorgestellt. Aber nun verliert er sich in eine Schilderung von dem Zustande des Reichs Caramanien und der Verfaßung des — Tempelherrenordens, wobei ihn der trockne Ernst ein wenig zu sehr übernimmt, nämlich wenn man den Gegenstand als Fiktion betrachtet: und wem könnte es einfallen, hier Geschichte zu suchen? wer würde sie rein und unvermischt hier finden? Dann wird unser Robert (der im Buche niemals Wellner heißt, so daß man nicht weiß, wen der Titel eigentlich bezeichnen soll) seiner ihm von dem großen Orden zugetheilten Bestimmung näher geführt, und die Vignette des Titelblattes, eine Katze, welche mit einer Krone spielt, fängt an eine verständliche Beziehung zu haben. Er soll einen großen Monarchen in der Geisterseherei bestärken, welchen der Orden zu seinen Zwecken mit einem Aufwande von Machinerien erzogen hat, deren es in der Wirklichkeit, um ein ähnliches Ziel zu erreichen, wahrscheinlich nicht bedurft hätte. Weil hier entweder manche Scenen aus der großen Welt, oder romanhafte und magische Intermezzos vorkommen, so wird dem Theophile die Feder abgenommen, und einem Andern (zuletzt dem Robert selbst) übertragen, der sie glänzend zu führen versteht, wodurch freilich das Ende des Buchs wieder ein andres Ansehn gewinnt wie der Anfang. Bemerkungswerth ist es, daß, ungeachtet nur ein großer Eifer für die Sache ein Werk dieser Gattung unternehmen kann, mit welcher Einbildungskraft und Kunsttrieb gar nichts zu schaffen haben, jener den Verfaßer nicht zu grellen Schilderungen verleitet, sondern Wellner und seine Getreuen vielmehr immer, ihre verfinsternden Absichten abgerechnet, in einem gewissen glänzenden Lichte gehalten werden. Die Geschichte schließt mit einer gänzlichen Ebnung und tiefen Ruhe des caramanischen Reichs, in welchem man das Denken lange genug getrieben hatte, aber schon eine Weile vorher in ziemlich trockne Formeln darin ausgeartet war, und nun gar keine Lust mehr dazu bezeugt.

Julie. Von Rhynvis Feith. Nebst einigen andern Aufsätzen des nämlichen Verfaßers. Mannh. 1797.

Das Original ist holländisch, vorliegende Uebersetzung aber nach der französischen Uebersetzung desselben verfertigt, die schon eine zweite Auflage erlebt haben soll. Die zehnte würde uns indessen nicht überzeugen können, daß diese Aufsätze irgend ein Verdienst haben, wenn man nicht die fromme Absicht des Vf. dafür gelten laßen will. Sollte diese schwülstige Empfindsamkeit die Herzen der Holländer wirklich gerührt, und irgend ein Zufall sie in Frankreich empfohlen haben? Unter uns wird sie wahrscheinlich füe ungenießbar gehalten werden. Zum bloßen Zeitvertreib ist sie zu langweilig, zur Gemüthserbauung gar zu leer und kalt. Man kann sich in der That nichts Zweckloseres und Unbestimmteres denken, wie diese Bogen, und der deutsche Uebersetzer ist sehr gut gesinnt, daß er so sorgfältig einzelne Flecken derselben rügt, da ein einziger Strich durch das Ganze hinreichen würde. Mag doch der Holländer einen Menschen, oder was es ist, einführen, den er Werther nennt, und ihn im lapidarischen Stil oder in Jamben seine Seufzer in einen Felsen eingraben laßen, und die poetische Gerechtigkeit träumend oder wachend verwalten: niemand wird ihn um einer solchen Kleinigkeit willen zur Rechenschaft ziehen. Die Aufsätze heißen 'Julie, Themiere, der Einsiedler' und 'Alpin'. Der letzte ist, um das Maß voll zu machen, eine ossianische Dichtung. Wo es nur irgend sein kann, da hängt sich die Geistlosigkeit an die poetische Prosa, welches auch der in den ersten Briefen und Erzählungen herrschende Ton ist.

Versuch zur Bildung des Geschmacks in Werken der bildenden Künste. Von J. G. Grohmann. 1. Abthl. Leipz. 1795.

Theils schlechte Uebersetzung eines mittelmäßigen Buchs, theils zwecklose und ohne Einsicht gemachte Kompilation aus beßeren Schriftstellern. Dem angeblichen Verfaßer gehört fast nichts davon eigen zu, als die seltne Dreistigkeit, etwas so Zusammengestoppeltes durch den Titel für seine Arbeit zu erklären. Das französische Werk, welches hier zum Theil übersetzt geliefert wird, ist Manière de bien juger des ouvrages de peinture, par l'Abbé Laugier. Paris 1771.

Rec. hat das Original nicht gelesen; aber die Verdeutschung (die so gallicistisch gerathen ist, daß wir bei vielen Stellen unternehmen würden, die französischen Ausdrücke und Wendungen wörtlich zu treffen) setzt hinreichend in Stand zu dem Urtheile, daß es oberflächliches Kennergeschwätz nach dem gewöhnlichen französischen Zuschnitte ist. Wir wollen dem Uebersetzer weder Ausdrücke wie 'Arrangement der Gesichtszüge, prädominiren, Prävention', 'Durchdringung' für pénétration; noch Sprachfehler wie 'jene stolze Reiche' für riches, nicht royaumes, statt 'jene stolzen Reichen'; noch Versehen bei den bekanntesten Namen, 'Vasuri' und 'Celibian' statt 'Vasari, Felibien', vorrücken, ob die letzten gleich nicht unter den Druckfehlern berichtigt sind. Seinen gleich großen Mangel an Sach- und Sprach-Kenntnissen hat er durch untrüglichere Kennzeichen verrathen. Was sollen in dem Satze 'So weit wird der Künstler durch Regeln geleitet; aber soll er „in einer unendlichen Unterabtheilung" eine bestimmte Halbtinte zwischen Hell und Dunkel wählen' u. s. w. die ausgezeichneten Worte bedeuten? Es müßte dem Zusammenhange nach heißen: 'unter unendlichen Abstufungen' — Der Uebersetzer giebt 'Andrea del Sarte', hat also nicht gewußt, daß dieß nur die französische Umendung des Namens ist, und daß der Künstler del Sarto heißt. Eine Schilderung des Frühlings für den Landschaftsmaler wird so entworfen: 'Ein Himmel, dessen lebhaftes Blau gegen das weißlichte Grau einzelner dicker Wolken absticht, Wiesen mit der Frischheit eines jungen werdenden Grüns — Büsche die erst beginnen sich in Grün zu kleiden, große Bäume, die vermittelst ihres Zauderns, sich zu belauben, noch Spuren des entfliehenden Winters zeigen u. s. w.; das Feld mit Arbeitern bedeckt, um der nahen Ernte die letzten Vorbereitungen zu geben'. Die Ernte gleich nach dem entfliehenden Winter! In der That, Hr. G. muß eine seltsame Chronologie im Kopfe haben, oder in einem ganz eignen Klima leben. Im Französischen stand vermuthlich la moisson prochaine, die nächstkommende, künftige Aernte. — So viel mag zum Beweise hinreichen, daß die Ausführung der Arbeit wo möglich noch weniger taugt, als die Wahl des übersetzten Buchs. Man erkennt auch noch in dieser Entstellung, daß Laugiers Schreibart nicht schlecht sein mag, wenn gleich seine Lehren wenig bedeuten. Ueberhaupt kann man einmal einem mittel-

mäßigen Schriftsteller nicht entgehen, so wird man sich noch eher den französischen gefallen laßen als den deutschen: jener wendet doch noch mehr Fleiß auf seine äußre Erscheinung. Hätte uns Hr. G. denn nur das Buch von Laugier förmlich übersetzt und unverstümmelt geliefert, so könnte doch jemand in Ermangelung des Originals (wie man manchmal wohl ein schlechtes Buch nachschlagen muß) seine Arbeit gebrauchen. Allein er erklärt in der Vorrede, 'er habe sich nicht selten erlaubt, von den Worten und Grundsätzen Laugiers abzugehen; indessen habe ihm Laugiers Einleitung, sein ganzer erster Theil, und die zwei ersten Kapitel des zweiten Theiles so beschaffen zu sein geschienen, daß er kein Bedenken getragen, sie in seinen Plan aufzunehmen'. In Hrn. Gs. Buche scheint aber nur das, was er Einleitung nennt, bis S. 115. ganz von dem Franzosen herzurühren; in dem ersten Theile, der das Uebrige des Bandes einnimmt, geht der Uebersetzer in den Ausschreiber über, und Hagedorn, Mengs, Ramdohr u. s. w. sprechen einer um den andern. Es würde nicht die Mühe belohnen, zu untersuchen, ob denn Hr. G. hier irgend etwas von dem Seinigen eingemischt hat (etwa die vermeinte Widerlegung einer eingerückten, und nicht recht verstandnen Stelle über das Kostum, aus einer frühern Schrift von Goethe), oder ob seine zuversichtliche Aeußerung in der Vorrede: 'mit diesem Abschnitt gehe seine eigne Arbeit an, und von hier an sei er für die vorgetragenen Sätze verantwortlich', sich auf gar nichts gründet, und Alles vom Anfange bis zu Ende in Häkchen eingeschloßen sein sollte. Auf jeden Fall sind seine Zusätze äußerst unbedeutend. Die Kompilation ist so verkehrt eingerichtet, daß das Buch gar nicht mit sich selbst einig ist; daß z. B. in der Einleitung nach Laugier mit der Strenge auf gelehrte Beobachtung des Kostums gedrungen wird, welche französischen Kennerlingen, die aus konventionellen Regeln über die bildende Kunst schwatzen, ohne von ihrem Wesen einen Begriff zu haben, eigen ist; S. 182. u. f. hingegen veranlaßen verständigere Schriftsteller Hn. G., dieß wieder zurück zu nehmen. Den Beschluß machen vier Beschreibungen berühmter Gemälde: Raphaels Schule von Athen, von de Piles; Correggios Nacht, von Mengs; Poussins Waßer in der Wüste, aus dem Köremon von Scheib; und Mengs Himmelfahrt Christi von Casanova. — Und so macht man Bücher!

Digitized by Google

Adelheid Sander. Eine neuere wirkliche Geschichte. 2 Thle. Leipzig 1797.

Unter diesem Titel sollte man ein deutsches Original vermuthen, auch ist nirgends der kleinste Wink gegeben, daß hier eine Uebersetzung aus dem Englischen aufgetischt wird; aber die innere Beschaffenheit des Werks, der ganze Zuschnitt, manche kleinen Sittenzüge und das Grelle der sogenannten Charakterzeichnung würden dieß schon für sich höchst wahrscheinlich machen, wenn der Uebersetzer auch sprachkundiger gewesen wäre, und seine Geschicklichkeit sich nicht bloß darauf beschränkt hätte, andre Namen der Personen und Schauplätze unterzuschieben. Es ist sehr lustig, unter andern auf die Frage zu stoßen: 'schön oder bräunlich?' für fair or brown? wo der Uebersetzer also nicht einmal gewußt hat, daß unter verschiednen Bedeutungen fair auch 'blond' heißt, was er doch hier durch den Gegensatz errathen konnte; oder die gewöhnliche englische Addresse an Geistliche: to the reverend Dr. L. getreulich durch: 'an den würdigen L.' gegeben zu sehen. Aber so muß sich ein unerlaubtes Verfahren immer von selbst verrathen! Einer Menge andrer Anglicismen nicht zu gedenken, ist die Verdeutschung auch sonst sehr kläglich beschaffen, was durch den ungemeinen Schwulst des Buchs und die moralischen Abschweifungen noch auffallender wird: denn das Kostbare und Steife nimmt sich in einer schlechten Uebertragung vollends unleidlich aus. Wir lesen: 'die ungeheure Mannichfaltigkeit von Schönheiten'; 'eine höchst furchtbare Schönheit'; bei Gelegenheiten, wo es kein Spott, sondern der bitterste Ernst damit ist. Dann: 'Baron Weilers Gesundheit wurde für bedenklich gehalten'; 'die Luft Italiens wurde von seinen Aerzten empfohlen, und seine Gemahlin wurde für das einzige Mittel zu seiner Wiederherstellung gehalten'. Der letzte sonderbare Umstand kann durch nichts erklärt werden, als daß es vermuthlich urspünglich so heißt: 'Die Luft Italiens wurde von seinen Aerzten empfohlen, und von seiner Gemahlin für das einzige Mittel gehalten' u. s. w. Der Werth des Romans selbst, oder vielmehr das einzige Wohlgefallen, welches man daran haben kann, beruht auf der interessanten Figur der Heldin, die man aber immer nur als Erscheinung im Hintergrunde erblickt. Das Uebrige ist un-

natürlich und verworren, das Komische darin sehr grob, und die Entwicklung rasselt wie ein Postwagen, mit dem die Pferde flüchtig geworden sind.

Gustav oder die Widersprüche des menschlichen Herzens. Ein Charaktergemälde. Leipz. 1797.

Der Vf. hat Sorge getragen, uns auf alle Art von dem 'Zweck und Ziel' seines Werkchens zu unterrichten, und er hat wohl daran gethan, denn es redet für sich selbst nicht vernehmlich genug. Dem Fehler des Auffallenden ist er glücklich aus dem Wege gegangen, wiewohl das, nach der Vorrede zu urtheilen, seine eigne Meinung nicht zu sein scheint. 'Mancher Umriß', sagt er, 'mag zu scharf, manche Perspektive verschoben, manche Farbe zu grell, zu blühend aufgetragen, aber um desto hervorspringender, um desto ausdrucksvoller kann das Ganze dadurch werden'. Wir wollen nicht weiter mit ihm darüber rechten, daß er sein 'Gemälde' durch Gründe empfiehlt, die jeder Fratze zu gut kommen, da es die Eigenschaft des 'Hervorspringenden' und 'Eindrucksvollen' mit dergleichen gar nicht gemein hat. Schiefe Ansichten haben wir ihm freilich hier und da vorzuwerfen, allein seine Gegenstände sind trivial, oft platt genug ausgewählt und eben so flach behandelt. Der Held hat übrigens wohl wenig Theil an der Ueberschrift 'Charaktergemälde'; er ist ein ganz rechtlicher, aber sehr gewöhnlicher Mensch, in dem es wenig Widersprüche aufzulösen giebt, und der von Weiß zu Schwarz (S. das Motto auf dem Titelblatte) nur darin übergeht, daß er sich anfangs ein Gewißen daraus macht, eine verheiratete Herzogin zu lieben, und es nachher doch gut. Den größten Fleiß hat der Vf. auf die Zeichnung weiblicher Figuren gewandt, die ihm im Einzelnen weniger mißrathen sind, weil er sie ziemlich aus der Menge aufgegriffen hat, als sein Begriff von dem Geschlechte überhaupt ein verunglückter sein mag. Er hat ihn allen seinen Männern mitgetheilt; sogar einer unter diesen, der eine recht gute Frau besitzt, ist so undankbar, ihm darin beizufallen. Wie dieser Begriff ungefähr beschaffen ist, läßt sich aus folgender Note ersehen: 'Der Mann muß nie seinen Werth verkennen, um einem Geschöpfe, das

dem männlichen Geschlechte Glück, Ehre, Reichthum, Alles schuldig ist, und sich zum Danke damit bläht, zu fetiren'. Sollte ein Schriftsteller, der bei Gelegenheit einer Närrin alle Frauen für Geschöpfe erklärt, die für sich selbst nichts sind, wohl ernstlich im Stande sein, seinem Plane gemäß, 'die Grenzen von dem Schein und Sein der Menschheit zu zeichnen?'

Adolf und Aline, oder Jugendjahre zweier Liebenden. Von Karl Albrecht. Warschau 1797.

Eine lang gesponnene, verdünnte Bearbeitung des aus den kleinen Romanen von Friedrich Schulz und andern Uebertragungen aus dem Französischen bekannten Antönchen und Trudchen, gegen das Ende mit allerlei Zusätzen beschenkt, die so tief unter aller Kritik sind, daß sie es zweifelhaft machen, ob bei diesem Schriftsteller mehr Stirn dazu gehört hat, fremdes Gut zu plündern oder eignes Machwerk aufzutischen.

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1798.



The dramatic Works of Shakspeare, in eight volumes; the last containing select explanatory notes. Published by Charles Wagner. Vol. 1. Braunschw. 1797.

Der schon oft gemachte Entwurf, Shakspeares Werke in Deutschland englisch zu drucken, wird hier, so viel wir wißen, zum erstenmal ausgeführt. Da der große Dichter immer mehr Freunde und Bewunderer unter uns findet, so ist es ein sehr nützliches Unternehmen. Die guten englischen Ausgaben sind theuer, und ob es gleich wohlfeilere Abdrücke des Textes und kompendiöse Ausgaben giebt (unter andern eine in einem einzigen großen und starken Oktavbande und eine andere in zwei Oktavbänden von Aiscough), so hat man doch in Deutschland nicht überall Gelegenheit sich dieselben zu verschreiben. Wir freuen uns, daß die Besorgung des Drucks einem so sprachkundigen Gelehrten anvertraut worden ist, wie Hr. Wagner sich schon durch andre Arbeiten gezeigt hat. Er scheint auf die so nöthige, und doch bei Büchern, die da, wo sie gedruckt werden, nicht einheimisch sind, so seltne Korrektheit, große Sorgfalt gewandt zu haben. Wir konnten bei der Vergleichung nur wenige Druckfehler entdecken.... Der Herausgeber hat sich an eine Londner Ausgabe nach Malone von 1786. gehalten, und nur eine oder die andre Leseart Leseart aus der Ausgabe von Johnson und Steevens aufgenommen. Rec. würde rathen, künftig lieber der neuesten maloneschen Ausgabe von 1790. treu zu bleiben, in welcher der Text unstreitig die größte kritische Authenticität hat. Wenn im letzten Bande ein shakspearisches Glossarium nach den besten englischen Kommentatoren kurz ausgearbeitet würde, so könnten dadurch

viele Erläuterungen bei einzelnen Stellen entbehrlich gemacht werden: aber freilich hat ſolch eine Arbeit ihre großen Schwierigkeiten. — Da dieſe Ausgabe Shakſpeares ſich auch durch Druck und Papier empfiehlt, ſo wird ſie hoffentlich von Seiten des Publikums alle Unterſtützung finden, und ſchnell fortgeſetzt werden.

Empfindſame Reiſe von Oldenburg nach Bremen. Fallenburg 1796.

Der Reiſende hat ſelbſt in einem Anfalle von luſtiger Laune verſchiedene Geſichtspunkte angegeben, aus welchen man dieſe Bogen betrachten kann; er wird es alſo dem Leſer nicht übel nehmen, wenn er bei einem derſelben ſtehen bleibt, und ſo können wir für unſer Theil nicht leugnen, daß uns ſeine Aeußerung, 'er wiße nicht, worüber und was er ſchreiben wolle; allein er müße freilich das Handwerk ſchlecht verſtehn, wenn er nicht einige Bogen füllen könnte, ohne eigentlich etwas geſagt zu haben', am ſtärkſten eingeleuchtet hat. Genug, daß auf der Welt nichts weiter gegen die unſchädlichen Bemerkungen, Satiren und Anekdoten, welche ſie enthalten, einzuwenden, und die Geſchichte, womit ſie ſchließen, ſogar recht artig erzählt iſt.

Nonne und Aebtiſſinn im Wochenbette, oder die Frucht der Schwärmerey, eine Geſchichte einzig in ihrer Art. Vom Mann im grauen Rocke. Meißen 1797.

Wer ſich von dieſer Geſchichte nach dem Titel nicht die erbaulichſten Begriffe machen ſollte, dem können wir verſichern, daß er in jedem Sinne vollkommen Recht hat. Die Langeweile, welche man bei dem geſchraubten anmaßlichen Vortrage des Vfs. empfindet, überſteigt das Skandal bei weitem, und hält gleiches Maß mit dem Widerwillen, den ſeine pöbelhaften Scenen andrer Art und die ſchmutzigen Charakterzeichnungen jedem halbweg geſitteten Menſchen einflößen müßen. Bei dem Allen thut er ſich nicht bloß auf die

Digitized by Google

Lebendigkeit seiner Darstellung, sondern auch auf seine Moralität etwas zu Gute. Die vier ersten Bogen sind mit einem naiv-empfindsamen Gemälde der Stimmung eines jungen Mädchens angefüllt, die von einem Traume erwacht, worin ihr der Pater Bernhardo, den sie kürzlich in einem benachbarten Kloster gesehn hat, erschienen war. Es ist durchgehends in folgendem ermüdenden Tone des Selbstgesprächs in der dritten Person abgefaßt: 'Vielleicht sind ihm seine Heiligen und seine Messen Alles, und er hat wohl gar keinen Sinn mehr für Weltfreude. Ja dann bedauert sie ihn wirklich, dann ist sein Geschmack völlig verdorben, und da ist er auch gewiß manches Guten gar nicht mehr fähig; das hängt ja Alles zusammen wie eine Kette,' (ja wohl!) 'das eine kann ohne das andre nicht sein. Das sieht sich denn doch auch sonnenklar ein, daß er denn überhaupt gar keinen Geschmack hat: denn wie könnte er sonst so ein einförmiges seelenloses Leben lieben' u. s. w. 'Nein, da paßt er wirklich nicht zu ihr, sie liebt wohl mit unter die Einsamkeit, aber sie muß auch damit abwechseln können' u. s. w. 'O es ist erschrecklich, daß er den Stand gewählt hat; wenn sie nur die Veranlaßung begreifen könnte: wie konnt' er denn je so unsinnig sein, solch ein eingesperrtes Klosterleben zu führen' u. s. w. 'Er ist ja nicht immer eingesperrt; sie ist ihm ja selbst auf freiem Felde begegnet' u. s. w. Nachdem diese Exposition auf die Seite geschafft ist, geht es an die Geschichte, wo wir gleich die allerabscheulichste Mutter auftreten sehen, ungeachtet einige Aeußerungen im vorerwähnten Monolog, wo die Tochter von der glücklichen Ehe ihrer Aeltern spricht, etwas anders erwarten ließen. Es heißt von ihr: 'erbärmliches elendes Weib! rufen hier gewiß mehrere, und wünschen daß ein Paar Ruthenstreiche, von dem Herrn Fähndrich abgeprallt, die Blöße der Madame getroffen hätten'. Daß der Vf. solche Wünsche bei den Lesern voraussetzt, zeigt genugsam, wie sehr er überhaupt darauf rechnen darf, ähnliche zu erregen. Die 'unschuldige' Franziska flüchtet vor den Zudringlichkeiten der schlechten Personen, womit sie zu thun hat, ins Kloster; zugleich von der heißesten Begierde nach dem Pater Bernhardo getrieben, mit dem sie endlich auch zusammentrifft, und einen höchst weltlichen geistlichen Vater in ihm findet. Ihre Unschuld, giebt der Vf. vor, hält sich noch eine Weile gegen seine niederträchtige Sinnlichkeit, bis

denn der Ausgang das Wochenbett ist. Wir halten uns aber gern nicht bei den nähern Umständen davon auf, und geben nur noch eine Probe von der lebhaften Manier des Vfs.: Franziska ist halb im Schlaf aus ihrem Zellenfenster gestürzt, und in einem Baum hängen geblieben, 'er (Bernhardo) muß hinaufklettern; er versucht, es gelingt; noch nie hatte er sich darin etwas versucht; seine Hände griffen sich blutig in die Baumrinde ein, dann faßt er einen Zweig — der bricht mit lautem Krachen; er ist in Gefahr, daß der Schreck ihn hinunter stürzt; aber nun muß er alles wagen, und wenn das ganze Kloster erwacht, er rettet Franziska, schwingt sich itzt auf einen andern Zweig, von da wieder auf einen andern immer höher und höher — ha, nun ist er Franziska ganz nahe schon, steigt noch auf einen — dieser bricht, er stürzt, Franziska kann nicht mehr laut schreien — bleibt aber ein zehn Fuß tiefer eben so wie Franziska zwischen den Zweigen hängen, arbeitet sich, ohne sich zu erholen, an einer andern Seite an stärkern Zweigen wieder hinauf, nun ist er schon so hoch als Franziska; aber noch dicht am Stamme, und Franziska hängt zwischen weit vom Stamm hinausgewachsenen Zweigen u. s. w. und schon schwingt er sich schrittlings auf den einen — ach Gott! Hülfe! Hülfe!' u. s. w. So geht es noch ein Paar Seiten hindurch fort; aber des Abschreibens müde, verlaßen wir hier den Pater sammt seiner Geschichte, verdienter Maßen zwischen Himmel und Erde hängend. Möge er ein Warnungszeichen vor der Lesung und Schreibung solcher Jämmerlichkeiten sein!

Die beiden Antone oder der Name thut Nichts zur Sache. Eine komische Oper in 2 Akten. Lpz. 1797.

Eine Oper, worin es des prosaischen Dialogs ein wenig zu viel giebt, als daß Musik und Gesang ihre fade Zusammensetzung übersehen laßen könnten. Die liebeschmachtende Gräfin nimmt sich besonders etwas albern aus; ungefähr wie folgende Arie, die sie singt:

> Auch im Schlaf erblick' ich dich,
> Trauter Jüngling, stets vor mir;
> Anton, ganz umschwebst du mich,
> Meine Seele spricht mir dir! —

Wie verhaßt ist dieser Stand,
Der dich mir auf ewig raubt,
Und die hochgeborne Hand
Dir zu geben nicht erlaubt.

Es ist zu vermuthen, daß die erste schikanedersche Arbeit in ihrer Unschuld immer noch beßer dazu dienen möchte, einen lustigen Eindruck hervorzubringen, als obige angeblich veredelte Bearbeitung.

Alir Gräfinn von Toulouse. Ein Trauerspiel.... nebst einer Vorrede über unsere Ritterromane. Meißen 1797.

Die Vorrede betrifft mehr noch unsere sogenannten historischen, als unsere Ritter-Romane; was über die letzten hier gesagt, sehr gut gesagt wird und nicht oft genug wiederholt werden kann, zeugt indessen mehr von dem gereinigten Geschmack des Vfs., als seine Bemerkungen über die ersten bestimmte und feste Begriffe verrathen. 'Historische Wahrheit, unverfälschte, wahre, richtige Darstellung der Thatsache', läßt sich von dem 'geschichtlichen Romanschreiber', selbst nach dem hier entworfenen Ideal, nicht erwarten. Einige hauptsächliche Thatsachen unverändert zu laßen, reicht zur historischen Wahrheit noch nicht hin; soll er aber 'bekleiden, herausheben, Farben vertheilen' dürfen, "Leidenschaften reden laßen, und mit Herz und Phantasie bei Stellen verweilen, bei denen der Geschichtschreiber mit ein Paar ruhigen Federzügen kalt vorübergeht': so leidet das Gemälde schon nothwendig eine Verfälschung, und es ist zu fürchten, daß eine weit schädlichere Ansicht der Geschichte dadurch befördert werde, als die gänzlich romantische ist, nämlich eine empfindsame. Derjenige Irrthum, welcher der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint, läßt sich immer am schwersten ausrotten; wir haben allerdings Werke solcher Art, denen man theils diesen Vorwurf, theils den Vorwurf der Langweiligkeit machen kann. Was der Vf. aber sonst von dem 'poetischen Geschichtschreiber' begehrt, das geht den Geschichtschreiber, im höchsten Sinne des Wortes, überhaupt an, und würde jede andere Darstellung der Geschichte, als die strengste und lauterste, ausschließen, die ebenfalls Poesie in der Seele ihres Schreibers erfordert, wenn man unter Poesie nicht

bloße Erdichtung verstehn will. — Der Vf. scheint auch in seinem Urtheil über einzelne Beispiele nicht ganz konsequent zu sein. Wie könnte er sonst im Alf von Dülmen, aus dem er den Stoff zu dem nachstehenden Trauerspiel gezogen hat, die noch so gut ausgedachte Rechtfertigung des Otto von Wittelsbach wegen der Ermordung Kaiser Philipps so lebhaft billigen, da doch offenbar 'eine Erdichtung in den Triebfedern und Veranlaßungen dieser oder jener Handlung' dabei stattfindet.

Das Trauerspiel selbst ist ein nicht minder lobenswürdiger Versuch gegen die Barbarei unserer Ritterstücke anzukämpfen, als die vorhergehende Abhandlung, obgleich unter ähnlichen Einschränkungen. Denn freilich erinnert es noch zu sehr an seinen Ursprung; es ist mehr nur dialogisiert als dramatisch behandelt; der ganzen Darstellung fehlt es an Leben und mehr noch an Klarheit, sowohl was die Personen als die Geschichte betrifft, deren Fäden höchst verworren durch einander laufen. Sprache und Gesinnungen tragen den eignen Vorschriften des Vfs. zuwider (wie man denn nicht immer macht was man will) einen ganz und gar modernen und oft trübsinnigen Charakter an sich. Es ist nicht möglich, das mindeste Interesse für Alf von Dülmen zu faßen, den eine so eingebildete Leidenschaft umhertreibt, und die Theilnahme an Alir schmachtet wie sie selber dahin. Für sich selbst genommen bleibt also noch viel zu wünschen übrig: allein die Vergleichung mit unzähligen Stücken dieser Gattung kann diesem freilich nicht anders als sehr vortheilhaft sein.

Das Petschaft. Eine abentheuerliche Geschichte. 2 Theile. Frankf. a. M. 1797.

Ob Schreibfehler, wie folgende, von denen das ganze Buch wimmelt: 'Stubenthier' für Stubenthür, ich 'flüchte' ihnen bei, die Männer 'verschweren' sich gegen ihn, eine 'weiße' Staatsverfaßung, 'überwünden', 'können' statt kennen, sie 'verbürgt' ihr Gesicht statt verbirgt, sie 'nur zährt' sich, u. s. w. bloße Druckfehler sind, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, da sie wenigstens nicht angemerkt worden, und die innere Beschaffenheit des Romans keine Entschei-

tung darüber an die Hand giebt. So viel ist gewiß, daß man dergleichen schreiben kann, ohne es bei Führung der Feder bis zur Orthographie gebracht zu haben. Der Unwahrscheinlichkeiten giebt es hier so viele wie der Druckfehler, wogegen sich freilich von wegen der 'Abenteuerlichkeit' der Geschichte nichts einwenden läßt, als daß diese weder romantisch, noch auf irgend eine Weise anziehend dadurch geworden ist. Ein Unbekannter (Armenier) spielt nebst seinem 'Petschaft' die Hauptrolle darin; zur Abwechselung ist es einer von der wohlthätigen Klasse dieser großen Zunft. Außerdem giebt es noch einen leidlich einfältigen Helden, eine Marquise, die ihren Liebhaber, einen deutschen Prinzen, umgebracht hat, und einige Bösewichter, denen man recht sehr verbunden sein würde, wenn sie ihren letzten Streich, womit der zweite Theil schließt, so ausgeführt hätten, daß von dem Herrn Gustav und seinen Begebenheiten nie wieder die Rede wäre.

Julchen Grünthal. Dritte Ausg. 2 Thle. Berlin 1798.

Schon vor Jahren hatte dieses treffende Gemälde aus dem wirklichen Leben die allgemeine Aufmerksamkeit an sich gezogen, und wir können annehmen, daß es nicht leicht einem unsrer Leser, der sich für die Sittengeschichte seiner Zeit interessiert, unbekannt geblieben sein wird. Die Aechtheit der ursprünglichen Farben würde es schon genugsam vor der Gefahr des Verbleichens geschützt haben; aber freilich hat es durch die neue Bearbeitung des nämlichen eben so kräftigen als feinen Pinsels noch sehr an Frische und Umfang gewonnen. Die ausgezeichnete Vorzüglichkeit desselben beruht besonders darauf, daß die Abhängigkeit von einem edlen Zwecke der Belehrung und Warnung mit unabhängiger Kunst vereinbart ist, und daß die Vielseitigkeit eines hellen Verstandes die Einseitigkeit, welche immer mit einer entschieden bestimmten Richtung verbunden sein muß, so überlegen darin gemildert hat. Es gleicht von dieser Seite dem vor einiger Zeit erschienenen Werk eines großen Meisters, der Nonne von Diderot, mit dem es ja auch, was den Gegenstand betrifft, Aehnlichkeit hat. Wenigstens läßt sich wohl behaupten, daß die Pensionen in großen Städten Einzelnen eben so verderblich

Digitized by Google

werden können, wie die Klöster. Die Verfaßerin führt uns aus dem Schooße einer einfachen Existenz, wo man die reinste mildeste Luft athmet, zu den bethörenden Kreißen der Eitelkeit, der Sinnlichkeit und der besondern Verderbniß, die meistens in jenen Anstalten stattfindet, wo Mädchen in Haufen gebildet werden sollen: Wesen, die es am wenigsten ertragen, fabrikmäßig behandelt zu werden, und denen man Unterricht und Bildung nicht unmittelbar genug aus den Händen der Natur, der augenblicklichen Ereignisse und der innigen Erfahrungen zukommen laßen kann. Selbst die leiseren Nachtheile solcher Institute überhaupt werden berührt, wie z. B. die Entwöhnung von häuslicher Stille und Einförmigkeit, und dagegen die Gewöhnung an ein unaufhörliches Geräusch und Thun und Treiben unter einander, die allerdings sogar bei ganz jungen Geschöpfen oft bis zur Leidenschaft steigt, und sie mit dem unnatürlichsten Gefühl von Langerweile bekannt macht. Und wer würde bei der Schilderung der ungeheuern Mißbräuche und Ausartungen, denen sie vollends in großen Städten unterworfen sind, gleichgültig bleiben können? Ein so individuelles Ansehn der hier aufgestellte Fall hat, so kann er doch für tausende gelten. Die betäubende Einflüße der Eitelkeit, des bösen Beispiels, der Furcht vor dem Lächerlichen, auf ein junges, nur durch unschuldige Beschränktheit gewaffnetes, Gemüth müßen überall die nämlichen sein, und die Veranlaßungen dazu finden sich sicher in jeder öffentlichen Anstalt, die schon dadurch das Schild der Unzuverläßigkeit und des Leichtsinnes aushängt, daß sie einen schlüpfrigen Boden zum Schauplatze wählt, wo Alles zu bloßem Glanz und Schein hinreißt; wo eine so wichtige und zarte Angelegenheit, wie weibliche Erziehung, der Gefahr hingegeben wird, als flimmernder Putz behandelt zu werden. Alle diese Wahrheiten hat die Vfn. in Handlung und Leben gekleidet, oder vielmehr sie läßt sie aus Leben und Handlung hervorgehn. Sie hat sich keines fremden Hülfsmittels bedient, um ihre Dichtung anziehender zu machen, nicht des Hebels einer Theilnahme erregenden Leidenschaft, oder sonstiger, die Einbildungskraft anlockender, Beiwerke. Das Interesse entspringt allein aus der Hauptsache, und hängt dennoch durch die Gewalt einer beseelten Darstellung und einer fortreißenden Schreibart bis an das Ende fest. In dem hinzukommenen zweiten Theile glauben wir beide

noch in einem höhern Grade vortrefflich zu finden, so wie er sich überhaupt als noch freiere Dichtung zeigt. Er bewegt sich in weiterem Umfange und besänftigt den schmerzlichen Eindruck des ersten, ohne in eine weichliche Wiederherstellung aller geschehenen Uebel zu verfallen. Julchen rettet zwar aus ihren Verirrungen den Vorzug einer höhern Ausbildung, und so vergütet sich auch oft die menschliche Natur den zugefügten Schaden: aber ihre Thränen werden nicht rein getrocknet, was ja selbst das freundlichste Schicksal nicht immer vermag. Es ist eine liebliche Idee, Julchen so wie wir sie zu Anfang sahen, als Aerntekönigin im weißen Kleide mit halbgrünen Bändern, geschmückt mit Blumen, zwischen ihren Brüdern gehend und den Kranz tragend, zuletzt wieder erscheinen zu laßen. Die Bahn, die sie durchlaufen, steht in diesem Moment noch einmal zusammengedrängt vor unsern Augen da, und diese Uebersicht erweckt das Gefühl, daß sich die Wiederkehrende zwar mit Blumen schmücken darf, aber daß diese doch mehr festliche Kränze für ihre Freunde, als für sie selbst sind.

Es wurde vorhin erwähnt, daß in diesem Werke keine schmeichelnden Nebensachen ausgestellt sind, um den Hauptzweck gleichsam zu verzieren. Aber dadurch ist keinesweges das reizende Detail und eine nicht auf das Bedürfniß beschränkte Charakteristik aller Mithandelnden und der umgebenden Gegenstände ausgeschloßen worden. Das erste ist vielmehr durchgehends glücklich und bedeutend gehalten, und genau mit der Weise und dem Stil der Vfn. verwebt. Wie hätten sich auch die leisen Anfänge der Verderbniß, welch das Gemüth zuerst nur unmerklich von der graden Bahn abziehen und deren Fortschritte immer reißender werden, so wie es sich dem Mittelpunkte des Strudels naht, anders angeben laßen können? Hier ist es eben, wo die Vfn. ihr Kunst bewährt, wo uns manche komische und satirische Züge überraschen, wo sich überall die feinste Wahrnehmung äußert. Hier wird auch das Verdienst der Schreibart, einer einfachen und ausdrucksvollen Prosa, in der nichts Schmuck und alles fortgehende Malerei ist, recht sichtbar. So scheint sie uns besonders in Minnas Bekenntnissen. Es ist schwer, Stellen zum Beweise anzuführen, wo nur das Ganze ein Urtheil vollständig bestätigen kann. Doch heben wir hier, um einigermaßen eine Vorstellung davon zu geben, gern einige aus. 'Das Wohnzimmer der

Dame, in welches man uns eintreten ließ, war kalt und unfreundlich, und noch naß vom Scheuern, weshalb uns auch das Mädchen die Weisung gab, uns ja auf den von Leinwand gelegten Fußsteigen aufzuhalten. In diesem unwirthlichen Zimmer sah man keine Spur einer weiblichen Niederlaßung, außer einem mit Büchern bepackten Sopha, und einem mit Visitenkarten eingefaßten Spiegel. — Mein Stiefvater schien über den seltsamen Empfang betroffen zu sein. In der That machten wir, jeder auf seinem Leinwandstreifen dem andern gegen überstehend, eine possierliche Gruppe; er auf den Fußtritt seiner Schwester lauschend, ich, in mich gekehrt, meine Colombine im Arm, den Blick vom gegen überhängenden Spiegel abwendend, aus Furcht, die Figur zu erblicken, die im Hause schon Lachen erregt hatte.' — 'Von dieser Zeit fieng ich an auf den Ton auszugehn, und alles dafür zu halten, was von dem Gewohnten abstach. Das Geräusch der Kokette, womit sie aller Augen auf sich zu ziehen suchte, die Pedanterie der Anspruchvollen, die mit studiertem Ausdruck ihre Belesenheit auskramte; jede Besonderheit hielt ich für das Rechte. So wurde ich immer ungewisser in dem, was ich eigentlich sein müßte; und erst lange nachher, als ich zu vergleichen Gelegenheit und Reife genug hatte, fand ich, daß ich einem Phantom nachgejagt war; daß es in der charakterlosen Menge keinen bestimmten Ton giebt noch geben kann; daß alles Beginnen und Treiben nur Convenienz und Laune des Augenblicks ist, und daß auf schwankendem Grunde nie etwas Festes und Dauerndes aufgeführt werden kann.'

Jene Bekenntnisse sind überhaupt ein vorzüglicher Theil des Werkes, was Charakteristik und allgemeine Anwendbarkeit betrifft. Sie enthalten scharfe Beobachtungen, wie sie der feste gesunde Sinn auffindet. Ein andres Zeugniß von unbestechlichem Beobachtungsgeist, der seiner eignen Lieblinge nicht schont, und zugleich von reiner Darstellung, giebt der Spott, welchen die Vfn. dem leichtsinnigen Kreiße, worin die fromme Karoline lebt, über diese auszuschütten erlaubt, ohne sie unmittelbar in Schutz zu nehmen, und sie uns dennoch ehrwürdig zu erhalten weiß. Oft darf sie uns nach ihrem Zwecke widrige Eindrücke nicht ersparen, dergleichen z. B. die angeblich philosophische Erzieherin Brennfeld hinterläßt; dafür entschädigt sie aber durch so angenehme Bildnisse wie das der Fürstin

Eudoria, wie denn die Auftritte im Hause des russischen Liebhabers alle sehr gefällig ausgeführt sind.

Demjenigen Publikum, wofür gewöhnliche Romanenschreiber arbeiten, wird durch die Strenge der moralischen Tendenz, welche durch das ganze Buch herrscht, keinesweges geschmeichelt: noch weniger der immer herrschender werdenden Denkart des Zeitalters durch die Abhängigkeit, worin das Sittliche im Menschen von seinem religiösen Glauben vorgestellt wird, und die, um gegen Einwendungen gesichert zu sein, nur als Thatsache der Beobachtung verstanden werden darf: nämlich daß die meisten Menschen eines außer sie hingestellten Gesetzes bedürfen, nicht als ob alle dessen bedürfen sollten. Aber gewiß wird Julchen Grünthal jeden denkenden Leser interessieren, so lange es weibliche Erziehungsanstalten, große Städte, und überhaupt künstlich-sittliche Verhältnisse giebt.

Friedrich Mathissons Gedichte. Vierte Aufl. Zürich. 1797.

Diese doppelte neue Auflage, wovon die eine mit zierlicheren und größeren lateinischen Lettern gedruckt, und mit einem Kupfer aus dem berühmten Gedicht Psyche, nach Angelika Kaufmann von Lips gestochen, nebst einigen Vignetten von demselben Grabstichel geschmückt ist, giebt einen angenehmen Beweis, daß es nicht immer eines leidenschaftlichen Interesse bedarf, um unsrer Lesewelt ein Buch zu empfehlen, und daß Empfänglichkeit für die sanfte Verschmelzung landschaftlicher Gemälde, für zarte Harmonie des Ausdrucks und auserlesenen Wohlklang nicht selten unter uns sind. Uebrigens ist die Sammlung nach der dritten Auflage vom J. 1794 unverändert geblieben; nicht einmal die seitdem einzeln in den Horen und im schillerschen Musenalmanach erschienenen Gedichte sind hinzugekommen. Wir wünschen, daß bald eine neue Ausgabe mit beträchtlicheren Vermehrungen zu erwarten sein möge.

Aller guten Dinge sind drei. Ein Lustspiel von Karl Albrecht. Warschau. 1797.

'Die Hauptabsicht, in der ich dieß Stück schrieb, war die, daß ich den Schauspielern ein Lustspiel in die Hände liefern wollte,

dessen Aufführung man beiwohnen könnte, ohne schamroth zu werden'; so sagt der Verfaßer in der Vorrede. Wenn er uns grade das Gegentheil versicherte, so würden wir ihm vollkommen glauben dürfen. Fast möchte es scheinen, als triebe er, so zu sagen, Ironie mit dem werthen Publikum, wenn er fortfährt seinen Abscheu vor 'Zweideutigkeiten' und 'schmutzigen Einfällen' zu bezeugen, hätte er das nämliche Lustspiel nicht den beiden jungen Großfürsten von Rußland gewidmet. Er weiß also wirklich selbst nicht, bei welchen Gelegenheiten man schamroth zu werden pflegt. Sollte er aber wohl jemals, in Berlin zum Beispiel (woher er seine Vorrede datiert), ein Stück haben vorstellen sehen, in welchem es so schamlos wie in dem seinigen zugienge? Eine Frau, die ihren schwachen alten Mann bis zum Wahnsinne quält; gegen ihre Hausgenoßen das pöbelhafteste Betragen beobachtet; den Männern auf die Stube läuft, um sich ihnen anzubieten, da sie gesonnen ist sich scheiden zu laßen; sich die ärgsten Beleidigungen gefallen läßt; sich zuletzt mit ihrem Gelde wirklich noch einen Elenden erkauft, und nun nebst zwei andern Pärchen die gleiche Ehre genießt, die Schlußscene gruppieren zu helfen; dann ihre Schwester, ein niederträchtiges Geschöpf, das von der Gnade Andrer lebt, und der am Ende ein Bedienter auf die Frage 'Par bleu, wo soll ich denn bleiben?' zuruft 'Kaufen Sie sich ins Spittel!', worauf die ganze Gesellschaft im Chor einfällt 'Ins Spittel! ins Spittel!' — Wo mag Hr. A. gelernt haben, dergleichen Dinge für seine Ergötzlichkeiten zu halten? Wie sehr er sie in diesem Lichte betrachtet, erhellet freilich auf eine merkwürdige Weise aus dem lächerlich weitläufigten Artikel der 'Charaktere und Kleidungen der handelnden Personen', wo er jenes freche Weib 'eine Frau von vielem Verstande und — feurigem Temperamente' nennt, 'durch das sie bei ihren Liebesavantüren zu manchen unbedachtsamen Schritten verleitet wird'. Mit eben so vielem Grunde könnte man das Unternehmen des Herrn A. Schriftsteller zu werden, nur ein unbedachtsames nennen, und behaupten, er habe es mit vielem Verstande ausgeführt.

Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst, nebst der Analyse einer komischen und tragischen Rolle, Falstaf und Hamlet von Shakespeare. Leipzig 1797.

Man wird so häufig mit hohlem Schulgeschwätz über die Theorie der schönen Künste heimgesucht, womit weder der Kunst noch der Philosophie geholfen ist, daß es wohlthut, auf einen selbstdenkenden Mann zu treffen, der eigne Beobachtungen zu bestimmten und anwendbaren Grundsätzen zu erheben bemüht ist; der tiefer in seinen Gegenstand eindringt, ohne sich in spitzfindiger Zergliederung zu verlieren. Schon der Titel und der geringe Umfang der Schrift zeigt, daß man hier nicht sowohl ausgeführte Belehrungen, als Winke, Uebersicht des Ganzen, und Eröffnung neuer Aussichten zu erwarten hat: aber diese gedrängte Kürze ist sehr fruchtbar, und schwerlich wird auch der geübte und unterrichtete Leser das Buch aus der Hand legen, ohne vielfältig zu eignem Nachdenken aufgefordert zu sein, und manchen Aufschluß erhalten zu haben. Da es zum Theil Ankündigung eines größern Werks ist, so halten wir es für das Zweckmäßigste, durch einige ausgehobene Stellen mit dem Hauptinhalte, dem darin herrschenden Charakter der Untersuchung und dem geistvollen Vortrage bekannt zu machen. Vorrede S. 3. 'es schien mir nöthig, den leichtsinnigen Wahn mancher Schauspieler zu bekämpfen, die aus Bequemlichkeit glauben, daß die Schaubühne eine Welt im Kleinen sei, — und daß das Kleid den Mann mache: die daher ihrem Berufe keine weitere Sorgfalt schenken, als daß sie die Worte der Rolle ihrem Gedächtnisse einprägen, und ihren Anzug geschmackvoll und richtig zu kostumieren suchen; im Uebrigen aber dem magischen Standpunkte, auf welchem sie stehen, den ganzen Erfolg ihrer Darstellung überlaßen. Diese Art Handwerker erwägen nicht, daß es etwas ganz anderes sei, die Stelle einer Person würdig auszufüllen, als solche aufs Gerathewohl bloß einzunehmen; ja sie vergeßen sogar, daß auch auf der großen Schaubühne der Welt nur der an seinem Platze stehet, dem die Stimme der Andern diesen Platz zuerkennen würde. Die Empfänglichkeit, womit der Zuschauer vor die kleine Marionettenwelt des Theaters tritt, bahnt der von ihr herabkommenden Täuschung allerdings den Weg; allein der Schauspieler muß seiner Seits die Gewalt dieses Zaubers erst

geltend machen, und den innern und äußern Sinn der Zuschauer durch eine kunstvolle Darstellung zu ergreifen, zu feßeln und auf eine zweckmäßige Art zu leiten suchen. — Da die Schauspieler, wie gesagt, so geneigt sind, sich ihre Kunst recht leicht zu machen; so bin ich darauf ausgegangen, sie ihnen recht schwer darzustellen. Ich habe den Schauspieler zu dem Ende zu isolieren gesucht, das heißt, ich habe ihn zu einem vom Dichter getrennten Kunstwerke, mithin zu einem durch sich selbst bestehenden Wesen gemacht, und ihm die Bequemlichkeiten, welche er sich aus der dramatischen Dichtung zur Stütze und zum Rückenhalt zueignen möchte, hinweggenommen.' Wir empfehlen obige Bemerkungen solchen Schauspielern, die auf den ehrenvollen Namen von Künstlern Ansprüche zu haben wünschen, zur ernstlichsten Beherzigung; und wir würden unsrer Bühne Glück wünschen, wenn sie viele besäße, welche die in dieser Schrift vorgetragnen Lehren ganz zu faßen und sich zu eigen zu machen im Stande wären.

I. Abschn. Schwierigkeiten einer Theorie der Schauspielkunst. 'Es ist schwer, eine Kunst in ein System zu faßen, auf welche Konvention des Geschmacks und individuelle Behandlungsart des Künstlers einen so wesentlichen Einfluß haben, die in ihrer Ausübung zu transitorisch ist, um überall so bestimmt zu sein, daß keine momentane Willkür dabei stattfinden sollte, und deren feinste Gesetze oft nur dem leisen Takt eines innern Sinnes offenbar werden können.' Vergleichung der Schauspielerkunst mit der Musik und den bildenden Künsten in Ansehung der dazu erforderlichen Deutlichkeit der Einsicht. Allgemeiner Begriff von jener. Verhältniß des Schauspielers zum dramatischen Dichter. Analogien aus der bildenden Kunst, um die nähere Entwickelung jener Verhältnisse, den wesentlichsten Gegenstand der folgenden Bemerkungen, vorzubereiten. 'Bei der Betrachtung eines Kunstwerks bemerkt und unterscheidet man vorzüglich den Stil und die Manier desselben. Man unterscheidet beide, nicht um sie zu trennen, sondern um sie, in ihrer genauesten zweckmäßigen Vereinigung zu einem Ganzen, als ein Ganzes zu empfinden und zu bewundern.... Der Stil besteht, in Rücksicht auf ein Kunstwerk, in dem Bestreben des Künstlers, seine geistige Intention, welche er bei einer bildlichen Schöpfung beabsichtigt, durch das eigenthümlichste Gepräge der Intention selbst und ohne

Digitized by Google

Beihülfe eines analogen Mittels, versinnlicht darzustellen. Unter dem Worte Manier versteht man die Versinnlichung jener geistigen Intention, in sofern dazu entferntere, bloß analoge Mittel angewendet werden.... Ich möchte die Manier einen bloßen Behelf der Kunst nennen: sie verhält sich zum Stil wie der Schein einer Sache zur Sache selbst; sie hat als ein bloßes Zeichen der Realität, keinen eigenthümlichen Charakter in Rücksicht auf das Kunstwerk selbst; sie erscheint darin als ein dem Stil untergeordnetes Mittel; und wenn man der Manier einen Charakter zugestehen will, so ist es bloß der, welchen die Individualität des Künstlers auf eine unwillkürliche Weise in die Ausführung eines Kunstwerks überträgt.... Da in der Natur Alles Stil ist; so wird sie auch, als Nachahmung in der Kunst, am nächsten durch den Stil erreicht.' Auf der andern Seite erhebt sich aber auch die Kunst eben dadurch am weitesten über die Natur: denn diese charakterisiert nur das Einzelne vollständig, allseitig und mit der strengsten Konsequenz, da hingegen die Schöpfungen der Kunst allgemeine Bedeutung und Gültigkeit haben sollen. Hierin liegt der Grund der folgenden Sätze. 'Der Künstler muß jedoch stets von einer geistigen Intention bei seinen Bildungen ausgehen. Bloße Nachahmung irgend einer Wirklichkeit aus der Natur erzeugt kein Kunstwerk. Eben so wenig gebührt dieser Name einem solchen Produkt, an dem die ursprüngliche geistige Intention sich nirgends als Stil äußert, sondern bei der Ausführung, in bloße Manier aufgelöst, verloren gegangen ist. Dieser Satz ist so wahr, daß ein Porträtmaler, den sein Beruf an einen bestimmten Gegenstand aus der Natur fesselt, nur dann erst ein Künstler genennt werden kann, wenn er nicht bloß die Außenseite des nachzubildenden Gegenstandes, als Form mit dem Auge richtig auffaßt; sondern wenn er, durch einen innern Sinn geleitet, auch das Charakteristische dieses Gegenstandes ergründet, und das Reinste, Entscheidendste und Wohlgefälligste davon in seiner Schilderung zu einer geistigen Intention werden läßt, um dadurch auch die für ihn so sehr beschränkte Nachahmung der Natur zu einem Kunstwerke zu erheben.' Die Begriffe von Stil und Manier sind für alle darstellenden Künste von einer so unübersehbaren Wichtigkeit und zugleich mit solchen Dunkelheiten umgeben, daß sie nicht oft genug von verschiednen Seiten beleuchtet und erörtert werden können. Man

sieht, der Verfaßer ist dabei ganz seinen eignen Weg gegangen, ohne zu einer entlehnten Terminologie seine Zuflucht zu nehmen. Die erst vor Kurzem geschehene Uebertragung der Lehre vom Stil und der Manier, die in den bildenden Künsten einheimisch war, auf die Poesie, ist gewiß ein wesentlicher Fortschritt in der Theorie derselben, der aber freilich, so lange darin noch die untereinander zusammenhängenden irrigen Grundsätze der Nachahmung und der Täuschung herumspuken, nicht in seinem ganzen Umfange geltend gemacht werden kann. Die Anwendung eben dieser Begriffe auf die Schauspielkunst (nämlich in Bezug auf das darzustellende und das darstellende Individuum; denn von mimischen Nationalmanieren ist schon oft die Rede gewesen, wenn auch nicht unter dieser Benennung) ist, so viel wir wißen, ein neuer, und wie uns dünkt, ein sehr glücklicher Gedanke. Den Ausdruck Manier gebraucht der Verfaßer in den obigen Sätzen nicht in dem Sinne, wo es etwas schlechthin Verwerfliches, eine ungebührliche Einmischung des Subjektiven, welche den Kunstzweck vernichtet, bezeichnet (dieß, das Manierierte, drückt er aus: 'in bloße Manier aufgelöst'); sondern er nennt Manier ein Hülfsmittel zu Ergänzung der Darstellung, das unvermeidlich da eintritt, wo die objektive Bezeichnungsart nicht hinreicht, oder wo das Subjektive nicht bei Seite geschafft werden kann. Je unabhängiger und für sich bestehender eine Kunst ihre Hervorbringungen aufstellt, je weniger sie den Schein der Realität substituiert, desto mehr kann sie der Manier entrathen, und desto weniger darf sie sich auch derselben bedienen. Dieß gilt von der Bildhauerkunst; (die Behauptung, 'daß wir in der Natur nichts anders gewahr werden, als Stil; und daß der Bildhauer, unter allen Künstlern hierin der Natur am nächsten tritt', müßte also wohl berichtigt werden 'treten soll'; denn daß diese Kunst eben so stark wie jede andre in das Manierierte ausarten kann, beweisen die Beispiele der Bernini u. a. zur Genüge.) Der Schauspieler hingegen stellt sein Objekt an seinem eignen Subjekte dar, und soll die ganze Erscheinung seiner Person in Schein verwandeln. Diese Aufgabe ist, in ihrer ganzen Strenge genommen, unauflösbar, und kann nur durch Annäherung erreicht werden. Es fragt sich also, wie der Schauspieler die individuellen Bestimmungen seiner Person, die nicht zu seiner Rolle passen, die wenigstens ihr Begriff nicht fordert, die er aber nicht wegzuräumen

vermag, am besten unterbringen soll, so daß sie der Richtigkeit der Darstellung am wenigsten hinderlich werden. Die Mimik der Griechen, so wunderbar sie uns nach dem Wenigen, was wir von ihr wißen, vorkommen mag, konnte der völlig idealen Darstellung des Dramatikers durch gleiche Idealität entsprechen: das Individuum verschwand so viel möglich durch den Gebrauch der Masken, des idealischen Kostums, der musikalischen Deklamation, welche der Stimme einen allgemeinern Charakter giebt u. s. w. Es läßt sich also ermeßen, daß in dieser Mimik der Stil durchgehends geherrscht haben, und daß sie fast eben so frei von Manier gewesen sein wird, als die bildenden Künste der Alten. Da aber das Interesse des modernen Dramas gröstentheils auf individueller Charakteristik beruht, so muß diese auch das Ziel unsers Schauspielers sein: sein Individuum muß daher als solches, nicht als eine allgemeine Theatermasse, erscheinen, und es muß ihm erlaubt sein, Nebenbestimmungen aus demselben zu dem, was ihm der Dichter vorgezeichnet, hinzuzufügen. Der 2. Abschnitt beschäftigt sich mit diesem nothwendigen Gebrauch der mimischen Manier. 'Eine jede auf dem Theater darzustellende Person hat einen bestimmten Stil, den ich den Geist oder den Charakter einer Rolle nennen will; was als Manier in die Darstellung derselben zuweilen übergehen darf, bezieht sich bloß auf das Analoge, welches die Individualität des Schauspielers, zu einem dem Stile jederzeit angemeßenen, obwohl etwas willkürlichen Gebrauche darbietet.' — 'In der richtigen Beurtheilung, was als Stil in einer Rolle behandelt werden müße, und wie selten nur die Manier zur Versinnlichung derselben hinzutreten dürfe, liegt das Feinste und Schwerste des Studiums der Schauspielkunst.' Die hier nur angedeuteten Lehren des Vfs. werden unfehlbar durch die weitere Ausführung noch sehr an Klarheit gewinnen, so wie schon die an den zergliederten Rollen gegebnen Beispiele viel zu ihrer Aufhellung beitragen. 3. Abschn. Vom Vortrage der Rede. 4. Abschn. Von der Pantomime oder dem Geberdenspiel. 'Die Pantomime im eigentlichen Verstande, ist der äußerliche körperliche Ausdruck der innern geistigen Regungen Der Schauspieler wird dabei von einem physiognomischen Kunstsinne zwar geleitet, allein seine pantomimische Darstellung braucht darum nicht physiognomisch wahr zu sein, obwohl sie pathognomisch wahr sein muß. Was er auf der Schau-

bühne mimisch schildert, schwebt zu rasch vorüber, als daß eine strenge psychologische Analyse, nach welcher die Physiognomik das Aeußere mit dem Innern vergleichen würde, je dabei angestellt werden kann.... Was die Malerei an charakteristischen Hauptzügen auf das Gesicht des Schauspielers übertragen kann, wird für hinreichend angesehen, auffallende Disharmonien zwischen den permanenten Gesichtszügen des Schauspielers, und der Physiognomie der darzustellenden Person, wo solche der Illusion zu nachtheilig sein würden, vergeßen zu machen.' Diese Sätze sind in sofern ganz richtig, als auf dem Theater ein physiognomischer Schein hinreicht, um den natürlichen physiognomischen Sinn der Zuschauer zu befriedigen; weil die Physiognomik als Wißenschaft selbst noch hypothetisch ist, und die Kürze der Zeit nebst der theatralischen Perspektive eine nähere Prüfung nicht zuläßt, wie sie z. B. beim historischen Gemälde stattfindet. Dem Mißverständnisse, als ob der Vf. die Mimik bloß auf das pathognomische beschränkte, und die physiognomische Mimik, die man noch schicklicher die ethische nennen könnte, gänzlich verwürfe, hat er dadurch hinlänglich begegnet, daß sich seine Zergliederung der beiden Rollen hauptsächlich mit den Modifikationen beschäftigt, welche die Darstellung der vorübergehenden Regungen und Zustände durch die Unterlage der beharrlichen Eigenthümlichkeit, das Pathos durch das Ethos erfahren muß. *) Wenn wir die Mimik in ihrem ganzen Umfange betrachten, so zerfällt sie in Rücksicht auf die Wahrheit in die ethische oder physiognomische, und in die pathognomische; in Rücksicht auf Hervorbringung einer entschiednen Wirkung, welche nur durch Absonderung der Bestandtheile der menschlichen Natur und Zusammendrängung in reinere, ununterbrochnere Massen möglich ist, in die tragische und komische; in Rücksicht auf Umbildung der Natur nach Gesetzen der Schönheit in die malerische und musikalische, die man auch im Sinne der Alten unter die Benennung der rhythmischen zusammenfaßen kann. Als eine Abart der malerischen ließe sich die ruhende plastische Mimik betrachten, worin Lady Hamilton so sehr bewundert worden ist, und die mehr kultiviert zu werden verdiente. (Das Eigenthümliche davon besteht

*) [Das Folgende ist zum Theil in den Charakt. und Krit. II. S. 353 f. wiederholt.]

Digitized by Google

nämlich in einer so reinen vollendeten Darstellung eines so bedeutend gewählten Moments, daß sie die dauernde Betrachtung erträgt und verdient.) Vor der Hand bedürfen wir zwar noch keiner eigentlich rhythmischen Mimik, weil sie nur zu einer Idealität der dramatischen Darstellung paßt, die dem Geiste unsers Theaters durchaus fremd ist: aber eine Mittelgattung, welche wir die poetische Mimik nennen wollen, könnte vielleicht in einiger Zeit von Nutzen sein. Sie würde da ihre Anwendung finden, wo die dramatische Charakteristik zwar individuell ist, die Bezeichnungsart aber poetische Energie hat (wie z. B. im tragischen und romantischen Theil von Shakspeares Stücken), wo also auch, dem Vortrage der Verse gemäß, das Geberdenspiel stärker und voller accentuiert werden muß. In Engels Mimik wird zugleich mit dem Gebrauch des Silbenmaßes im Drama dieser Zweig der Schauspielkunst ganz verworfen; die Lehre vom Tragischen und Komischen wird gar nicht berührt; das ganze Werk handelt mit Uebergehung der ethischen Mimik von der pathognomischen, über die es unstreitig das schätzbarste bis jetzt vorhandene ist. Man sieht also, wie viel noch zu thun übrig bleibt! — 5. Abschn. Vom Unterschiede der tragischen und komischen Schauspielkunst. 6. Abschn. Von den Anlagen des Schauspielers und den Mitteln zu seiner Bildung. 7. und 8. Abschn. Von den Rollen Falstafs und Hamlets. Die Entwickelung der ersten scheint uns ungemein gelungen zu sein; derselbe feine Beobachtungsgeist herrscht auch in der zweiten, aber da Hamlets Charakter, wie bekannt, zu den verwickeltsten gehört, die man je auf die Bühne gebracht, so muß sie natürlich mehr Stoff zu Einwendungen darbieten.

Wir zweifeln nicht, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums werde den Vf., als welchen wir hier Hrn. Kammerherrn von Einsiedel in Weimar nennen dürfen, auffordern, nach diesem Entwurfe an die Ausführung eines größern Werks zu gehen, dessen Gemeinnützigkeit dadurch befördert werden wird, wenn er sein Augenmerk bei der Schwierigkeit der Materien ganz vorzüglich auf Klarheit lenken will, damit es nicht bloß für den Kenner, sondern auch für den Schüler der Schauspielkunst geschrieben sei. Beispiele würden dabei das Beste thun müßen, und solche Zergliederungen, wie die der beiden Rollen, und zweier Kupferstiche von Garrick in der Rolle Richards des Dritten, könnten die allgemeine Theorie nicht

leicht in zu großer Anzahl begleiten. Gezeichnete Figuren müßten der Anschaulichkeit der Beschreibung zu Hülfe kommen, wozu bloße Umriße, aber nach einem weit größern Maßstabe als die Figuren bei Engels Mimik am tauglichsten sein würden.

Die auffallende Uebereinstimmung einiger Stellen dieser Schrift (keine der oben angeführten gehört darunter) mit einigen Blättern des Jubelseniors von Jean Paul ist auf folgende Art entstanden: Hr. von Einsiedel steht mit dem Vf. desselben, Hrn. Richter, in freundschaftlicher Korrespondenz, und erhielt von ihm einen durch Mittheilung seines Manuskriptes veranlaßten Brief über diese Gegenstände, als er grade mit der Durchsicht desselben für den Druck und der Abfaßung der Vorrede beschäftigt war. Er benutzte also die darin enthaltnen Bemerkungen, und Rec. holt hier in seinem Namen die unterlaßene Angabe ihres Urhebers nach. Da gegenwärtige Schrift nicht sogleich gedruckt ward, so erschienen dieselben Gedanken noch früher im Jubelsenior, wo Hr. Richter als Eigenthümer ebenfalls Gebrauch davon gemacht hatte.

Essais en vers et en prose. Par Joseph Rouget de Lisle. Paris 1796.

Der Ruhm dieses Dichters, oder wenigstens eines Gedichtes von ihm, ist in alle Welttheile verbreitet; sein Name wird in der Weltgeschichte genannt werden: er ist der Verfaßer und (was noch mehr an jene mächtigen Wirkungen erinnert, welche vor Alters die Poesie in Verbindung mit der Musik hervorgebracht hat) zugleich der Komponist des bei so vielen siegreichen Kämpfen gesungnen Schlachtliedes, das man gewöhnlich L'Hymne des Marseillais nennt. Mit Recht hat er selbst das Exegi monumentum darauf angewandt; aber auf seine übrigen Produktionen läßt es sich durchaus nicht ausdehnen, und man könnte ihm für seinen Ruhm

nichts Beßeres rathen, als, nachdem ihm eins so wunderbar geglückt, auf seinen Lorbern zu ruhen. Diese Sammlung enthält zwar recht artige Stücke in den leichtern Gattungen der Poesie, aber nichts, was man nicht eben so gut und beßer bei andern Dichtern fände: nichts Eigenthümliches, Selbständiges, geschweige denn etwas Unvergängliches. Die einzige prosaische Erzählung Adélaide et Monville ist in hohem Grade matt und unbedeutend. Der Zweifel, ob etwa bloß das Bedürfniß und die Umstände das Glück der Marseiller Hymne gemacht haben, ob sie nichts weiter als eine gewöhnliche französische Ode ist, tritt also ganz natürlich ein. Indessen ist es auch sehr glaublich, daß ein glücklicher Moment der Begeisterung den Dichter über seine Sphäre emporgehoben und in den Stand gesetzt hat, grade den Brennpunkt zu treffen, wo das mitgetheilte Gefühl die Gemüther elektrisiert. Wenn wir das Marseiller Lied, ungeblendet vom Vorurtheil und nicht in seinem majestätischen Gefolge von Siegen, wovor freilich alle Kritik sich verstummend flüchten muß, betrachten, so scheint es allerdings nicht unwürdig, die Gesinnungen eines großen und freien Volks zu verkündigen; einfach und kraftvoll; aber doch nicht völlig frei von den radikalen Gebrechen der französischen lyrischen Poesie: konventionellen Gemeinplätzen und deklamatorischen Wendungen. So enthält unter folgenden Versen:

> Français, pour nous, ah! quel outrage!
> Quels transports il doit exciter!
> C'est nous qu'on ose méditer
> De rendre à l'antique esclavage!

der erste einen ziemlich kahlen Ausruf, und der zweite ist völlig matt. An andern Stellen scheint der Geist der Freiheit selbst der Sprache vollere Töne, kühnere Rhythmen, als

ihr sonst natürlich sind, entlockt zu haben. Gleich die ersten vier Zeilen gehören zu den vorzüglich schönen; doch alle werden durch die letzte Anrufung verdunkelt:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté! liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs.
Sous nos drapeaux que la victoire
Accoure à tes males accents;
Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire.

Die Musik, worin sich eine ruhige Zuversicht, ein gehaltner und unerschütterlicher Muth so gut ausdrückt, mag auch das Ihrige beigetragen haben, die Marseiller Hymne zum Lieblingsliede zu machen. — Daß sich nach der Größe des Gegenstandes in einer andern Sprache ein Gesang denken läßt, der diesen an Hoheit, Schwung, tief geschöpfter Eigenthümlichkeit und schöner lebendiger Anschaulichkeit weit überträfe, braucht für Deutsche kaum erinnert zu werden. Wenn wir damit den Friedensreigen von Voß, dieß Meisterstück lyrischer Rhythmik, der sich die Musik von Zelter so glücklich anschmiegt, vergleichen, so drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die große Göttin Gelegenheit weit mehr über den Ruhm entscheidet, als der innre Werth einer That oder eines Werks.

---

1) Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire. Herausg. von J. D. Falk. Leipzig. 1798.

2) Der Mensch und die Helden. Zwei satirische Gedichte von J. D. Falk. 2. Aufl. Leipzig. 1798.
(Vgl. oben A. L. Z. 1797. Nr. 103.)

Die Fortsetzung obigen Taschenbuches läßt uns hoffen, daß es unter der Klasse von Lesern, für die es der Verfaßer nach dem Titel

bestimmte, einen zahlreichen Kreiß gefunden haben wird; und die Vergleichung mit dem vorjährigen überzeugt uns, daß Hr. F. auf der von ihm betretnen Bahn mit immer wachsender Einsicht fortschreitet. Wir finden hier mehr Eigenthümlichkeit in den Einkleidungen, bei gleicher Mannigfaltigkeit der Gegenstände. — Man hat es oft den Aerzten im Scherze vorgeworfen, sie müßten schlimme Zeiten wünschen, weil die Zeiten, wo die Witterung gesund ist, wo es keine Epidemien giebt, für sie die schlimmen sind. Mit dem Satiriker hat es gewissermaßen die gleiche Bewandtniß: er wäre verloren, wenn die Dinge dieser Welt alle so giengen, wie sie sollten. Leider zeigt sich eb'n keine Aussicht, daß er in diese Verlegenheit kommen, und daß der Stoff zur Satire ausgehen werde. Gleich der Aufsatz 'Sonnenklarer Beweis einer neuen und furchtbaren Propagande in Deutschland für den Muhamedismus: ein patriotischer Aufruf an die schlafenden Reichsstände', dessen Zweck man aus dem parodierenden Titel leicht errathen wird, erinnert, freilich auf die belustigendste Weise, an einen der offnen Schäden des Zeitalters und insbesondre unsers lieben Vaterlandes. Man kann in der That nicht sagen, daß die Streiche des Witzes, die hier mit leichter und sichrer Hand geführt werden, die leere Luft treffen, so lange Lärmschläger, welche nur allzu viel Gehör bei manchen Regierungen finden, fortfahren, das Mißtrauen dieser gegen die Regierten zu nähren, und jeden vernünftigen, freimüthigen Schriftsteller für einen Philosophen, folglich für einen Aufklärer, Illuminaten, Jacobiner, Aufrührer, Hochverräther, und wie die Stufenleiter weiter heißen mag, auszuschreien. Wenn alle Fehden des Verstandes um so einleuchtender geführt werden, je mehr man den Gegner mit seinen eignen Waffen schlägt, so muß man gestehen, daß diese Regel hier gut beobachtet ist: die Schlußart, womit der Obscurantismus das Dasein eines geheimen Bundes zur Umstürzung der Staaten hat beweisen wollen, ist auf das Treffendste nachgeahmt. Der Vf. hat sehr heterogene Zusammenstellungen für seinen Gegenstand drollig zu benutzen gewußt, und Luthers Prophezeiung vom Einbruche der Türken wird neben der sehr bedenklichen robe à la turque aus dem Modejournal aufgeführt. 'Doch, was will man sagen?' heißt es, 'da ich selbst im Besitz eines Wiener Pfefferkuchens bin, wo rechts das Brustbild des Großsultans, links das der Sultanin en bas re-

tief gearbeitet ist. Wie entgieng diese zweideutige Zeiterscheinung dem scharfsinnigen Beobachtungsgeist des Herrn Hofmann und Hochstätter? Wußten sie denn nicht aus eigener Erfahrung, wie schwer dem guten Wiener Volke von Seiten seines Kopfs, wie leicht von Seiten seines Magens beizukommen ist?' — Die Eudämonia wird hier mehrmals, bloß durch Anführung ihrer eignen Worte in ihrer ganzen Lächerlichkeit gezeigt; und dieß ist um so verdienstlicher, je schwerer es einem rechtlichen Manne ankommen muß, sich mit dergleichen kakodämonischen Schriften einzulaßen; was einem Satiriker nun schon von Amtswegen obliegt.

Die 'Reisen zu Waßer und zu Lande von Scaramuz' treiben sich dem grösten Theile nach in allerlei erbaulichen Abenteuern herum, die mit vieler Laune erzählt sind (besonders die Scene mit der holdseligen schönen Unbekannten, deren unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit empfangene Gunstbezeugungen er am nächsten Tage dem Polizeidirector anvertrauen muß, weil er seine goldne Uhr dabei eingebüßt hat); gegen das Ende aber, in der Bittschrift der Berliner Destillateure und der Beschreibung der dortigen Charité schließt sich der Spott an eine so bestimmte Wirklichkeit an, daß sein Werth zum Theil auf der bestimmten Richtigkeit der Angaben beruht, auf deren Untersuchung sich das Geschäft des Kunstrichters nicht erstreckt. Am Schluße dieser so muthwillig angefangnen Erzählung zeigt sich der Hang des Dichters zu ernsten Betrachtungen überzugehen, welcher auch in der poetischen Satire 'der Dekalog' den Ton angiebt. Es werden darin mehr Mißbräuche gerügt, als Thorheiten belacht. Die nähere Beziehung auf das Lokal der oben genannten Hauptstadt ist gewiß zweckmäßig: die grelleren Kontraste, welche aus einer zusammengedrängten Menschenmasse hervorgehen, sind dem Satirendichter nothwendig, und die Darstellungen der grösten, die es gegeben hat, sind in Rom, Paris und London zu Hause. Uebrigens scheint uns dieß Stück nicht grade das stärkste des Vfs. Es würde schwer sein, von der Anordnung befriedigende Rechenschaft zu geben, und die dialogische Form ist zu sehr auf der Oberfläche geblieben: A und B lösen einander nur ab, ihre Rollen sind nicht gehörig gesondert und entgegengesetzt, und man sieht nicht, daß ihre Reden in Wechselwirkung ständen. Bei dem Liede 'De-

mokritus an die Abderiten' drängte sich dem Rec. die Bemerkung auf, daß es mit der förmlichen Ankündigung des Lächerlichen eine eigne Sache ist, und daß Demokritus, wenn er seinen Spott auf diese Weise trieb, wohl manchmahl möchte allein gelacht haben. 'Der arme Thoms, ein Bruchstück aus den Bekenntnissen des Weiberfeindes', gehört zu demselben Roman, auf den schon voriges Jahr eine mitgetheilte Probe begierig machen mußte, und erregt lebhaftes Interesse. Ob das psychologische Phänomen eines Menschen, der vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre noch völlig taubstumm gewesen, nachher aber den freien Gebrauch von Gehör und Sprache wieder erlangt, und nun noch seiner früheren Gewöhnung, sich durch bildliche und umschreibende Ausdrücke zu helfen, treu bleibt, so wie es hier aufgestellt wird, eine strengere Prüfung ertragen würde, will Rec. nicht entscheiden. So soll der Knabe Thoms die Schwalben 'Träumerinnen der Felskluft' genannt haben; da die Armuth seiner Sprache daher rührte, daß der Vorrath seiner Zeichen nicht vermehrt ward, so ist es ja doch wahrscheinlicher, daß er vor dem sechsten Jahre das Wort 'Schwalbe', als zwei so dichterische Ausdrücke würde vernommen haben. Und wie soll man vollends die ungeschickten Verwirrungen glaublich finden, die Thoms noch immer durch seine willkürlichen Umschreibungen anrichtet, da er schon längst den Gebrauch seines Gehörs und seiner Sprache wieder hat, und durch Umgang, Reisen und Lektüre gebildet ist? Man erkennt in beiden Fällen Willkür der Darstellung, dort der Rührung zu Lieb, hier zu einem satirischen Zwecke. Für diese könnte man sie am leichtesten zugestehen: allein bei dem schwermüthigen Kolorit der Erzählung ziehen die satirischen Einschaltungen weniger an, und bekommen das Ansehen eines Gemäldes, dessen Rahmen mehr werth ist als es selbst. Einige kleinere Incohärenzen, z. B. daß der Knabe Thoms die Zahlen nicht kennen soll, und sie doch den Augenblick drauf wieder zu kennen scheint; daß sein Sohn Lorenzo hinter einem Reif herläuft, und nach manchen Begebenheiten, und nachdem sein Vater einen großen Theil von Europa durchreist, ein noch nicht dreijähriger Knabe ist, wird der Vf. bei einer sorgfältigeren Bearbeitung leicht wegnehmen können. Schwerer möchte es halten, das Gefühl des Lesers von dem plötzlichen Edelmuthe des Prinzen nach einer solchen Verworfenheit zu überzeugen, und mit Thomsens An=

hänglichkeit an den Mörder seiner Geliebten auszusöhnen. — Unter verschiednen eingestreuten Liedern ist besonders 'der sterbende Lorenzo' von einer süßen und rührenden Zartheit.

Von den beiden schon bekannten Satiren 'der Mensch' und 'die Helden' erscheint die erste sorgfältig durchgearbeitet, die zweite, so viel sich Rec. erinnern kann, ziemlich in der Gestalt, worin sie zuerst im deutschen Merkur gedruckt stand. Sie gehören nicht zu der gemäßigten, leichten Gattung, worin Horaz Muster ist, und die allein durch die Erscheinung der höchsten Freiheit des Gemüths poetisch wird, sondern haben mehr den leidenschaftlichen Schwung der juvenalischen Satire. Es ist über diese letzte Gattung noch so wenig Eindringendes, viel weniger Erschöpfendes gesagt, daß sich Rec. mancher Bemerkungen lieber ganz enthält, weil er sie in diesen Grenzen nicht gehörig würde entwickeln können. So viel sieht man gleich ein, daß man dem Dichter das Subjektive, die Stimmung, worin es difficile est, satiram non scribere, den gewissermaßen excentrischen Gesichtspunkt zugeben muß: weil es ihm sonst unmöglich fallen würde, das alltägliche Schauspiel des Lebens in ein Gemälde mit ergreifenden Kontrasten zu verwandeln. Aber es fragt sich, wo ist, bei dieser Mittelgattung zwischen rhetorischer Behandlung des Wirklichen und freier Dichtung, die Grenze, auf welcher das Subjektive nichts Objektives mehr zur Unterlage hat, und der Nachdruck der Schilderung in deklamatorische Uebertreibung übergeht? Sie kann um so leichter verfehlt werden, je allgemeiner der Gegenstand ist; und bei dem so oft behandelten der ersten Satire, dem Mißbrauche der Vernunft, scheint dieß wirklich hie und da der Fall zu sein. Die thierische Schöpfung wird überall dem Menschen als Muster vorgehalten, und der Unfähigkeit des beschränkten Instinkts vor der unendlichen Perfektibilität den Vorzug ertheilt, die freilich nicht ohne Corruptibilität gedacht werden kann. Es bedürfte nur einer etwas veränderten subjektiven Wendung, um von dem Elende der hier gepriesenen Thierwelt ein eben so schauderhaftes Gemälde aufzustellen, wie z. B. Hume es wirklich entworfen hat. Es wird gerühmt, daß die Thiere nie gegen ihre eigne Gattung wüthen. Damit hat es nicht einmal seine volle Richtigkeit, denn man weiß, daß die großen Hechte sich die kleinen recht wohl schmecken laßen u. dergl. mehr; aber gesetzt, es wäre: was bedeutet

der bloße Gattungsbegriff, da doch in der ganzen thierischen Schöpfung ein lebendes Wesen immer zerstörend über das andre herfällt? — Wie würde ein Schiffszimmermeister zu folgenden Zeilen den Kopf schütteln:

> Schau! Eichen, die im Lenz ein Vorgebirg umschatten,
> Besuchen es im Herbst als Masten und Fregatten.

Ohne die darin liegenden Unrichtigkeiten aufzuzählen, macht Rec. nur darauf aufmerksam, daß man dem Satiriker nicht, wie jedem andern Dichter, dergleichen nachsehen kann: man nimmt es genau mit ihm, wie er es mit den Dingen genau nimmt, und weil er sich um Alles bekümmert, muß er auch von Allem unterrichtet sein.

Das zweite Gedicht hat, außer dem Vortheile eines näher bestimmten Gegenstandes, auch an Reichthum, Schwung und Genialität noch Vieles vor dem ersten voraus. Wir fühlen hier die würdige Hoheit, ja die tragische Gewalt der ernsteren Satire, und die Phantasie, wenn sie sich diesem furchtbaren Bilde von den Greueln des Krieges entziehen möchte, wird durch die Darstellung unwiderstehlich gefeßelt. Die Erzählung des Knaben, der seinen Vater in der Schlacht verloren hat, ist wahrhaft herzzerreißend, und doch mischt sich eine mildere Rührung in den Eindruck, weil das Schrecklichste durch das Medium einer armen Kinderseele gegangen ist. Die Aufforderungen zu dem gedankenlosen Taumel eines Siegesfestes mitten zwischen solchen Jammerscenen sind von großer Wirkung, ob sie gleich über die Grenzen der Gattung in das lyrische Gebiet hinüberstreifen, so wie auch die Rhythmen, die alsdann fast dithyrambisch werden. Der männliche Charakter der Satire verlangt, daß auch in der erschütterndsten Leidenschaftlichkeit noch eine Art von Selbstbeherrschung durchschimmere.

Silbenmaß und Sprache sind, einige Härten ausgenommen, die durch das Bestreben nach Gedrängtheit so leicht verursacht werden, mit großer Einsicht und Kraft behandelt. Der Dichter hat sehr wohl gethan, sich nicht ganz an den regelmäßigen Alexandriner zu halten, dessen Symmetrie, so gut sie für das Sententiöse paßt, bald einförmig wird. Ueber die Wahl der tauglichsten Versart zur Satire wären wohl noch manche Versuche zu machen. Eine allzu enge Beschränkung ist lästig, und Freiheiten, die nicht genug bestimmt sind, ziehen gar zu gern eine gewisse Laxität der Behand-

lung nach sich. Wollte man fünffüßige gereimte Jamben wählen, die vor den sechsfüßigen so manche rhythmische Schönheit voraus haben, so wäre vielleicht die zugleich regelmäßige und abwechselnde Verschlingung der terze rime anzurathen, welche auch von den Italiänern zur Satire gebraucht werden. Die immer vollkommnere Bearbeitung und zunehmende Popularität unsers Hexameters erregt den Wunsch, die Satire (ohne andre Formen auszuschließen) durch Anwendung dieser Versart noch näher zu ihren großen römischen Vorbildern zurückgeführt zu sehen. So viel Rec. weiß, hat nur Bodmer in seinen letzten Tagen deutsche Satiren in Hexametern gedichtet; und freilich konnten so schwache und ungelenke Versuche nicht sonderlich zur Nachfolge reizen.

Oeuvres poissardes de J. J. Vadé et de L'Ecluse. Paris 1796.

Man hat sich durch die Erzählung der frühern Revolutionsscenen an eine so widrige und furchtbare Vorstellung von den Pariser Fischweibern (deren Einfalt und Leidenschaftlichkeit auch oft genug von Parteiführern gemißbraucht worden sein mag) gewöhnen müßen, daß man sie gern mit diesem lustigeren Bilde von ihren Sitten aus älterer Zeit vertauscht, dessen Aehnlichkeit aber vermuthlich wenig oder gar nicht gelitten hat. Vadé, den Diderot im Jaques unter die Inspirierten der Flasche zählt, war der Erfinder des genre poissard, welches sich, wie in der Vorerinnerung richtig bemerkt wird, dadurch vom Burlesken unterscheidet, daß dieses eine bloß durch die Phantasie geschaffne Gattung des Komischen ist, in jenem hingegen wirkliche Natur dargestellt wird. Man kann die vorliegenden Dichtungen nicht kürzer und genauer beschreiben, als durch die Benennung poetischer Bambocciaten. Nur freilich haben die Bambocciaten der Malerei den Vorzug, daß sie für sich selbst sprechen, da die poetischen,

um ihre ganze Wahrheit und Lebendigkeit geltend zu machen, mimischer Talente des Vortrags bedürfen, welche Vadé denn auch in hohem Grade besessen haben und deswegen in den pariser Gesellschaften sehr aufgesucht worden sein soll. So sehr sich ein angeblich feiner, aber eigentlich prüder Geschmack daran ärgert; so haben doch von jeher die gebildetsten Nationen großes Behagen an dergleichen Mimen aus dem niedrigen Leben gefunden. Gesunde, derbe, durch Arbeit abgehärtete Naturen sieht man sich hier, unbekümmert um die Schranken der Anständigkeit, lebendig bewegen; die Grobheit der poissardes ist naiv und drollig, und ihr entzündbarer Ungestüm nicht ohne Gutmüthigkeit. Sehr artig ist dieß durch die Zusammenstellung mit einer feineren Empfindungsart in den Bouquets poissards gehoben, worin der Dichter seiner Geliebten die Händel erzählt, in die er bei dem Einkauf eines Straußes für sie mit den Dames des halles geräth. Z. B.

„V'là," dit-elle, „du beau, mon roi,
T'nez voyez-moi toutça. V'là-t'y d'la fine orange?
Et ces oeillets? ça parle; on vous voit ça de loin.
Tenez, fleurez-moi ça! ça f'rait revenir un ange,
S'il était mort." ...... Pendant ce baragouin
Elle ajuste un bouquet énorme,
Mais presque aussi gros qu'un balai.
„Comment le trouvez vous?" Moi, lui dis-je, fort laid.
„Allez, monsieu le beau, que Charlot vous endorme!
Tirez d'ici, meuble du Châtelet!"
Un tel propos n'était point agréable.
Je me suis vu donner au diable
Par cent vendeuses de bouquet.
Ces dames souvent s'abandonnent:
Si Lucifer prenait les gens qu'elles lui donnent,
Vous ne me reverriez jamais.

Pourtant sans le secours de Flore,
Je prétends vous offrir mon hommage à mon tour.
Votre éclat seul vous pare et vous décore:
Les lys de la candeur, les roses de l'Amour
Forment votre ornement, et brillent plus encore
Que les fleurs que chacun vous présente en ce jour.
Ah! direz-vous, la ruse est bonne!
Ne voulant rien donner, il fait un compliment etc.

Hingegen La pipe cassée, poëme épi-tragi-poissardi-héroi-comique (man sieht, der Dichter hat den Kunstrichtern die Verlegenheit erspart, es unter eine Gattung zu bringen) en quatre chants, ist ganz in der niedern Welt zu Hause, wo die Scene spielt. Doch sind auch hier nur die Reden der Personen im Poissardendialekt; der Dichter selbst bedient sich des burlesken Tones und Silbenmaßes. So beschreibt er zum Beispiel, wie ein Musikant zum Tanze aufstreicht.

Sondain il sort du violon,
Qui par sa forme singulière
Avait l'air d'une souricière,
Des sons, que les plus fermes rats
Auraient pris pour des cris de chats.

Die Poissardensprache ist vorzüglich reich an schimpfenden Benennungen und Vergleichungen. Man hat Shakspeares Erfindsamkeit hierin bewundert; aber seine Kraft im Schimpfen ist nichts gegen diese Natur. Der Ausdruck wird dann auch am fremdesten, wie überhaupt für den Ausländer Manches zu rathen übrig bleibt. Um einen Begriff von dem Tone zu geben, wählen wir eine der verständlichsten und am meisten charakteristischen Stellen aus einer Chanson en l'honneur de Mam'zelle Manon la Couturière. Ihr Geliebter ist durch List und Gewalt angeworben, sie wendet sich an den König um seine Freiheit zu erlangen:

Yà Fontainebleau z'alle arrive,
Quasi presque aussi mort' que vive,
S'jette au cou de monsieux d'Villeroi,
Qu' alle prit d'abord pour le roi.

Monsieux, votre sarvante. J' suis l'vôtre;
C' n'est pas moi qu'est l'roi, dit-y, c'est un autre:
Mon enfant, tenez l' v'là tout là bas. —
Ah! monsieux, je l'vois; n' bougez pas.

Sire, excusez si j'vous dérange,
Mais c'est qu' je n'dors, ni bois, ni mange,
Du depuis que l'amant que j'ai,
Sur vot' respect, z'est engagé.

On z'y a forcé sa signature
De signer un papier plein d'écriture;
Il ne serait point zenrolé,
Si zon ne l'avait pas violé.

Le roi, qu' est la justice même,
Dit: Vous méritez qu' votre amant vous aime;
Puis lui fit donner mille zécus
Et son congé par la-dessus.

Ah! dit-elle, roi trop propice,
Sign' avait queuqu' chose pour vot' sarvice,
Je pourrions nous employer, dà! ......
Le roi dit, qu'il n'voulait rien pourça etc.

Das Lächerliche der Sitten wird durch den Kontrast mit den Geschlechtern noch erhöht, und so nehmen sich auch hier die Zänkereien der Weiber und die Zärtlichkeiten der Männer am lustigsten aus. Sehr drollig hat Vadé diese in den Lettres de la Grenouillère, entre Mr. Jérosme Dubois, Pêcheur du Gros-Callou et Mlle Nanette Dubut, blanchisseuse de linge fin, geschildert. Nur bei einem Stücke, Discours des halles et des ports, ist es namentlich angege-

ben, daß es von L'Ecluse herrührt. Den Beschluß machen Chansons grivoises und burleske Lobgesänge auf ein Paar Heilige.

Was einem Deutschen beim Lesen dieser Sammlung auffallen muß, ist, daß man unter uns das Komische, welches aus der naiven Charakteristik der Dialekte und der unvollkommnen Sprecharten entspringt, das schon die Griechen gekannt, und die Italiäner auf den höchsten Grad getrieben haben, das sich auch im weiten Umfange unsrer Sprache und unsers Nationalcharakters im Ueberfluße findet, viel zu sehr vernachläßigt.

Oeuvres morales et galantes de Duclos, suivies de son voyage en Italie. IV tomes. Paris 1797.

Schon der Titel dieser Sammlung zeigt an, daß sie aus sehr heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, was nicht befremden dürfte, wenn sie sich auf Duclos sämmtliche Werke erstreckte: da hier aber seine historischen Arbeiten weggelaßen sind, so dürfte es dem ungenannten Herausgeber schwer fallen, einen triftigen Grund für diese Zusammenstellung anzugeben. Das, worin der Werth der Reise nach Italien besteht, sind offenbar die politischen und historischen Bemerkungen und Ansichten, in denen der Vf. der berühmten Mémoires secrets nicht zu verkennen ist. Man findet auch hier von jenen prophetischen Aeußerungen, welche damals für paradoxe Kühnheit gelten mochten, aber durch die Bestätigung der Zeit sich als die Aussprüche eines scharfen und sichern Verstandes bewähren. Wie ein Mann, der die Gegenstände niemals unwillkürlich verschönerte, aber auch nicht feindselig auf ihre Verhäßlichung ausgieng, vor 30 Jahren Verhältnisse und Personen ansah, die seitdem zum Theil ein Eigenthum der Geschichte geworden sind, zum Theil auf dem Schauplatze der politischen Welt ihre Rolle noch fortspielen, bleibt immer unterrichtend und merkwürdig. Um nur ein Beispiel zu geben, so fügt Duclos, nachdem er vielversprechende Züge von

dem jungen Herzog von Parma erzählt hat, nach seiner trocknen Art hinzu: en fait d'éloges les plus justes donnés à des princes, il faut prendre des dates, et fixer les époques. Das gänzliche Stillschweigen von den Werken der schönen Kunst ist ebenfalls charakteristisch: man thut auf ein so glänzendes Fach nur dann freiwillig Verzicht, wenn man sich bewußt ist, ganz bestimmt ein eignes zu haben; man muß daher bei dem zur Mode gewordnen leeren Kunstgeschwätz diese Enthaltung manchen Reisenden eher wünschen, als von ihnen erwarten. Daß Duclos auch ein ganz außerhalb seiner Sphäre liegendes Verdienst zu schätzen wußte, erhellet aus seinem warmen Lobe Winckelmanns. Doch diese Reise ist schon durch eine Uebersetzung unter uns bekannt geworden. Die Oeuvres galantes bestehen in zwei Romanen: Mémoires sur les moeurs de ce siècle, und Confessions du Comte de ***, einem Feenmärchen Acajou et Zirphile und Histoire de Madame de Luz, Anecdote du règne de Henri IV. Die Romane sind, was schon der Titel des ersten ankündigt, Schilderungen der parisischen großen Welt, wie Duclos sie aus eigner Theilnahme an ihren Thorheiten, oder durch Beobachtung zu kennen Gelegenheit hatte. Das Lob, Beiträge zur Sittengeschichte dadurch geliefert zu haben, kann man ihm also nicht absprechen; aber man muß gestehn, daß diese Beiträge weder sehr tröstlich, noch sehr ergötzlich sind. Die in beiden Erzählungen aufgestellte Lebensart eines Helden der Mode, eines jungen Mannes von Stande, an den die Frauen wetteifernd bemüht sind das zu verlieren, was sie freilich längst nicht mehr besitzen, erscheint eben durch die Abwechselung einförmig. Jede sogenannte Geliebte macht immer sehr bald der nächsten Platz, und der Ueberdruß an diesen Eroberungen steht natürlich mit ihrer Leichtigkeit in gleichem Verhältnisse. Chamfort nennt dergleichen Händel, etwas unhöflich, aber wahr, des coucheries sans amour. Dazu kommt nun noch, daß Duclos, bei dem überhaupt ein auffallender, ja ein seltner, Mangel an Einbildungskraft sichtbar ist, sich fast nirgends zur Lebendigkeit einer Dichtung zu erheben weiß, und das Individuelle immer nur durch den Begriff zu faßen sucht. Seine Erzählung ist nicht im mindesten verführerisch: und bei solch einem Gegenstande war doch nur zwischen dem Lüsternen und Widrigen zu wählen. Die Aufstellung eines weiblichen Charakters, worin strenge

Selbstbeherrschung mit der reinsten Zärtlichkeit sich vereinigt, kann in beiden Geschichten das Gefühl nur unvollkommen versöhnen: der Mann, dem nach Erschöpfung aller Verirrungen noch solch ein Glück zu Theil wird, ist dessen nicht werth, man begreift nicht recht, wie er dazu kommt; und Beispiele von gleich ehrenvollen Ausnahmen im männlichen Geschlechte zu geben hat Duclos ganz vergeßen. Nach dem Anblicke jener schlaffen Verkehrtheit, welche das, was unter die wichtigsten sittlichsten Verhältnisse gehört, zur Sache der Konvention und der Mode macht, gewährt daher die Histoire de Madame de Luz, so traurig sie an sich ist, einen wohlthätigen Eindruck. Eine Frau von der reinsten Tugend, welche die einzige Schwäche ihres Herzens glücklich bekämpft, sieht ohne Schuld ihre Reize dreimal fremden Verbrechen zum Opfer fallen, und erliegt endlich dem Gram über ihre unwillkürliche Entehrung. Das Kostum der Zeit ist gut gehalten, und es läßt sich daraus abnehmen, daß Duclos in seinen Romanen etwas Beßeres geschildert haben würde, wenn er es um sich her gesehen hätte: dichten konnte er nun einmal nicht. Acajou et Zirphile ist so artig und unterhaltend, als ein Märchen, das eigentlich ohne Phantasie, nur vermittelst des Witzes zusammengesetzt wird, irgend sein kann. Man kennt es aus der Bearbeitung von Fr. Schulz unter dem Namen Muku und Bstbst. Auch von den Confessions du Comte de *** haben wir eine Uebersetzung, aber eine schlechte. Gut oder schlecht, sie war unnöthig.

Der schätzbarste Theil der ganzen Sammlung sind unstreitig die Considerations sur les moeurs de ce siècle, die den ersten Band ausfüllen. Hier zeigt sich Duclos auf die vortheilhafteste und eigenthümlichste Art. Das entschiedne Uebergewicht seines Verstandes über die andern Seelenkräfte, welches da, wo er auf Darstellung Anspruch macht, Kälte und Trockenheit hervorbringt, hat hier nur die Kürze, Klarheit und Bestimmtheit des Vortrags befördert. Es giebt genialische Beobachter, denen eine feurige Einbildungskraft und Leidenschaftlichkeit des Charakters, sonst die beiden Hauptquellen von Irrthümern, Wahrheit entdecken und das verworrenste Gewebe der Triebfedern mit kühnen Blicken durchdringen helfen: zu diesen gehörte Duclos nicht, aber was ruhige Schärfe des Urtheils und Feinheit des Geistes vermag, hat er redlich geleistet. Dabei ist er

von der Eitelkeit frei, welche den Menschenkennern von Profession so leicht anhängt, die Menschen noch schlechter finden zu wollen als sie sind, um auf diese Art ihrem Scharfsinn auf Unkosten ihres Herzens ein Kompliment zu machen. Seine Bemerkungen schildern theils die Welt, wie sie überall und immer ist, theils wie sie damals in Frankreich war; und die Wahrheit des Allgemeinen, das jederzeit geprüft werden kann, verbürgt die auch sonst bestätigte Genauigkeit bei dem Lokalen. Man hat hier, wie bei den Mémoires, oft Veranlaßung, darüber zu erstaunen, daß ein solcher Hof einen Mann zum Historiographen gemacht hat, der so sehr im Stande war, die Geschichte desselben zu schreiben.... Selbst für den wißenschaftlichen Sittenlehrer können diese Beobachtungen nicht ohne Werth sein: wenn Duclos gleich in Ansehung der Grundsätze die Irrthümer seiner Zeit theilt, indem er glaubt, daß sich alle moralischen Begriffe aus dem intérêt bien entendu ableiten laßen, so nöthigt ihm doch ein richtigeres Gefühl an andern Stellen, ihre innre Nothwendigkeit und Unabhängigkeit von Berechnungen des Verstandes anzuerkennen; und dergleichen Widersprüche sind belehrender und achtungswürdiger als die Konsequenz der Flachheit.

Geschichte eines Geistersehers aus den Papieren des Mannes mit der eisernen Larve. Herausg. von Cajetan Tschink. 1...3 Band. Wien 1790...1793.

Geschichte eines Geistersehers. 2 Bände. Ff. u. Lpz. 1797.

Wir wißen nicht, welche Bewandtniß es mit obigem zweiten Abdrucke dieses Romans hat, da weder der Name des Verlegers angegeben, noch bemerkt ist, daß er eine neue Auflage sei, auch der dritte Theil noch fehlt....

Die vornehmeren Geistergeschichten haben es mit unsern alltäglichen Spukereien sehr oft gemein, daß sich die Ueber- oder Unterirdischen um Kleinigkeiten inkommodieren, und sehr geringe Zwecke durch die fürchterlichsten Erscheinungen erzielt werden Man muß es daher diesem 'Seher' schon zum Verdienst anrechnen, daß er einen Plan befolgt, welcher der Rede werth ist. Er ist auf eine Anekdote

aus der portugiesischen Geschichte vom König Sebastian gegründet, der im J. 1578. in einer Niederlage blieb, welche seine Armee bei einem Zuge nach Afrika erlitt. Etwa zwanzig Jahre nachher erschienen vier Pseudo-Sebastiane, von denen einer sein Vorgeben so glaublich zu machen wußte, daß noch jetzt Zweifel bestehen, ob er wirklich bloß eine jesuitische Erscheinung gewesen sei. Die geheime Gesellschaft, die hier zu Anfange versammelt ist, und eben nicht mit einer neuen Erfindung eingeführt wird (denn der erzählende Held des Buches geräth unter sie, da er in einem einsamen verrufenen Gebäude übernachtet), beschäftigt sich mit Abwerfung der spanischen Herrschaft, unter welcher sich Portugal befand, und der Wiedereinsetzung Sebastians, der irgendwo als Einsiedler und Greis von 108 Jahren leben soll. Unser junger Geisterliebhaber wird, da man seine hohe Geburt erfährt, von den Verbündeten für ein brauchbares Werkzeug ihrer Absichten erkannt. Man vertraut ihm zwar noch nichts, aber Seltsamkeiten und Wunder verfolgen ihn auf allen Wegen und Stegen. Vor allen setzt ihm ein Namenloser, ein Unbegreiflicher, welcher nachher mit einer vertraulicheren Benennung nur 'der Irländer' heißt, so zu, daß er sich endlich dem Willen der geheimen Obern fügt und für sie zu handeln beginnt. Das Interesse des Sebastian kreuzt sich noch mit einem andern Zwecke im Hintergrunde, und eben um diese Bereicherungen der Intrigue zu begünstigen, ist der Zeitpunkt der Begebenheit bis zu demjenigen, wo der Herzog von Braganza sich des portugiesischen Throns bemächtigte, vorgerückt worden. Indessen begehren wir überhaupt nicht, dieses höchst verworrene Gewebe mit der Geschichte genau zu vereinbaren. Zum Schaden desselben ist nur allzuviel Fremdes eingemischt; die erdichteten Gestalten laßen sich nicht einmal ordentlich gruppieren; es giebt Episoden in Menge, die zum Theil nur sehr lose in die Haupthandlung eingeflochten, oder nur skizziert, und damit auch auf der letzten Seite noch Räthsel übrig bleiben, nicht ausgeführt sind. Unser Schriftsteller hat so wenig wie viele andre einen Begriff von weiser Sparsamkeit: wenn sie die Wirkung recht erhöhen wollen, so setzen sie Lichter ohne Zahl auf; sie laßen die Schläge des Wunderbaren so dicht herunter fallen, daß einer den andern entkräftet, und dem Leser über allen Räthseln die Neugierde vergeht. Man sieht selten, wie der Plan vor- oder rückwärts

Digitized by Google

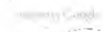
geht, oder was etwa durch diesen oder jenen Streich gewonnen werden möchte. Ob irgend ein fester Gang beobachtet wird, davon ist nicht die Frage, sondern bis zu welcher Länge sich das Buch ausspinnen läßt. Der Stoff wäre hier für sich selbst reichhaltig genug, allein das Interesse ist durch die lästige Ueberladung desselben durchaus geschwächt; die Erfindungen sind mannichfaltig, aber oft matt, und von Seiten der Charakterzeichnung ist nichts gethan, jene zu heben. Man kann nicht unbedeutender sein als der Held. König Sebastians geheimnißvolle Erscheinung ist eigentlich gar nicht benutzt worden. Er ist nur ein Scheinbild; sonst würde es auch dem alten Manne nicht ziemen, daß er sich mit solchen Täuschungen persönlich abgäbe. Der Irländer ist ein Vogel, der schon seine bestimmten Farben hat, wie Papageno ungefähr: er ist seitdem längst zur förmlichen Maske unter uns geworden. Das Einzige, was wir dem Vf. danken, ist, daß sich die weibliche Hauptfigur, Amalia, weniger verschroben wie die übrigen zeigt. Zuletzt tritt noch ein Gegen-Irländer auf und zettelt eine Gegenverschwörung an, durch welche der Held sein Leben verwirkt. Das Haupt wird ihm abgeschlagen; dem ungeachtet geht er mit demselben davon, und kriecht unter die bekannte eiserne Maske. Der philosophische Theil des Buches ist den geringen Geisteskräften, die der Held zu seiner Vertheidigung gegen den Irrthum aufzuwenden hatte, angemeßen.

The Monk, a romance. By M. G. Lewis. 3 Voll. Lond. 1797.

Der Mönch. Aus dem Engl. von Friedr. v. Oertel. In drei Theilen. Leipz. 1797.

In England ist man bei der zweiten, wo nicht gar dritten, Ausgabe dieses auffallenden Produktes, Frankreich und Deutschland sind mit Uebersetzungen beschenkt worden. Hin und wieder ist der Mönch verboten; allenthalben aber scheint er viel gelesen zu werden. Was soll man dazu sagen? Ein tüchtiger Schlag verfehlt seiner Wirkung nicht, und man kann dem jugendlichen Feuer des Hrn. Lewis, der, wie man weiß, diesen Roman vor seinem zwanzigsten Jahre schrieb, die Macht zu erschüttern nicht absprechen; ja er ge-

währt seinen Anhängern im Einzelnen noch gültigere Entschuldigungen. Den Grundstoff hat er aus einer spanischen Erzählung genommen: Spanien ist schicklicher Weise der Schauplatz der Begebenheit geblieben, und die Sitte nirgends verletzt, das Kostum des Gegenstandes aber noch beßer beobachtet worden. Das Kolorit brennt gleichsam von dem Ausbruche einer langgenährten mönchischen Begierde mit dem Satan im Hintergrunde, und der erste Eindruck ist ungefähr wie der von manchen gothischen Gebäuden, in welche das Licht durch gelbe Glasscheiben fällt. Uebrigens gehört die Eröffnung der Scene zu den anlockenden Seiten des Buchs: sie ist wirklich sehr dramatisch und führt uns in die Mitte der Anschauung. Die Glocken läuten, ganz Madrid strömt zur Kirche der Kapuziner, um den heiligen Helden, den schönen und beredten Ambrosio, predigen zu hören, dessen Glorie doch bald durch eine unheimliche Ahndung verdunkelt wird. Noch ist er zwar kein Heuchler, außer in so fern er sich selbst belügt; allein der Stolz auf seinen unbefleckten Wandel ist eine billige Reizung für den Bösen, der von jeher der demüthigen Hoffart besonders feind gewesen ist. — Die Hauptpersonen finden sich hier meistens beisammen, und der Vf. zögert auch nicht, uns vermittelst eines Traums und einer Wahrsagerin düstere Blicke in die Zukunft werfen zu laßen, welches mit dem Ton der ganzen Komposition recht gut übereinstimmt. Es liegt sogar eine Milderung des Schrecklichen darin, daß wir die unschuldige Antonia von Anfang als das auserseheue Opfer betrachten, und bei dem Bilde, das wir zuerst von ihr bekommen und behalten, scheint in der That eine beßere Ueberlegung den Pinsel geführt zu haben. Man sieht nur ihre holde Einfalt und Begränztheit: ihr ist, ganz wie es sich für ein Opfer schickt, die Natur des Lammes ertheilt, und man kann sagen, daß dieß den schrecklichen Kontrast mit ihrem Mörder verstärkt und doch auch erträglicher macht, weil es fast nur ein sinnliches Mitgefühl erlaubt. Wo es möglich ist, bleibt sie in der Ferne zurück, und im ersten Theile hören wir nichts weiter von ihr, indessen die Versuchungen des Mönchs beginnen. Sie sind in den lieblichsten Farben angelegt, und dennoch schimmert eine gewisse Glut hindurch, die sie leicht als eine Schattierung des höllischen Gemäldes, nur freilich als die feinste, verrathen. Die Verführung ist hier beinahe so reizend ge-



schildert als in Cazottes Diable amoureux, in welchem der Vf. auch das Vorbild einer solchen Ausführung mag gefunden haben. Nichts kann beßer ersonnen sein, als den Mönch zuerst durch eine Abbildung der Madonna in seiner Zelle zu reizen; nichts anziehender hingestellt werden, als der junge, schwermüthige Rosario, der sich durch die schönsten Abstufungen in eine unwiderstehliche Verführerin mit den Zügen jener Madonna verwandelt. Dazwischen thut der Auftritt mit der Nonne Agnes, welche den strengen Mönch umsonst zum Erbarmen mit dem Vergehen ihrer Liebe anfleht, und einem fürchterlichen Looße von ihm überantwortet wird, der selbst seinem Falle so nahe steht, die zerreißendste Wirkung Wir sehen ihn denn wirklich fallen, und damit geht der menschliche Theil der Dichtung zu Ende: das Uebrige ist vom Teufel. Aber freilich, wen er bei Einem Haare gefaßt hat, der ist sein auf ewig, und so ist man denn auch hier wie verdammt, das Uebrige auszulesen. Es hebt eine Episode von der Agnes an, wo uns wohl bekannte Gespenster und der ewige Jude, der ein flammendes Kreuz an der Stirn trägt, vorgeführt werden. Eine Räubergeschichte, wo Reisende in einer einsamen Waldhütte gastfreundlich Aufnahme finden, wo sie aber mit Mühe der ihnen zugedachten Ermordung entkommen, ist zwar mit großer Wahrheit und glücklichen Zügen ausgeführt, doch ist sie eine gar zu willkürliche Zugabe und verräth sich eben dadurch als eine von den mancherlei Ausbeuten, welche der Vf. von fremdem Boden auf sein wucherndes Feld übertragen hat.... Sie hat hier weiter keine Verbindung mit den Uebrigen, als daß sie dem Werke auch im Umfange ein bescheidnes Maß überschreiten hilft. Wir treffen weiterhin noch mehrmals auf einzelne, mit versprechendem Talent behandelte Auftritte, aber das Ganze beweist die tiefste Barbarei der Einbildungskraft und des Geschmacks. Diese scheint den Vf. selbst verhindert zu haben, manche Mittel, die in seiner Gewalt standen, treffender für seine furchtbare Katastrophe zu benutzen, und die gemeinen Romanenhandgriffe auszuschließen, die jene nur schwächen können. Zu den letzten gehört die Braut, welche gleich für Medina wieder in Bereitschaft ist. Ihre sonst sehr malerische Erscheinung als die Heilige bei einem religiösen Aufzuge hätte sich vielleicht anderswo bedeutender anbringen laßen. Zu den Unterlaßungsfehlern muß man es rechnen, daß es nicht auf eine natür-

liche Art und allmählich an den Tag kommt, Antonie, die er geschändet, sei seine Schwester, und die von ihm ermordete Elvira seine Mutter, sondern daß er es erst von dem Teufel hören muß, und zwar zu einer Zeit hören muß, wo er schon zu stumpf ist, um es wirklich zu vernehmen. Auch auf den Leser, der diese Entdeckung längst errathen konnte, wirkt sie hier nichts mehr: das Maß der Scheußlichkeiten ist längst voll; das Gemüth hat sich entweder dagegen gestählt, oder ist darunter erlegen. Der doppelte Besuch des Teufels in eigner Person, da er doch in der That an dem untergeordneten Geist in der schönen Maske genug gewesen wäre, um Ambrosios Verschreibung zu erhalten, ist ebenfalls für die Wirkung übel berechnet. Wenn wir mit Beelzebub nicht verschont werden konnten, so wäre es doch beßer gewesen, ihn bis zu dem Moment, wo er den Ambrosio holt, zur versparen. Zur Warnung für diejenigen, welche den Mönch auf sonstige Empfehlung zur Hand zu nehmen geneigt sind, zeichnen wir den Schluß aus, als das Ziel wohin eine solche Lektüre führt: 'Sprachs und setzte die Klauen in des Mönchs Glatze, und sprang mit ihm vom Felsen. Die Höhlen und die Berge erschallten von Ambrosios Geschrei. Höher und höher schwang sich der Teufel und ließ dann den Gemarterten los. Herab stürzte der Mönch durch den weiten Luftraum; eines Felsen scharfe Spitze fieng ihn auf; er rollte von Absturz zu Absturz, bis er zertrümmert und zerbrochen an des Flußes Ufern liegen blieb. Noch war Leben in seinem zerknickten Gebeine, aber vergebens waren seine Bemühungen aufzustehn, seine zermalmeten Knochen versagten ihm den Dienst. Jetzt stieg die Sonne am Horizont herauf, und schoß ihre sengenden Strahlen auf das Haupt des sterbenden Sünders. Myriaden von Insekten lockte die Wärme hervor; sie saugten das Blut aus Ambrosios Wunden, drangen in seine Beulen, stießen ihre Stacheln in seinen Körper, und ließen ihn die unerträglichste Pein fühlen. Die Adler des Felsen zerrißen sein Fleisch stückweise, und hackten ihm mit krummen Schnäbeln die Augen aus. Ihn quälte ein brennender Durst, er hörte dicht neben sich des Flußes Murmeln, aber vergebens wollte er sich vollends hinschleppen. Blind, verstümmelt, ohne Hülfe, unter wüthenden Gotteslästerungen und Flüchen, unter Verwünschungen seines Daseins, unter Furcht vor den noch größeren Martern nach dem Tode, schmachtete

der Elende drei volle Tage. Am vierten erhob sich ein heftiger Sturm; die tobenden Winde zerschellten Felsen und Wälder; durch den umnachteten Himmel schoßen rothe Blitze; in Strömen fiel der Regen; der Fluß schwoll an; die Wellen traten aus ihren Ufern; sie erreichten den Ort, wo Ambrosio lag, und führten des Verzweifelnden Leichnam mit sich fort.' — Doch freilich, was hätten wir hiegegen einzuwenden? Die Stelle ist ja fast wörtlich aus Veit Webers Teufelsbeschwörer genommen, der zu seiner Zeit Bewunderer genug gefunden hat. Der Vf. könnte auch nicht beßer thun, als dieses Kleinod seinem Werk einzuverleiben, mit dem es so sehr aus Einem Stück ist, daß man die Fuge gar nicht bemerkt. Durchgehends herrscht in demselben die Konsequenz einer gothischen Natur, obige Fälle nicht ausgenommen, wo der Vf. mit seinem geplünderten und eignen Reichthum wie ein Verschwender umgegangen ist; einer Natur, die von keiner Haltung und Mäßigung weiß, und das Licht der schöneren Kunst, wo die Anlage dazu wirklich vorhanden, in unterirdische Flammen verkehrt. Durch fremde Einmischungen, Häufung der Gräuel, und selbst durch die fast immer so gezwungne Einführung seiner Gedichte (wovon eines, das Lied des Verbannten, sich durch große Schönheiten auszeichnet, und durch den glücklichen Gebrauch der im Englischen, wenigstens in den ernsteren Gattungen, meistens vernachläßigten weiblichen Reime eine höhere Harmonie gewonnen hat, als die lyrischen Gedichte der Engländer zu haben pflegen) hat der Vf. bewiesen, daß er keinen Begriff von verständiger Zurückhaltung, von Harmonie und Einheit hat, sondern nur seinen ganzen Vorrath anzubringen bemüht war; manche Gemüthsstimmungen, Situationen und die fortreißende Gewalt der einmal losgelaßenen Begierde hat er mit unleugbarer Wahrheit aufgefaßt. Bemerkungswerth ist es, daß manche englische Kunstrichter eben von dieser Seite seine Moralität, und zwar aus dem Grunde haben verkennen wollen, weil sich jene Gewalt an einem der Kirche angehörigen Subjekte zeigt; andre aber seine Kunst, weil er unnatürliche Uebergänge dabei gewagt haben soll, indem er z. B. den Mönch, noch mit dem Eindruck einer furchtbaren Erscheinung erfüllt und zum ersten Male mit zauberischem Werkzeuge ausgerüstet, der Befriedigung seiner Begierden nachgehen läßt: da doch wirklich häufige Erfahrungen zeigen, daß selbst schreckliche Erschütterungen

der aufgeregten Sinnlichkeit zum Sporn dienen, und die Heftigkeit thierischer Wollust der Grausamkeit so nahe verwandt ist. Uns scheint im Gegentheil, der Vf. hat so viel eingesehn, daß er seine Menschen nicht als wahnsinnige Teufel darzustellen hatte. Ambrosio wird mehr wie einmal durch Regungen der Menschlichkeit oder des mit dem Laster verbundnen Ueberdrußes von der Begehung seiner Verbrechen abgeschreckt; ja nach der entsetzlichsten seiner Thaten fühlt er ganz den Jammer derselben, und das ist wenigstens Natur, wenn es auch bloß die sinnliche sein sollte. Bei allem, was der Vf. verspricht, ist es denn doch sehr zweifelhaft, ob er je etwas leisten wird, das eines reineren Wohlgefallens werth wäre; und dieß haben sich diejenigen mit zu verdanken, die seinen ersten Versuch ungebührlich begünstigten.

Dem Uebersetzer kann man seine Wahl nicht verdenken, und seine Arbeit verdient alles Lob. Wir haben nur wenige Unrichtigkeiten bemerkt. Die Uebertragung der Verse ist freilich ziemlich steif gerathen, das nämliche Lied ausgenommen, welches oben erwähnt wurde, und das hier, obgleich einige Züge des Originals noch beßer hätten benutzt werden mögen, doch die schmelzende Innigkeit desselben im Ganzen erreicht, ja vielleicht übertrifft. Wir errathen nicht, warum der Uebersetzer sich an die englische verdünnende Erweiterung der dänischen Ballade gehalten, und nicht die schon vorhandene deutsche Nachbildung des Originals in Herders Volksliedern gegeben hat, woher doch unstreitig Hr. Lewis das Stück entlehnte. Er hat nämlich in Deutschland gelebt, und man findet noch andere Spuren von seiner Bekanntschaft mit der deutschen Romanenwelt. Die englischen Kunstrichter haben nicht ermangelt, diese Aehnlichkeit mit gewissen deutschen Dolch- und Geisterdichtungen zu bemerken, von denen sich doch der Mönch durch Klarheit der Darstellung vortheilhaft unterscheidet, und ihn als einen Zögling of the wild German school anzusehn. Diese Herren erfahren meistens nur das, was in den unteren Regionen unserer Litteratur vorgeht, und haben sich danach einen allgemeinen Begriff von ihr gemacht; auch ist es recht gut, daß sie von dem, was eigentlich die Fortschritte unsrer Bildung bezeichnet, keine Notiz nehmen: sie würden es schwerlich recht faßen.

---

1) Adèle de Senange ou Lettres de Lord Sydenham, en deux Volumes. Hamb. 1796.

2) Adele von Senange oder Briefe des Lord Sydenham. Aus dem Französ. von L. F. Huber. Tübingen 1795.

Diese liebenswürdige Dichtung der Frau von Flahault ist durch die Uebersetzung und später im Original längst unter uns verbreitet gewesen. Sie wird also nicht mehr als Neuigkeit, sondern vielmehr als ein Werk angezeigt, das über dieß zufällige Verdienst hinaus allen seinen Reiz behalten hat, und um so sicherer behalten wird, da er nicht auf einzelnen Zügen, sondern auf der Uebereinstimmung zwischen der Anlage und Ausführung des Ganzen beruht. Beide sind von gleicher Zartheit, und die erste so glücklich ersonnen, daß das liebliche Detail der andern wie von selbst daraus hervorzugehen scheint. Das geschilderte interessante Verhältniß des alten väterlichen Gemahls zu der blühenden Gattin, die er durch seine Hand und seinen Namen vom Kloster errettet hat, und dem jungen Freunde, ist, da es zwischen unverdorbnen Seelen besteht, weit einfacher als der erste Blick es ansieht; und doch begünstigt es alle Feinheit der Darstellung, und kein andres würde die Anmuth und geistvolle Fröhlichkeit Adelens, ihre gefühlvolle Beweglichkeit und alles Kindliche dieses holden Kindes in ein so reines Licht gesetzt haben. Aus der Güte des Alten, die durch keinen Zusatz von übel angebrachtem Heroismus entstellt wird, aus der jugendlichen Strenge des Liebhabers, und Adelens selbständiger und doch so liebevoller Unbefangenheit entwickeln sich die mildesten Kontraste, die niemals aufhören Kontraste zu sein, und eine Kette von Scenen, die, bald munter, bald rührend, immer von der sittlichsten Grazie belebt werden. So ist die erste Erscheinung des Herrn von Senange mit unbeschreiblicher Leichtigkeit behandelt; und bei verschiednen andern ist ein feiner Muthwille sichtbar. Die Eigenthümlichkeit des Engländers offenbart sich ohne Uebertreibung und Trivialität; das Einzige, wodurch sie in das letzte verfallen möchte, ist der etwas leere Hang, Guineen auszutheilen, und der große Triumph, den er über seine Wohlthätigkeit feiert, wenn er diesen durch die damit verbundene Naivetät nicht wieder gut machte. Man kann übrigens

wohl nicht umhin, die Sorge des Hrn. von Senange ein wenig zu theilen, der dem künftigen Gemahl Schonung und Gerechtigkeit empfiehlt, oder auch vorauszusehn, daß sie ihm zuweilen gegründete Unruhen bereiten könnte: aber in der That wird die Geschichte dadurch nur pikanter, daß man jenseits des Endes noch etwas erblickt, woran sich Theil nehmen läßt. Nur können wir nicht bergen, daß Adelens letztes Betragen ernstere Besorgnisse erweckt, die nicht mehr bloß dazu dienen, sie anziehend zu machen. Der Mangel an Muth gegen ihre Mutter, der unter diesen Umständen nicht kindische Schüchternheit, sondern sklavische Furcht ist, könnte auf Charakterlosigkeit schließen laßen, und bleibt ein wirklicher Flecken für das Bild, an dem man sich nur leichte Schatten gefallen laßen mag. Mit wie weniger Schwierigkeit wäre er wegzunehmen! In der Uebersetzung ist er, wir wißen nicht, ob mit Vorbedacht oder zufälliger Weise, durch Weglaßung der letzten Briefe schon gemildert, aber freilich der Leser über den Ausgang in Ungewißheit gelaßen worden. Die Vfn. theilt uns in einer Vorrede (die sich, so wie die Zugabe eines eben nicht bedeutenden Märchens, Aglae, nicht bei der Uebersetzung befindet) einige ihrer Ideen über den Roman überhaupt mit, welche glückliche Ansichten enthalten, wohin wir unter andern die hohe Schätzung des Don Quixote rechnen; wenn gleich über den Ursprung des Romans manche Verwechselung mit dem epischen Gedichte vorfällt, und uns Deutschen besonders solche Beispiele wie das von der Clarissa, die jedermanns Bewunderung errege, im Gegensatze mit Homer, der allen Frauen und vielen Männern unzugänglich, dem Enthusiasmus der Gelehrten allein überlaßen sein soll, nicht gut gewählt dünken möchten. Die Stelle, welche die Verfaßerin für ihr eigenes Werk angegeben hat, ist eine von den mannichfaltigen Ansichten des Romans, die vollkommen gelten können, wenn sie so vortrefflich ausgeführt sind. Sie hat sich mehr an die Wirklichkeit gehalten, an den häuslichen täglichen Kreiß des Daseyns; aber sie hat Gehalt und Anmuth hineingelegt, und so hat sie sich im besten Sinne rapprochée de la nature, wie es ihre Absicht war.

Die Uebersetzung drückt den Geist des Originals vollkommen aus; doch könnte sie freilich in einzelnen Stellen mit mehr Fleiß gemacht sein.

Rhapſodien aus den Papieren eines einſamen Denkers. Herausg. von K. L. M. Müller. Leipzig. 1797.

Der Vf. macht in einer kurzen Vorrede nicht Anſpruch darauf, 'neue noch nie gekannte Anſichten von Dingen zu geben, welche die Menſchen intereſſieren. Er wollte bloß denen, welche durch die Freuden des Denkens gern ihrer höhern Natur ſich bewußt werden, eine Unterhaltung verſchaffen, an welcher ihr Herz Theil nehmen könnte, weil er überzeugt iſt, daß nur durch die innige Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle der Menſch den Weg zu allem Großen und Edlen zu finden vermag.' Dieſen Zweck konnte er nicht verfehlen, da er die ungezweifelte Wahrheit des letzten Satzes an ſich ſelbſt zu bewähren ſtrebt. Man ſieht, daß er die Lehren der Philoſophen, denen er hauptſächlich folgt, eines Kant und Schiller, nicht bloß ſtudiert und begriffen, ſondern daß er ſie auch gefühlt hat; die Klarheit ſeines nur ſelten an das Deklamatoriſche ſtreifenden Vortrags wird von einer ſanften Wärme belebt. Die Aufſätze ſind: I. Ideen über den Einfluß der Moralität auf das ſchöne Betragen in der Geſellſchaft. II. Ueber die Illuſion bei einem Werke ſchöner Kunſt Die Mißverſtändniſſe, gegen welche der Vf. hier mit treffenden Waffen ſtreitet, als ob der Zweck der Kunſt bloß die wahrſte Nachahmung und die Bedingung ihrer Wirkung die Täuſchung, nicht der freie ſchöne Schein ſei, möchten, wiewohl ſich ſchon mächtige Stimmen dagegen erhoben haben, doch nicht ſo leicht aus der gemeinen Meinung zu vertreiben ſein, weil ſie aus der ganzen Beſchaffenheit der modernen Bildung, und aus dem Mangel an Bedürfniß für eigentlich ſchöne Kunſt bei ſo Vielen entſpringen. Der Verfaßer drückt ſich wenigſtens nicht genau aus, wenn er ſagt, 'die Kunſt ſolle ſich einzig und allein damit beſchäftigen, Zuſtände der Empfindung in menſchlichen Seelen darzuſtellen.' Dieß heißt die Künſte bloß von der muſikaliſchen Seite betrachten, da ſich dieſe doch eher zu der plaſtiſchen Seite hinüberziehen läßt als umgekehrt. Wenn man auch zugiebt, daß der Künſtler niemals unmittelbar ein äußeres, ſondern immer ein inneres Objekt darſtellt; ſo iſt doch die Anſchauung desſelben ganz verſchieden von der Empfindung, der Richtung des Gemüths auf ſeinen eignen Zuſtand ohne Bezug auf ein Objekt. Selbſt wo dieſe zu einer freien Darſtellung erhoben

werden soll, muß sie dem betrachtenden Künstler ein Gegenstand der Anschauung werden. — III. Ueber Lebensgenuß. Briefe an einen Freund. IV. Ueber Elend und Glückseligkeit. V. Kunst und Natur, vertraute Freundinnen. Die Einkleidung in den beiden letzten Aufsätzen ist schwach; überhaupt ist der fünfte am wenigsten befriedigend. Die scharfe Sonderung und Bestimmung der Begriffe, ohne welche hier wenig auszurichten war, ist verabsäumt. Wenn der Vf. künftig, wie er es gewiß vermag, ohne Führer auf eignem Wege weiter vordringen will; so ist ihm ausgebreitete Beobachtung, Studium der Poesie, und der ihr verschwisterten Künste, nicht in der Theorie, sondern in ihren Werken, endlich Studium der Kunstgeschichte zu empfehlen. Untersuchungen, die nicht bloß reine Spekulation sind, sondern ein in der Sinnenwelt vorkommendes Objekt haben, können nur durch die genaueste Bekanntschaft mit diesem ihren ganzen Umfang und die gehörige Tiefe erhalten.

Briefe ästhetischen Inhalts mit vorzüglicher Hinsicht auf die Kantische Theorie, von C. F. von Schmidt-Phiseldeck. Erste Sammlung. Ueber die allgemeinen Grundsätze der Aesthetik, und die Dichtkunst insbesondere. Altona. 1797.

Philosophieren ist ein männliches Geschäft: es soll und kann nicht von Säuglingen und Unmündigen getrieben werden. Zwar nennt ein Dichter die Philosophie mit Recht 'der Trübsal süße Milch', aber es soll doch kein Kinderbrei aus ihr gemacht werden, wobei der Lehrer nur das Amt der Wärterin versehen und sorgen müßte, ihn ja recht weich zu kochen, umzurühren und gehörig zu versüßen. Ihr ganzer Werth, ja ihr Wesen beruht auf selbstthätigem Gebrauche der Denkkraft: und wie kann der Andre dazu erwecken, der ihn selbst nicht übt? Wenn der Lehrer ein Schüler ist, der nicht bloß auf das Wort seines Meisters schwört, sondern auch nirgends bewährt, daß er eigne, ursprüngliche Gedanken

haben kann, so muß an die Stelle der freien Mittheilung, wodurch allein der lebendige Geist einer Philosophie fortgepflanzt werden kann, eine gänzlich passive Ueberlieferung treten, die sich an das Caput mortuum derselben hält. So ist es denn auch nur allzuhäufig unter uns ergangen, und auf diese Art sind so viele Bände, wie man glaubt, mit dem besten Fug und Rechte, angefüllt worden, daß man es befremdlich findet, wenn jemand meint, es könnte wohl anders sein. Erläuterungen dunkler philosophischer Lehren, die nicht bei den Worten des Vortrags stehen bleiben, sondern in das Wesen der Sache selbst eindringen und aus neuen Ansichten derselben hervorgehen, sind gewiß etwas sehr Schätzbares; aber der Philosoph, der sie geben will, muß in so fern gewissermaßen über dem Urheber der Lehre stehen; denn er muß sie in sich zu einer deutlicheren Erkenntniß erhoben haben als jener. Es bleibt daher das Meisterstück der logischen Kunst, wenn der tiefe selbständige Denker, ohne der Strenge der Wißenschaft etwas zu vergeben, der gemeinen Faßungskraft entgegen zu kommen weiß. Auch die Entwickelung einer fremden Lehre kann eine wahre Bereicherung sein, wenn der Geist, der sie sich angeeignet hat, schon für sich mit dem Gegenstande der Untersuchung vertraut, den verpflanzten Keim durch eigne nährende Bestandtheile entfaltet.

Was aber die erste Hälfte obiger Schrift enthält, ist nichts dergleichen, sondern nur eine verdünnende Wiederholung von Sätzen aus Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Diese Schrift gehört gewiß nicht zu seinen schwersten; und ob sie gleich im Zusammenhange mit seinem ganzen System, und durch Einsicht in dasselbe vollständig begriffen werden kann, so darf man doch wohl behaupten, daß, wer die hier daraus vorgetragnen Lehren nicht in der Urschrift versteht, noch kein wahres Bedürfniß für solche Spekulationen haben kann. Hr. v. S. P. ist nicht dieser Meinung ge-

wesen; sonst hätte er die Freundin, an welche diese Briefe gerichtet sind, unmittelbar an das Studium jener kantischen Schrift gewiesen, und dann weiter mit ihr daraus und darüber philosophiert. Seine Schreibart ist leicht und fließend, nur daß sie manchmal in das Gezierte und Kostbare verfällt; aber klarer sind Kants Lehren vom Schönen und Erhabnen durch seine Bearbeitung nicht geworden, außer ungefähr auf die Art, wie Waßer klarer als alter Rheinwein genannt werden kann. Vielleicht hat Kant in keiner zum System gehörigen Schrift seinem Geiste so freien Lauf zu kleinen Zügen und Abschweifungen gelaßen, worin sich der große Meister gleichsam zur Erholung als genialischer Beobachter, als witziger Kopf, als liebenswürdiger Gesellschafter zeigt, als gerade in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft; und an die Stelle dieser geistvollen, lebendigen Originalität ist hier eine matte, nur nicht langweilige, Einförmigkeit getreten. Doch, dieß ist bei weitem noch nicht das Schlimmste. Es finden sich Spuren genug, daß der Vf. gar nicht recht in den Geist des Systems, aus welchem er schöpft, eingedrungen ist. So, um nur eins auszuheben, gebraucht er häufig den Ausdruck 'sinnlich vollkommen', und bringt ihn sogar in seine Definition der Poesie, 'sie sei die Kunst der sinnlich vollkommnen Darstellung ästhetischer Ideen durch die Rede'. Vollkommenheit wird durch den Verstand erkannt; eine sinnliche Vollkommenheit, d. h. die vermittelst der Sinne wahrgenommen werden kann, findet nur nach einem Systeme Statt, welches die sinnliche Wahrnehmung und die Verstandeserkenntniß nicht für specifisch verschieden ausgiebt, sondern jene für dunklere Erkenntniß hält, die durch erhöhte Grade der Deutlichkeit in diese übergeht, wie es in der Wolfisch-Baumgartenschen Theorie geschah. In Kants Philosophie werden gleich am Eingange Sinnlichkeit und Verstand scharf gesondert, und einander entgegengesetzt: wie könnte es also nach ihren Grundsätzen eine sinnliche Vollkommenheit geben? Der Vf. ist mit sich selbst im Widerspruche, wenn er, um Mendelssohn zurecht zu weisen, sagt: 'was ich als vollkommen erkenne, ist für mich in so fern kein Gegenstand der ästhetischen Beurtheilung'. — In der zweiten Hälfte des Buches, die von der Dichtkunst insbesondre handelt, werden die in der ersten vorausgeschickten allgemeineren Grundsätze so wenig angewandt, daß sich gar nicht einmal ein Einfluß derselben bemerken läßt: der Leser

wird im 24sten Briefe plötzlich aus Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft in Engels Theorie der Dichtungsarten versetzt. So folgt der Vf. meistens bald dieser, bald jener Autorität, nicht sonderlich darum bekümmert, wie ihre Lehren unter einander zusammenhängen; und seine eignen Gedanken über Poesie, wo er deren vorträgt, sind verworren und unhaltbar. Auch in der Wahl der Beispiele und in den einzelnen Urtheilen zeigt sich Mangel an wahrer Einsicht in die Sache. Shakspeare wird ein Künstler ohne Studium genannt, der alle Augenblicke gegen Schicklichkeit und Konvenienz verstößt. Rec. wäre neugierig, hievon einen Beweis zu lesen. Gegen unsre Konvenienz, das möchte sein, aber gewiß nicht gegen die seines Zeitalters und Volkes, und selten gegen die in der Natur gegründete Schicklichkeit. Meint der Vf. die Versehen gegen das Kostum? Bei allen historischen Verletzungen desselben weiß Shakspeare das poetische Kostum, das Kostum der Sache, immer sehr gut zu beobachten. Später wird ein Gleichniß eben desselben Dichters ganz irrig erklärt. Nicht die menschlichen Schicksale, sondern die davon abhängigen Gemüthslagen und Gesinnungen der Menschen werden mit Tönen einer Pfeife verglichen, die Fortuna nach Belieben hervorlockt. Und als ob den Vf. ein Unstern verfolgte, so oft er von Shakspeare redet, entschlüpft ihm dann wieder ein Irrthum in Betreff eben dieses Dichters. 'Der Dichter des Messias hat keine komische(n) Erzählungen geschrieben, und Shakspeare — dieser Riese unter den Schauspieldichtern — sang keine Höltyschen Elegien.' Höltysche freilich nicht, denn niemand dichtet in einer fremden Individualität: aber in dem Sinne, worin Höltys Gedichte elegisch heißen, können viele von Shakspeares Sonetten und einige seiner zarten Lieder wenigstens eben so gut Anspruch auf den Namen machen. Doch diese einzelnen Irrthümer sind Kleinigkeiten gegen das, was dem Vf. bei seinem Vortrage über Prosodie und Versbau widerfährt. Er muß es selbst noch gar nicht erfahren haben, oder er hält es doch vor seiner Freundin geheim; daß die deutsche Silbenzeit begriffsmäßig bestimmt ist; denn er lehrt, die Länge und Kürze der Silben hänge von der Beschaffenheit der Vokale und Konsonanten und von der Häufung der letzten ab, da dieß in unsrer Sprache doch bloß als untergeordnete Nebenbestimmung darauf einwirkt. Die Folgen dieser Theorie zeigen sich dann auch nachher in

ganz falschen Angaben der Quantität über eingerückten Versen; der Vf. kann wirklich einen deutschen Hexameter nicht mit Sicherheit skandieren. S. 257 steht: Abendroth, und

Wie da mein Geist auf der Entzückung Flügel

Auf diese Art werden wir einen Ueberfluß von Spondeen in unsrer Sprache bekommen. Der Vf. übersieht sie aber wieder, wo sie sind; z. B.

Unser tägliches Brod. Preis sei ihm und Anbetung

Die Silbe An ist an und für sich lang, da es hingegen Und nur durch die Arsis werden soll, der Klopstock hier wohl zu viel zugemuthet haben möchte. Auch gegen die Skansion von sei ihm ließe sich Manches einwenden, doch hat sie der Dichter vermuthlich so genommen. — 'Wenn in einem Verse, dessen letzter Abschnitt aus einer einzigen Silbe besteht, diese Silbe mit der Endsilbe eines ähnlichen Verses gleich klingt, so ist dieser Reim männlich; weiblicher Reim entsteht aus dem Einklange der beiden letzten Silben in Versen, die mit einem vollen zweisilbigen Fuße schließen.' Welche Beschreibung! Nur bei trochäischen Versen läßt sie sich rechtfertigen; bei Jamben schließt ja aber der männliche Reim den Vers katalektisch, der weibliche hyperkatalektisch. So ist die Trivialität, welche in diesem ganzen Abschnitte herrscht, noch obendrein mit Verworrenheit gepaart. Die stolbergische Uebersetzung des Sophokles soll eine sehr schöne Idee von griechischen Chören (nach ihren Silbenmaßen) geben können. Nichts weniger! Diese Uebersetzung weicht durch den Gebrauch kurzer Strophen, welche in den griechischen Chorgesängen niemals vorkommen, gänzlich vom Charakter der Originale ab. S. 272. wird in aller Geschwindigkeit, ohne Gründe, entschieden, die ganze dramatische Poesie bedürfe der Versifikation nicht, und gefalle am besten im prosaischen Gewande. — Die Einkleidung in Briefform ist unbedeutend, die Eingänge sind ungefähr wie folgender. 'Sie wollen, daß ich fortfahren soll, meine Freundin, und ich gehorche.' Da dieser Gehorsam so weit geht, daß er den Vf. dahin brachte, über Dinge zu schreiben, die er noch nicht recht versteht, möchte ihn doch seine Freundin vermögen, entweder gar nicht oder erst nach gründlicherem Studium fortzufahren!

Merkwürdige Rechtsfälle. Nach dem Franz. des Pitaval. Herausg. von Schiller. 4 Theile. Jena 1792. 1795.

Man kann den Werth der vorliegenden Sammlung nicht treffender bestimmen, als es S. in der Vorrede bereits gethan hat. Sie enthält 'eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwickelung und Mannichfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben, und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung giebt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Stral der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anläßen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Criminalrichter im Stande tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun'. Es wäre in der That zu verwundern, wenn so mancherlei vorzügliche Eigenschaften dieser Lektüre nicht gleich von ihrer ersten Erscheinung an ein sehr ausgebreitetes Publikum erworben hätten, und es einer besondern Empfehlung noch bedürfte, da sie zugleich alle diejenigen besitzt, die einen ungebildeteren Hang befriedigen, und dem natürlichen Wohlgefallen am Abenteuerlichen, Räthselhaften, Furcht und Mitleiden Erregenden, Genüge leisten können. Pitavals Rechtsfälle dürfen im Originale keinem Rechtsgelehrten, ja keinem Psychologen, unbekannt sein; in der deutschen Bearbeitung sind sie überdieß noch ein eigentlich populäres Buch geworden. Das Juristische darin, was nicht allgemein verständlich war, ist weggelaßen, aber alles beibehalten, was für den Gang der Proceße wesentlich und überhaupt erforderlich sein konnte, um den Gegenstand, die Thatsache, worauf es ankommt, von allen Seiten zu betrachten; eine Uebung, welche selbst den gemeinsten Verstand zu schärfen, und so, durch Aufklärung über manche Verhältnisse des Lebens, sittlich gute Eindrücke zu befördern vermag. Der deutsche Bearbeiter hat die Ausgabe und Redaktion der Causes célèbres von

dem Parlamentsadvocaten Richer zum Grunde gelegt, bei welcher schon viel dafür geschehen ist, das ursprüngliche Werk von Pitaval lesbarer und dem heutigen Geschmacke angemeßener zu machen. Die in diesen vier Bänden enthaltnen Fälle sind folgende: I. Band. 1) Die Beseßenen zu Loudun oder die Geschichte des Urban Grandier. 2) Rechtshandel des Grafen von Saint-Geran. 3) Geschichte der Marquise von Gange. II. B. 1) Geschichte des Chevalier von Morsan. 2) Geschichte des Sohns des Herrn v. Caille. 3) Rechtshandel des Herrn von Anglade. 4) Die Rechtfertigung des Herrn von Arconville. III. B. 1) Geschichte des Processes der Marquise von Brinvillier. 2) Geschichte des Herrn von la Pivardiere. 3) Das traurige Schicksal des Jakob le Brun. 4) Beispiele von Unzuverläßigkeit der Aussagen, welche durch die Tortur erhalten werden. IV. B. 1) Martin Guerre. 2) Das Fräulein von Choiseul. 3) Der Bettler von Vernon. 4) Das Mädchen von Orleans. 5) Der Handelsvertrag mit Gott. 6) Das ungleiche Ehepaar. Die getroffene Auswahl der Erzählungen ist unstreitig die beste, die sich machen ließ, und die Nachlese, die jenes bändereiche Werk noch liefern könnte, möchte nicht groß sein, da manche entweder nur ein lokales Interesse für das ehemalige Frankreich oder ein bloß juristisches haben, oder andre anstößige, weltlich-geistliche Geschichten nicht mehr für unsre Zeiten gehören. Um so mehr wäre es zu wünschen gewesen, daß die versprochne Fortsetzung, die 'von andern Schriftstellern und Nationen, besonders aus unserm Vaterlande' ähnliche Fälle aufzeichnen sollte, geliefert wäre. Wir würden wahrscheinlich bei den letzten die Freude gehabt haben, auf keinen zu stoßen, wo der Unschuldige einer fehlerhaften oder parteiischen Justiz erliegt: ein Ereigniß, das uns hier mehrmals in die schmerzlichste Rührung versetzt. Es ist zuweilen leichter, den Unwillen gegen den Verbrecher, als gegen den voreiligen und ungerechten Richter bei sich zu mildern, da sich eben bei genauerer Betrachtung abscheulicher Verbrechen der Gedanke aufdringt, daß doch ein gewisser Grad von Verrücktheit damit verbunden sein mußte, der die Freiheit der Handlung aufhob. Freilich hat man auch Gelegenheit, das unauflösliche Gewebe von Wahrheit und Trug zu bewundern, welches oft die Wahrheit verhüllt, die denn doch am Ende durch Zufall oder ein rächendes Geschick an den Tag kommt. Uebrigens verdient sowohl die

Digitized by Google

Reinheit und Leichtigkeit der Sprache (nur sehr selten sind Spuren oberdeutscher Provincialismen sichtbar, wie einigemale 'weißt' statt 'weiß' in der dritten Person von 'wißen'), als die Zweckmäßigkeit der Veränderungen, wo der deutsche Bearbeiter nicht bloß frei übersetzt, sondern sich noch weiter vom Originale entfernt, alles mögliche Lob. Nur dann und wann hätten wir lieber den Text ohne Abkürzung beibehalten gesehen, z. B. beim Schluß der Geschichte der Marquise von Gange. Nur einmal ist uns ein verfehltes Wort aufgestoßen, da die Aeußerung der Marquise von Brinvillier, als sie auf den Richtplatz geführt wurde, C'est donc tout de bon?, 'Es ist also völliger Ernst?' durch 'nun ist wohl Alles gut?' gegeben worden ist.

---

1) Ueber Ifflands neustes ungedrucktes Schauspiel: das Gewißen und die Vorstellung desselben auf dem Provincialtheater in Breslau. Eine Didaskalie. Bresl. 1797.
2) Ueber das Trauerspiel Abällino, der Madame Sophie Albrecht und Herrn Hagemanns Spiel. Hamb. 1796.
3) Allgemeinste Grundsätze der dramatischen Dichtkunst. Nach Lessing, Engel und Eschenburg. Leipzig 1797.

Wenn guter Wille bei einem Geschäft, dem man vorwirft, daß es oft mit zu viel üblem Willen getrieben werde, bei der Kritik, etwas gelten kann, so verdient Nr. 1 alles Lob. Der Vf. zeigt in der That den besten Willen und ein recht eifriges Bestreben, den feinen Zergliederer, den einsichtsvollen Kenner zu machen. Er hat fleißig über die Sache gelesen und sich Alles wohl gemerkt; er hegt großen Glauben an das Erlernte, und freut sich nun der schönen Gelegenheit es anzubringen. Allem Ansehen nach ist er noch ein sehr junger Mann, und diese unschädliche Flugschrift sein erster Ausflug in die Schriftstellerwelt. Die Sauber-

keit der etwas umständlichen Schreibart kann das Flache und manchmal das Triviale des Inhalts nicht verbergen, und der Mangel an eignem Geist und selbständigem Urtheil zeigt sich unter andern auch darin, daß der Vf. sich gar zu gern an eine fremde Autorität anlehnt. Dieß ist sogar dann der Fall, wenn er gegen den Strom der öffentlichen Meinung anschwimmen zu wollen scheint, wie da, wo er von der 'betelstolzen Armseligkeit' redet, 'mit welcher Kotzebue immer wieder dieselben Personen vorführt'. Der Vf. sagt manches Gute, wogegen sich nichts einwenden läßt; er ist in Absicht auf dramatische Kunst zwar noch nicht völlig auf dem rechten, aber auch nicht auf einem ganz verkehrten Wege; er würde sich jenem schon weit mehr nähern, wenn er nur einstweilen alles, was er von moralischen und psychologischen Zwecken bei einem Drama gehört und gelesen hat, bei Seite setzen wollte. Es würde unhöflich sein, mit Strenge die Schwächen einer so gutmüthigen Kritik zu rügen, die ihren Tadel sittsam und gemäßigt vorträgt, aber ihrer unerfahrnen Bewunderung nicht immer ein Ziel zu setzen weiß.

Zu jung ist der Vf. von Nr. 2 gewiß nicht; vielmehr möchte sich ein gewisses Sprichwort vom Alter auf ihn anwenden laßen, da er, nach seiner eignen Aussage 'seit dreißig Jahren die Bühne studiert, und dieser „ädlen" Kunst ganze Tage und Nächte geweiht hat'. Möchte er doch auch mitunter die deutsche Sprache ein wenig getrieben haben, damit ihm nicht 'Leidenschaften, zu denen das weibliche Herz fähig ist,' und gleich darauf eine 'an süßer und ädler Schwärmerei gränzende Liebe' entschlüpften, damit er überhaupt nur einige Sätze gehörig zu ordnen und zusammenzufügen wüßte. Dem Abällino wird es als ein großes Verdienst angerechnet, daß das Stück in Venedig spielt; die

vorkommenden Nobili, Senatoren, Damen und der Doge selbst werden als eben so viele Schönheiten des Schauspieles hergezählt. Nachher heißt es von der Banditenbande: 'Man kommt ihr auf die Spur. Man erhascht einen Theil ihrer Gedungenen. Man foltert die Gefangenen und erfährt die Wirkungen derjenigen Martern, wodurch man sie zum Geständnisse zwang.' — 'Wer dabei kalt bleiben kann', ruft der Vf. aus, 'wer dem, vom Anfange bis zum Schluße des Stücks ihn mit unerhörter Gewalt fortreißenden Strome Widerstand zu leisten vermag; — was denk ich von dem?' Wo ihn, wie in diesen wenigen Blättern sehr oft geschieht, seine Mittel gänzlich verlaßen, da hilft er sich mit einer Versicherung. Gleich vorn: 'wahrlich Abällino sei nicht unter aller Kritik'; 'er sage es wohl überlegt und laut, Madame Sophie Albrecht habe sich durch ihr Spiel in der Rolle der Rosamunde aller Achtung würdig gemacht'. Weiter unten 'Sie erhebt den Ton ihrer Sprache, beim steigenden, sie stimmt ihn herab, beim sinkenden Affekt'. Erstaunlich! 'So ungern sich der Vf. auch irgend einen Anschein von untrüglicher Zuverläßigkeit geben möchte' (er sollte nur nicht so ängstlich sein, es hat nichts damit auf sich), 'das wagt er zu behaupten, Hr. Hagemann habe von den Scenen, worin er Abällino war, auch nicht eine verfehlt'. Schließlich verfährt er wie bei einem Zeugenverhöre: er habe die Wahrheit sagen können und wollen, folglich müße das Gesagte auch die Wahrheit sein. Quod erat demonstrandum!

Nr. 3 enthält allerdings Lehren, die bis zur Unbestimmtheit und äußerster Trivialität allgemein sind; nur Grundsätze sind es nicht, wenn nicht etwa auch, was der Fechtmeister dem Bourgeois gentilhomme des Molière einschärft, allen Stößen des Gegners auszuweichen, und ihm

alle die seinigen beizubringen, für Grundsatz der Fechtkunst gelten soll. Daß niemand, der von der Sache etwas weiß, aus dieser Schrift etwas lernen wird, ist noch zu wenig gesagt; auch der ganz Unkundige kann nichts wahrhaft Ersprießliches daraus erfahren. Wenn der Vf. nur das Ausschreiben beßer verstände, das er noch ehrlich genug eingesteht, so hätte sein Produkt nicht so unaussprechlich kahl und leer ausfallen können. Seine Meinung ist eigentlich gewesen, daß der Anfänger in der Dichtkunst diese in die Kürze gebrachten Regeln bei seiner Arbeit ungefähr so vor sich solle liegen haben, wie ein ungeübter Rechner das Einmaleins. Eine schülerhafte Idee, und höchst schülerhaft ausgeführt!

Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend. In sechs Gesängen. Zürich 1795.

Der Vf., Hr. Georg Geßner, Diakon an der Waisenkirche in Zürich (er nennt sich nicht auf dem Titelblatte, aber unter der Zueignung an Lavater) erklärt sich über diesen ersten poetischen Versuch mit ächt christlicher Demuth. Er hofft, 'wenigstens den Eindruck, den das alte Urkundenstück selbst in seiner natürlichen Einheit macht, durch das, was er zur wirklichen Geschichte hinzuzudichten sich erlaubt, nicht verdorben zu haben'. Rec. befürchtet jedoch sehr, daß dieß geschehen sei, wenn er auch das Buch Ruth ohne alle theologischen Rücksichten bloß von Seiten der Darstellung betrachtet. Aller fremde Schmuck ist bei diesem alten, einfältigen und dadurch anziehenden Sittengemälde überflüßig und störend; und der, welchen Hr. G. ihm geliehen, ist in der That so fremd und unpassend, als es nur möglich war ihn zu erfinden. Alle Reden, Betrachtungen, Gebete seiner Personen haben gar nichts von jenem patriarchalischen Charakter an sich, sondern sind grade so beschaffen, wie sie gottseligen Leuten der heutigen Welt geläufig sein mögen. Die Urschrift füllt wenige Blätter; hier ist die Geschichte in sechs lange Gesänge

ausgesponnen, ohne daß die Handlung anders als durch unbedeutende Umstände, die eigentlich gar keinen Einfluß auf sie haben, erweitert worden wäre. An die Stelle jener kräftigen Einfalt ist also ermüdende Weitschweifigkeit getreten. Diese läßt sich selbst mit der guten Absicht den Leser zu erbauen nicht entschuldigen, wenn man nicht die Langeweile für ein nothwendiges Ingrediens der Andacht hält. Wenn z. B. die Gottheit (die nächtliche Stimme, die Elkana vernimmt, soll ja doch unmittelbar von ihr herrühren) folgendergestalt eingeführt wird:

> Die Tugend und der einfaltsvolle Glaube
> Ziehn sie (die Ruth) empor vom niedern Staube!
> Sie ist gereift durch heiße Gluth der Leiden
> Zu nie geahnten wonnevollen Freuden,
> Ich habe sie erwählet mir,
> Indem ich sie zu meinem Volk erhob, —
> Ihr Enkel sei der Israelen Lob!
> Er trägt auf seinem Haupt die schönste Krone,
> Und sitzet herrlich auf dem Königsthrone u. s. w.

kann dieß unsre Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen verstärken, ja ist es nur anständig, ihm so prosaische, gemeine Verse anzudichten? Eben das gilt von einer andern Stelle bei der Vermählung Ruths mit Boas:

> Gott blickte mit Erbarmen ohne Namen
> Herab, und sprach mit Siegelkraft sein 'Amen!
> Du frommes Ahnenpaar! gesegnet sei
> In deiner Enkel Kron' einst deine fromme Treu!'
>
> So sprach der Herr, und alle Himmel schweigen
> Und staunen dem geheimnißvollen Wort,
> Das sie noch nicht verstehn; die Fürsten neigen
> Die Kronen, jeder hebt von seinem Ort
> Sich auf, ihm ehrfurchtsvoll das Knie zu beugen u. s. w.

Hier geht die Wirkung weit über die Ursache hinaus, und von der Fassungskraft 'aller Himmel' wird in der That nicht der beste Begriff gegeben. Die Frömmigkeit empfiehlt der Vf. überall; allein ihm scheint die Bemerkung entgangen zu sein, die Lessing irgendwo macht, daß der Dichter nicht zu verschwenderisch mit der Tugend umgehen dürfe, die er durch seine Darstellung erhöhen will. Naemi stellt unaufhörlich fromme Betrachtungen an; Ruth stimmt ihr darin bei oder fügt ihre eignen hinzu; Elkana, ein heiliger

Einsiedler, bei dem die beiden Frauen eines (man weiß nicht, warum veranstalteten) Ungewitters wegen einkehren müßen, offenbart ungemeine Frömmigkeit; Zadok, ein Freund des Boas ist ebenfalls sehr fromm; Boas selbst fließt von frommen Gesinnungen über. Ruths außerordentliche Tugend muß übrigens durch kleine Züge oder gar durch müßige Reden und Empfindungen geschildert werden, da die Haupthandlung sie gar nicht beweist. Sie folgt ihrer Schwiegermutter; dieß war Anhänglichkeit: aber auch Pflicht, da sie noch einen eignen Vater und Mutter hatte? Die Vertauschung ihres Nationalgottes gegen Jehovah erscheint (Ruth I. 16.) beinah bloß als Wirkung jener Anhänglichkeit. Ihre Vorliebe für ein fremdes Volk können wir, die wir keine Israeliten sind, der Moabiterin am wenigsten für ein Verdienst anrechnen. Am Ende wagte sie doch bei ihrer Niederlaßung in Bethlehem nichts Schlimmeres, als keinen zweiten Mann zu bekommen. Daß sie, nach Hrn. Gs. Erfindung, die Habseligkeiten der Naemi vor der Abreise heimlich aufpackt und ihren Bruder damit vorausschickt, ist ein ziemlich alberner Einfall von ihr. Sie konnte wohl denken, daß die arme Naemi erschrecken würde.

> 'Sei ruhig!' sagt ihr Rüth, die in die Hütte kam,
> 'Mein Bruder zieht voran mit dem Gepäcke,
> Hätt' ich gedacht, daß dieß dich so erschrecke,
> Ich wäre hier geblieben; sieh', ich nahm
> So eben noch dein Bett' — o, dir es nachzutragen,
> Das wirst du nun mir nicht versagen.'

Von ihrer Ankunft in Bethlehem heißt es:

> Noch bei dem Brunn am Thore saßen
> Die Wittwen; kaum daß man sie sah,
> So scholl es schon durch alle Gaßen:
> 'Naemi, die nach Moab gieng, ist wieder da!'

Wen erinnert dieß nicht an die gellertsche Fabel

> Und wo ein Bär den andern sah,
> Da hieß es, Pez ist wieder da?

Wir erfahren aus Ruths Munde, worin das Gericht bestanden, mit welchem die patriarchalische Galanterie des Boas sie beim Aehrenlesen erquickte:

> Da gab er mir den besten Gerstenbrei
> Von frisch gedörrten Körnern zugerichtet;

Ein köstliches Gericht, wobei
Man Kraft gewinnt, und neu gestärkt sein Werk verrichtet.

Bei der Hochzeit ist indessen die Tafel noch weit beßer besetzt:

— — Purpurwein,
Und Semmelbrod, und reich gewürzte Kuchen
Bereiten sie, die Gäste zu erfreun.

Die artige, naive Bitte der Ruth an Boas, 'seinen Flügel über sie zu breiten', die es dadurch noch mehr wird, daß er ihr 'wie ein Mann in voller Männerkraft' vorgekommen war, ist hier wörtlich beibehalten worden. Dagegen hat es dem Vf. doch zu bedenklich geschienen, sie mit auf dem Lager zu den Füßen des Boas liegen zu laßen: sie wirft sich in dem Gedicht nur vor ihm nieder. Ihre Methode, ihn zu wecken, ist ein wenig sonderbar; sie lüftet ihm nämlich den Mantel. Wie und wo sie den übrigen Theil der Nacht zugebracht, erfährt man nicht. Doch kann dabei auf den redlichen Boas kein Verdacht fallen; denn sogar bei der Hochzeit wünscht er zwar mit Ruth allein zu sein, aber bloß um

Im stillen Ueberdenken sich zu freun,
Wie Gottes Pfade stets vom Guten überfließen.

Nach diesen Proben des Inhalts glaubt Rec. der Mühe überhoben zu sein, umständlich darzuthun, daß der Ausdruck matt, weitschweifig, prosaisch, und, wo er poetisch sein soll, voll mißlungner Bilder, daß der Versbau unerträglich schleppend ist; oder schweizerische Provinzialismen, wie 'entwegen', 'anbahnen', Sprachfehler wie 'die Steine, die ich auszuweichen habe', und falsche Reime wie 'legt' und 'entdeckt' zu rügen.

Almanach des Muses, pour l'an V de la républ. Franç. Paris 1797.

Die in Frankreich einheimische Sitte der Musenalmanache und das Wohlgefallen an Spielen des Witzes konnte durch die revolutionären Stürme nur unterbrochen, nicht aufgehoben werden. Ein Zeichen von der Wiederkehr der den Musen unentbehrlichen Ruhe ist die politische Toleranz, die man in dieser Sammlung bemerkt,

wo z. B. der ehemalige Abbé Delille neben Le Brun und andern republikanischen Dichtern erscheint. Von diesen werden doch Chenier und Rouget de Lisle vermißt, oder vielmehr sie kommen nur nicht vor. Es ist, als könnte man sich immer noch nicht von dem Vorurtheile einer gewissen litterarischen Aristokratie losmachen, die ehedem nur allzu sehr in Frankreich herrschte: außer den ci-devant de l'académie Française (des qnarante, qui ont de l'esprit comme quatre) wird auch der neue Adel der membres de l'institut national (deren Verstandes-Dosis wohl noch nicht so genau berechnet ist) sorgfältig neben den Namen aufgeführt. Desorgues hat in einem satirischen Dialog zwischen einem Dichter und einem Mitgliede des Instituts sehr kräftig seinen Grimm darüber ergoßen, daß für die Poesie nur alle vier Jahre ein Preis ausgesetzt ist. Diese scheinbare Vernachläßigung konnte allerdings einen edeln Unwillen rege machen: allein wo sind die Meisterwerke, die dergleichen akademische Aufgaben hervorgerufen hätten? Alles Zunftmäßige ist der Freiheit der schönen Kunst zuwider. Nur der allgemeine Beifall kann den Dichter krönen, und die Kampfrichter sollten bloß das Organ der öffentlichen Stimme sein. Wenn aber die Regierung einigen wenigen Dichtern das Recht verleihen wollte, jener vorzugreifen, und über die Werke aller übrigen zu entscheiden, so hätte der vom Institut ausgeschloßene Dichter noch mehr Ursache in seiner Wuth auszurufen:

Ciel, mais votre institut est un vrai coupe-gorge!

Eine kleine Nachlese aus der Hinterlaßenschaft verstorbner Schriftsteller, Chamfort, Gresset, Florian, Guibert, Piron, Thomas, die man hier findet, zeugt mehr von der Verehrung für die vergangne, als dem Reichthume der gegenwärtigen Periode. Das Epigramm von Piron enthält eine solche Bosheit gegen die Jungfrau Maria, daß es sich ehedem wohl nicht hätte ans Licht wagen dürfen. Der auch etwas profane, aber allerliebste Einfall Guiberts, wodurch er den beschäftigten Voltaire, auf deßen Landgute er aufs beste bewirthet ward, aber ohne vorgelaßen zu werden, endlich bewog ihn zu sehen, ist nicht unbekannt:

J'étais venu voir le dieu du génie;
Je voulais l'écouter, l'admirer en tout point:
Mais il est comme dieu dans son eucharistie,
On le mange, on le boit, mais on ne le voit point.

Messaline, traduction de Juvenal, von Thomas, ist ein Bravurstück, das zur Genüge beweist, worüber der Vf. mit einigen Freunden gewettet hatte, die französische Sprache könne, wie die römische, das ekelhaft Unanständige mit der Würde oder wenigstens dem Pomp der rhetorischen Satire vereinigen. Die kleinen Sachen von Chamfort stehen schon in seinen Werken. Von dem liebenswürdigen Greise Mancini-Nivernois sind einige Fabeln eingerückt, die aber alle aus seiner Sammlung derselben genommen sind. Noch andre Stücke sind schon früher in der Décade philosophique, wenn wir uns nicht irren, oder sonst gedruckt erschienen: kurz, man nimmt es in Frankreich mit der Neuheit (oder eigentlicher zu reden, der Neuigkeit) der Gedichte nicht so genau, da sie doch in einem Musenalmanache, der gleichsam eine poetische Weihnachtsbescherung ist, gefordert werden kann, während man die Vortrefflichkeit der sämmtlichen Stücke nur wünschen darf.

Von einigen längeren Gedichten, die noch zu erwarten sind, findet man Fragmente; unter andern von Marmontel aus einem Gedichte Sur la Musique, auf das man schon dadurch begierig wird, daß es eine sonderbare Mittelgattung zwischen der didaktischen und komisch erzählenden zu sein scheint. In den hier gegebenen Bruchstücken, die pikant genug sind, treten der Abbé Trigaud und Gluck als die Helden der lustigen Darstellung auf. Die Wahrheit folgender Schilderung von Glucks Musik,

> Sur les débris d'un superbe poëme
> Il fit beugler Achille, Agamemnon;
> Il fit hurler la reine Clytemnestre;
> Il fit roufler l'infatigable orchestre;
> Du coin du roi les antiques dormeurs
> Se sont émus à ses longues clameurs,
> Et le parterre, éveillé d'un long somme,
> Dans un grand bruit crut voir l'art d'un grand homme;

möchte vielleicht vor dem musikalischen Kunstrichter schwer zu rechtfertigen sein; aber dieß darf den poetischen nicht kümmern. Noch drolliger ist es erzählt, wie Trigaud an dem Gerüste eines Zahnbrechers die tragischen Accente des Schmerzes studiert wißen will. — Der Anfang einer Patriarchade Ismaël von Flins wird uns Deutschen als eine etwas verspätete Erscheinung vorkommen; ob man sich gleich die Noth des Erzvaters Abraham zwischen zwei Weibern,

die sich nicht vertragen, auch in gar nicht patriarchalischen Zeiten lebhaft denken kann. In dem Temple de la Sensibilité, fragment d'un poëme en quatre chants, von Saint-Cyr, wird die abgenutzte allegorische Einkleidung, die der Titel angiebt, und die eigentlich nichts verkleidet, noch einmal wiederholt. Die merkwürdigsten Fragmente sind aus einem Gedicht sur l'imagination, von Delille. Da das Höchste der Kunst, die ächte Idealität der tragischen Darstellung, die Ruhe der epischen, der musikalische Schwung der lyrischen Gattung, der französischen Sprache verschloßen, oder wenigstens ihren Dichtern ein Geheimniß geblieben zu sein scheint; da ihre Poesie nur durch fröhliche Ansichten des geselligen Lebens und leichte Kombinationen des Witzes und der sanftern Empfindung glänzt und einen eigenthümlichen Charakter behauptet: so bleibt ihr nichts übrig, als die schon lange in der englischen Poesie herrschende Wendung zu nehmen, und vorzugsweise die didaktische Gattung zu bearbeiten. In dieser bedarf es der Fiktion nur wenig, eigentlich poetische Sprache der Energie wird nicht vermißt, und eine tönende Rhetorik reicht hin, den erwählten Gegenstand zu schmücken. Freilich hat auch hier die deutsche Sprache Vieles voraus: denn was ist die einförmige Symmetrie englischer Couplets und französischer Alexandriner gegen die Fülle und Gewalt hexametrischer Rhythmen? Indessen bleibt es immer ein Verdienst, in dem Höchsten, was eine Sprache vermag, Meister zu sein, und Delille wird daher mit Recht bewundert. Nur wage sich das bloß didaktische Talent nicht in die sittliche Welt der Charaktere und Leidenschaften, wo reine Einfachheit der Darstellung erfordert wird, wo manierierte Oberflächlichkeit im höchsten Grade frostig ist. Man sieht hievon ein Beispiel an der Episode des Gedichts über die Einbildungskraft, Amélie et Volnis. Die schönen Verse können ihr nicht aufhelfen, die Behandlung ist eben so verfehlt, als der Stoff wenig werth. Der Dichter betheuert einmal über das andre seine Theilnahme, behält sie aber für sich allein. Volnis, ein junger Mann von Stande, aber ohne Vermögen, wird durch eine langwierige Krankheit genöthigt, seine Zuflucht zu einer milden Stiftung zu nehmen, und verliebt sich in eine junge Novize, die ihn daselbst verpflegt. Nach seiner Genesung verläßt sie das Kloster und verbindet sich mit ihm. Sie leben glücklich auf Volnis Landsitze (den er vermuthlich vergeßen hatte, da er ins

Hospital gieng), als vornehme Anverwandten ihn besuchen, und die geringere Amelie ihre Verachtung fühlen laßen. Diese macht sich nun Vorwürfe d'avoir dégradé son amant; sie glaubt, die altfränkischen Familienporträte, die Volnis in einem Saale hängen hat, schämten sich ihrer, härmt sich unaufhörlich und — stirbt. Wer könnte wohl mit einem so albernen Tode Mitleid haben? Volnis verfällt indeßen, wie billig, in eine Schwermuth, und glaubt seine Geliebte immer noch vor sich zu sehen. Um ihn von dieser Einbildung zu heilen, läßt man ihm eine Schönheit erscheinen, die der Verstorbnen vollkommen gleicht; aber statt von seinem Phantome befreit zu werden, ruft er aus: elles sont deux! Der letzte Theil der Geschichte scheint von der bekannten kopiert zu sein, daß ein Offizier, der einen andern im Duell umgebracht, immer den von der Kugel durchbohrten Schädel bei Nacht durch sein Zimmer rollen zu sehen glaubt. Man rollt einen wirklichen Schädel hindurch, und nun schreit er im größten Schrecken 'sie haben sich verdoppelt'. Die Gewalt der Einbildungskraft, die sich bei diesem schauerlichen Gegenstande so furchtbar zeigt, macht in Delilles Anwendung gar keinen Eindruck; und wen die Erzählung etwa ein klein wenig erwärmt haben sollte, für deßen Abkühlung wird durch die prosaische Nutzanwendung bestens gesorgt:

> Taut avec ce penchant toujours d'intelligence,
> L'imagination lui prête sa puissance.

In der Hymne à la Beauté ebenfalls aus dem P. sur l'I. erscheint der Dichter weit mehr zu seinem Vortheile. Er hebt mit diesen volltönenden, majestätischen Zeilen an:

> Toi que l'antiquité fit éclore des ondes,
> Qui descendis du ciel, et règnes sur les mondes;
> Toi qu'après la bonté, l'homme chérit le mieux,
> Toi qui naquis un jour du sourire des dieux,
> Beauté! je te salue.

Nach einer Schilderung der mannichfaltigen Reize, womit das Steinreich, Pflanzenreich und Thierreich ausgestattet sind, geht er zu dem über, was die Schönheit für den Menschen gethan:

> Mais du traitss eu roi le roi de la nature.

Die Pracht dieses Verses darf uns nicht abhalten, es belustigend zu finden, daß sich die politischen Gesinnungen des Dichters sogar in der Stimmung seiner Phantasie verrathen, daß er kein größeres Bild als grade dieß zu ersinnen gewußt. Er hat, ohne es zu wollen, eine bittre Anklage gegen die Natur vorgebracht, wenn das traiter en roi nach der neuesten Geschichte Frankreichs verstanden werden soll.

Die Erzählung L'hôpital des fous, conte persan, von Andrieux, ist von fröhlicher Laune beseelt und mit gefälliger Leichtigkeit vorgetragen: die bestimmten Anspielungen haben der Freiheit der Dichtung keinen Eintrag gethan. Dieß läßt sich nicht von einer zweiten Erzählung desselben Vfs., Le procès du sénat de Capoue, rühmen, die, behandelt wie sie ist, fast nur für ein politisches Lehrexempel gelten kann. Auch Le jour des morts dans une campagne, von Fontanes, und La sépulture von Le Gouvé sind zum Theil den Zeitumständen dienstbar: sie eifern gegen die eingerißne Vernachläßigung der jura manium; beide gehören mehr der Rhetorik als der Poesie an, und sollten nicht sowohl Gedichte, als Reden in Versen heißen.

Von den Nachbildungen ausländischer Poesie sind ein Paar Idyllen nach Geßner, und die Elegie auf einem Kirchhofe nach Gray, immer noch beßer gelungen, als in Pétrarque, ou chant sur la guerre civile, von Desorgues, die freie Nachahmung der Kanzone des Petrarca, Italia mia, benche'l parlar sia indarno, von deren mächtigen Tönen die matte Nüchternheit der französischen Diktion und Rhythmik für das höhere Lyrische auch nicht den leisesten Nachklang aufbewahrt hat. Ueberhaupt enthält der Almanach kein Stück, das den Namen einer Ode verdiente. Le Brun, Pindare le Brun, wie er S. 16. heißt (durch solche Brillen sieht man noch immer das klassische Alterthum an!), hat nur ein Paar kleine Beiträge, sein Verbot zu dichten an die Frauen und die daraus gegen ihn entstandene Fehde betreffend, geliefert. Er hat diesen Einfall, der zu albern für den Ernst und für den Scherz nicht wunderlich genug ist, durch die Ausführung nicht im Geringsten verzeihlich gemacht. Man macht sich den Kontrast sehr leicht, wenn man die Poesie der Männer mit allen Attributen der dichterischen Götterwelt schmückt, die der Frauen hingegen als Autorschaft in die platte Wirklichkeit

mit ihren konventionellen Schranken und Unbequemlichkeiten setzt. Lebrun erwähnt nicht nur la folle rime et les ingrats lecteurs, sondern auch die Dintenflecke an zarten Händen, und wir erfahren von ihm, was wir schon wußten, daß die Grazien zu Paphos nie 'gereimt' haben. Kurz, er verdient die ironische Beschwörung:

Pour dieu! n'ayons pas tant d'esprit,

in der witzigsten unter den Antworten von Armand Charlemagne, worin er ganz und gar aufs Haupt geschlagen wird; und giebt einen Beweis, daß es nicht so leicht ist, als ein Odensänger sich wohl einbilden mag, zu sinnreichen Spielen hinabzusteigen. Der Almanach ist übrigens an diesen verhältnißmäßig am reichsten, und hat viel Artiges im Fach der scherzhaften Erzählungen, Epigramme, Lieder u. s. w. aufzuweisen. Wir machten, wenn uns der Raum nicht beschränkte, gern noch auf Manches aufmerksam, auf die muthwillige Bittschrift der Römerinnen an den illustrissime Général Bonaparte, doch ja nach Rom zu kommen; auf den milden Leichtsinn, die ganze Liebenswürdigkeit des Nationalcharakters, die sich in dem Stücke eines Ungenannten, l'exemple de Noé, à mon Oncle, ruiné comme moi, offenbart, wo die terroristische Periode mit der Sündfluth verglichen, und der verarmte Oheim aufgefordert wird, es wie der Patriarch zu machen:

Prier d'abord, puis travailler, puis boire.

Nur eine kurze Anekdote mag hier noch stehen, die bei der Sucht vom klassischen Alterthum zu reden, ohne es zu erkennen, oft genug ihre Anwendung findet:

Deux modernes législateurs,
Gens instruits, grands dissertateurs,
Disputaient fort, sans trop s'entendre,
Lorsque l'un d'eux, sans plus attendre.
Eh! mon cher collègue, avec toi
Comment veux-tu que l'on raisonne?
Car tu parles de Sparte, et moi
Je parle de Lacédémone.

Die Uebersicht des französischen Parnasses, welche diese Blumenlese gewährt, wenn sie auch nicht vollständig ist, berechtigt doch zu der Bemerkung, daß die politische Umschaffung Frankreichs auf den

Haupton, den Grad von Höhe und Freiheit, und den Gang seiner Poesie noch nicht den mindesten Einfluß gehabt hat. Wie sollte sie auch? Daß es der Nation, die sich emphatisch, und nicht ohne gegründete Ansprüche, 'die große Nation' zu nennen anfängt, noch immer beßer mit kleinen Versen, als mit großen Gedichten gelingen will, hängt an tausend großen und kleinen Ursachen. Die höhere schöne Kunst ist ein Geheimniß, das man dann am wenigsten enträthselt, wenn man schon längst darin eingeweiht zu sein glaubt. Eroberungen auf ihrem Gebiete werden nicht im Sturm gemacht: möge die endliche Einstellung der kriegerischen zum Streben nach diesem friedlichern Ruhme einladen.

---

1) Haß und Aussöhnung. Ein Schauspiel. Glaz 1797.
2) Die deutsche Hausmutter. Schausp. von Jul. Soden, Reichsgrafen. Augsburg 1797.
3) Barbareyen des aufgeklärten Jahrhunderts. Ein Trauersp. Vom Vf. des Abällino... aptirt von F. J. Fischer. Prag 1797.
4) Modethorheiten. Ein Lustsp. aus d. Engl. Lpz. 1797.
5) Der Narr aus Liebe oder die üble Probe. Ein Schausp. von Mayeur, verdeutscht von Beauregard. Cöthen 1797.

Der Vf. von Nr. 1. hat es, seinem Ausdrucke nach, gewagt, seine wenige übrige Zeit außer dem ihm angewiesenen Wirkungskreiße der 'Anfertigung' dieses Schauspiels zu widmen, weil ihm die Bühne stets als Lehrerin der Tugend ehrwürdig war. Aus dem ihm angemeßenen Wirkungskreiße ist er allerdings dabei herausgetreten. Sein Schauspiel ist, sowohl was Begebenheiten, als was Charaktere und Sprache betrifft, bis auf die wenigen Arien, welche er so viel prosaischen Abscheulichkeiten einverleibt hat, eine völlig unnatürliche Zusammensetzung, der noch dazu selbst alles das mangelt, wovon sich theatralische Wirkung erwarten ließe.

Nr. 2. steht in der That, der kultiviertern Ansehens ungeachtet, auf keiner höhern Stufe. Sollte man der Wahl des Titels nach

nicht glauben, daß es das Bezeichnende einer deutschen Hausmutter sei, mit der ärgsten häuslichen Zerrüttung kämpfen zu müßen: nicht ihr Benehmen, da sie mehr leidet als thut, nur diese ist das Hervorstechende. Das Stück spielt zwischen einem Todesfall und dem Begräbniß. Die Rückkehr eines ausschweifenden Sohnes, der an die Leiche seines Vaters geführt wird, um ihn zur Buße zu bewegen, die unglückliche Ehe des andern, der Wahnsinn einer Tochter, Todfeindschaft, Kassendefekt und ein Kommissär treffen mit dem Tischler, der den Sarg bringt, zusammen. Die Standhaftigkeit der Mutter beschränkt sich darauf, daß sie und der Amtschreiber sich wechselsweise erinnern, daß sie Christen sind; und ihre Thätigkeit auf die Bemühung, beide Eheleute zu versöhnen, weil ihren besondern Begriffen nach die Schwiegertochter doch noch nicht zur Verbrecherin herabgesunken ist, ob sie gleich einen Kassendiebstahl verübt hat, damit ihr Schwiegervater noch nach dem Tode von seinem Feinde, dem Vater ihres Liebhabers, angeklagt werden konnte. So viel erhellt hier wiederum, daß es sehr oft das Bezeichnende deutscher Schauspiele ist, nach der möglichsten Widrigkeit des Eindrucks zu streben, und den Jammer des Zuschauers von erdichtetem Elend auf das wirkliche zu lenken, daß es solche Darstellungen desselben giebt.

Nr. 3. ist der Julius von Sassen vom Vf. des Abällino, welcher oben (A. L. Z. 1796. No. 306.) angezeigt worden. Da eigentlich nur die Namen verändert sind, so kann er in dieser Gestalt für nichts als einen Nachdruck gelten, der nur durch den neuen Titel, welcher dem Stücke gleichsam die Rubrik anweist, worunter es gehört, einigermaßen originalisiert worden ist.

Nr. 4. die schlechte Uebersetzung eines englischen Lustspiels, das man wenigstens nicht gut nennen kann, das aber durch die Rolle eines jungen allzu aufrichtigen Menschen gehoben wird, der als der Sohn eines Wucherers erzogen, seinem natürlichen Vater zuletzt in die Hände fällt, einem alten Thoren von Stande, der ihn allenthalben ausfindig zu machen sucht, um das Vergnügen zu haben, einen Sohn aufzuweisen. So viel wir wißen, existiert eine beßere Bearbeitung dieses Lustspiels unter dem Namen 'die Ränke'. Die Modethorheiten sind darin von der gröbsten Klasse. Indessen ist es immer ergötzlicher als

Nr. 5., ein Gegenstück zu Nina, ou la folle par amour, von dem nämlichen Verfaßer. Außerdem aber, daß dieser zärtliche Wahnsinn einen Mann übel kleidet, ist er auch so gezwungen herbei geführt und von so langweiliger Empfindsamkeit umgeben, daß man hier wohl schwerlich mit dem Uebersetzer von einem glücklichen Geistesprodukt sprechen kann. Wenn seine Arbeit wirklich so gut wäre, als er sie zu machen gedachte, so müßte man sie doch eine verlorne Mühe nennen. Allein es ist ihm nicht einmal gelungen, die grammatikalischen Gallicismen zu vermeiden, viel weniger dem Ganzen ein geschmeidiges Ansehn zu geben.

---

1) Theodor Cyphon, oder der gutmüthige Jude: ein Roman in drei Theilen. Von Georg Walker. 1. Theil. Hildburgh. 1797.
2) Das Dorf Martinsthal. Eine historische Novelle. Leipzig 1797.

Der Uebersetzer von Nr. 1. sagt uns, daß dieser Roman in England vier Monate nach seiner Erscheinung die zweite Auflage erlebt habe, und dieß läßt sich in sofern wohl begreifen, als er im Ganzen die Theilnahme lebhaft erregt, ob sie gleich schon im ersten Theile, manche widrige Schilderungen hindurch, gern zurückweichen wird, um nicht in Fühllosigkeit überzugehn. Des Vfs. Absicht ist, 'nach der Gewohnheit der Sparter, ihren Kindern betrunkne Sklaven zu zeigen, um sie von diesem Laster abzuschrecken', gleichsam im Laster berauschte Menschen als Warnungszeichen aufzustellen. Wer die seinigen 'als zu schwarz und entsetzlich für die Menschheit' ansieht, den verweist er auf ein Beispiel aus der wirklichen Welt, die unnatürliche Mutter des armen Savage (dessen Geschichte in Johnsons Lebensbeschreibungen der englischen Dichter zu finden ist). Allein er vergißt, daß die erforschende Betrachtung eines Ungeheuers für den Kenner der Menschheit überhaupt ein trauriges Interesse haben kann, besonders in sofern es als Schicksal wieder auf die Beßern wirkt, ohne doch eigentlich von der sittlichen Seite lehrreich zu sein. Lehrreich ist die Darstellung der Labyrinthe, worin der

Mensch auf Abwege geräth, aber nicht solcher Individuen, die, wenn man den Ausdruck vergönnen will, schon mißgeboren zu sein scheinen, und bei denen man den Quellen einer durchaus verschrobenen Gemüthsart nicht mehr nachzuspüren vermag. Fänden wir hier nichts mehr als die Gebrüder Syphon, so würde die Lektüre unerträglich sein. Die sanftern Scenen, in welchen ihr unglückliches Opfer, der Held des Buchs, auftritt, müßen den Leser schadlos halten: sein Aufenthalt im Hause des gutmüthigen Juden, die Bekanntschaft mit seiner reizenden Tochter, für die man sich mehr wie für die weit alltäglichere Verbindung mit Elisen eingenommen fühlt. Das fremde Kolorit abgerechnet, welches die Sprache und Handlungsweise des Juden in die Erzählung bringt, hat sie schon etwas Orientalisches an sich, eine gewisse pedantische Hoheit und Steifheit, welche vermuthlich die Dunkelheit verursacht, über die sich die englischen Kritiker selbst und der Uebersetzer beklagen. In der That hat er sich nicht zum besten herauszuhelfen gewußt, und scheint eben so wenig der englischen Sprache völlig mächtig gewesen zu sein, als der deutschen. Folgende Zeilen des Vorberichts hätten sich doch gewiß geläufiger geben laßen: 'der dargestellte Endzweck ist, die Beschreibungen der Wirkungen der, durch Macht unterstützten, Leidenschaft: und um vor dem Nachgeben einer Leidenschaft abzuschrecken, ist es nicht möglich deren Folgen in ein zu helles Licht zu setzen. Einer Entschuldigung, Kinder zur Widersetzlichkeit anzureizen, bedarf es keinen Augenblick, wenn man die Folge von Unglücksfällen betrachtet und deren Katastrophe bekannt wird'. Diesen und andern Winken zufolge möchte übrigens die Katastrophe leicht so beschaffen sein, daß man mit ihrer Bekanntschaft am Ende lieber verschont geblieben wäre, wenn man noch auf andre Art ein Werk der Einbildungskraft zu genießen wünscht, als durch eine heftige Erschütterung.

Bei Nr. 2., ebenfalls einer Uebersetzung aus dem Englischen, kann sich die Einbildungskraft wieder erholen. Es ist ein völlig unbedeutendes und unschmackhaftes Produkt, das zufällig gelesen werden, und eben so schnell vergeßen sein wird.

Der kluge Mann. Vom Verf. des Erasmus Schleicher. 3 Theile. Leipz. 1795...1797.

Dieser im Jahre 1794. begonnene Roman macht, nachdem er fertig geworden ist, schon eine etwas verspätete Erscheinung. Es kann nun nicht mehr für etwas Neues, kaum für eine Variation der bekannten Melodie gelten, daß der Maschinerie unsichtbar wirkender Hände ein guter Endzweck untergelegt wird. Nur so viel hat der Vf. vielleicht gewonnen, daß er bei seinen dringenden Verwahrungen gegen alle Urtheile über seine 'ungelegten Eier', und den Winken, die er über die besondern Aufschlüße nnd Offenbarwerdungen sittlicher Wahrheiten im letzten Theile giebt, manche Leser mit der Möglichkeit eines Endes, das den Anfang rechtfertigen könnte, hingehalten hat. Freilich werden sie jetzt wohl sehen, daß sie sich kühnlich auf die ersten Bogen hätten verlaßen dürfen, so wie auf alle erste Bogen, die wie diese beschaffen sind, wo man sie gleich mit 'pfeifenden Lüftchen', leichenblaßen Bedienten, ausgelöschten Lichtern, Mord, Gewißensbißen, einem 'Alten' und einigen Brocken Sentenz in Furcht und respektvolle Neugierde zu jagen sucht. Auch die Schreibart ist unter dem, was einem so unbedeutend abenteuerlichen Produkt einigen Firniß verleihen möchte. Selbst die ekelhaften und schmutzigen Beschreibungen abgerechnet, geht ihre sein-sollende Ungezwungenheit oder Energie auf jeder Seite in die gemeinsten Ausbrüche und Ausdrücke über.... Bei Gelegenheit der Banditen können wir nicht umhin zu bemerken, welche eine erstaunliche Fundgrube diese Menschenklasse, wenn sie nur irgend anzubringen ist, für solche Romanschreiber wie den Vf. des klugen Mannes abgiebt, vollends da sie es in ihrer Gewalt haben, die Bosheit dabei so weit hinauf zu treiben wie möglich, oder sogar einige pikante Ehrlichkeit anzubringen. Sie wißen so vortrefflich mit den Dolchen umzuspringen, daß es kein Wunder ist, wenn ihre einmal angesteckte Einbildungskraft nachher jedes öffentlich gewordene Urtheil eines Privatmannes oder Recensenten, der doch schon damit gestraft wird, sie lesen zu müßen, für einen Dolchstoß hält, den sie sich ebenfalls durch auswärts gekehrte Stacheln, als da sind Vorreden oder Nachreden oder launige Einschaltungen ängstlich abzuhalten suchen, wie es denn auch hier der Fall ist. Sie bedenken

nicht, daß den guten Schriftsteller eine Recension in persönlicher Beziehung auf sich nicht irren kann, sondern ihn bloß der Sache wegen interessieren muß: denn es liegt dem litterarischen gemeinen Wesen, vorzüglich aber ihm daran, daß das Geschäft der Kritik gehörig betrieben werde. Diesem vielschreibenden Autor haben wir wenigstens den Gefallen gethan, von den Banditen zu den Recensenten überzugehen. Um auch sonst jede Pflicht gegen ihn zu erfüllen, dürfen wir nicht unterlaßen anzuführen, daß jedes Kapitel im Buche mit einigen wohl oder übel gerathenen Strophen verziert ist.

Briefe der Vicomtesse von Senanges und des Chevalier von Versenay, aus dem Französischen. 2 Thle. Bresl. 1796.

Einige 'Ideen über den Roman', eigentlicher über den Weg, den er in Frankreich genommen, machen die Einleitung zu diesem Werk, und erhöhen die Bedeutung desselben. Man muß dem Künstler immer einigermaßen zu Gute rechnen, was er gewollt hat, und dem Franzosen, daß er die Mängel seiner Landsleute einsieht. Jene Ideen enthalten geistvolle Bemerkungen und Ansichten, von denen sich freilich nicht sagen läßt, daß sie durch keine Einseitigkeit beschränkt werden. Der Vf. sagt zwar mit Recht, 'der Roman so wie er sein soll, ist eine der schönsten Produkte des menschlichen Verstandes, weil er eine der nützlichsten ist: er hat selbst Vorzüge vor der Geschichte'; aber es möchte ihm doch schwer werden, seinen Begriffen von ihm bei der näheren Bestimmung so viel Umfang zu geben, daß er die angewiesene Stelle verdiente, und wirklich wäre, was er sein soll. Von den 'zierlichen Kindereien' seiner Nation, welche 'die Einbildungskraft ersticken und die Gefühle in Eis erstarren', geht er zu ihrer Vergleichung mit englischen Produkten über, für deren energischen Charakter er große Bewunderung hegt. Besonders meint er einen Grund ihrer Ueberlegenheit in den 'vermeintlich unnützen Dingen' zu finden, womit die Romane unsrer Nachbarn jenseits des Meeres 'angefüllt sein sollen, die ihnen aber dazu dienen, um die großen Wirkungen in das gehörige Licht zu setzen und den Eindruck immer wachsen zu laßen'. Allein es ist zu befürchten, daß er hier mehr auf die richardsonische Weitläuftigkeit und die Aufzählung

jedes gehaltenen Gesprächs, jedes eingenommenen Thees, oder die Darstellungen der modigen Sitten des Tages zielt, als auf die Ausmalung solcher Umstände, die zum Ganzen bedeutend mitwirken, anschauliche Situationen geben und leise die reizende Fülle einer Erzählung bilden. Um den Roman zu beurtheilen, sollte man wenigstens alle vortrefflichen, die vorhanden sind, kennen; man sollte keiner Nation besonders angehören, oder doch einer weltbürgerlichen, und selbst ein Weltbürger sein. Des Vfs. eigner Versuch zeigt, wie ganz er an der Empfindungsweise der seinigen hängt, so sehr 'der allgemeine Geist' zu loben ist, 'auf dessen Eingebung er geschrieben'. Sein 'moralischer Zweck geht dahin, zu beweisen, daß von der einen Seite ein liebendes Weib dennoch alle ihre Pflichten, die selbst wider ihre Leidenschaften streiten, erfüllen kann und grade dadurch noch interessanter wird; und von der andern, daß ein solches Weib von dem verliebtesten Manne, wenn er es wahrhaftig verdient geliebt zu werden, jedes Opfer erhalten kann'. Die Ausführung ist eine Schattierung, aus dem Farbenton der Prinzessin von Cleve und der Liaisons dangereuses gemischt; die Hauptsache also Tugend, ein wenig mit Nebenwerken von Verderbtheit eingelegt. Das Ganze ist lebhaft geschrieben, aber nicht von sehr fortreißendem Interesse: der Vf. hat einer gewissen Flachheit der Charaktere, und dem bloß rhetorischen Feuer der Leidenschaften nicht völlig abzuhelfen vermocht. Der 'langweilig raisonnierenden Briefe' sind, ungeachtet der guten Vorsätze des Vfs., immer noch zu viele. Das Opfer des Liebhabers besteht übrigens darin, daß er seine Geliebte nicht verführt, und nach dem Tode ihres Gatten sich noch zwei Jahre Frist gefallen läßt, ehe er sich mit ihr verbindet, also doch nicht wie in der Prinzessin von Cleve um allen Lohn betrogen wird. Die Uebersetzung hat mit dem Originale das Schicksal gemein, daß der Wille beßer als die That war. Man vermißt es (siehe die Nachschrift des Uebersetzers) sehr daneben, weil man zu oft daran erinnert wird. Gleich auf den ersten Seiten kommen solche Nachläßigkeiten vor, wie 'Sie, noch in einem Alter, wo man nichts entsagt; Pflichten, an denen ich angekettet bin; ich komme aus den Gärten der Armide, sie enden zu einer Einöde'. Schwer wäre es aber auch wirklich gewesen, allen Gallicismen hier zu entgehen, wo sie in jeder Wendung hätten ausgelöscht werden müßen.

Vancour von Blairval. 2 Thle. Lpz. 1797.

Eine Geschichte, die kein Ritterroman sein soll, und es auch, mit dem gemeinsten Zuschnitt verglichen, nicht ist, so wie dem Anschein nach keine Uebersetzung, obgleich die Scene in Frankreich spielt. Das altdeutsche Faustrechtskostum ist uns mithin schon erlaßen worden. Man befindet sich, einige wenige Mönchsgräuel ausgenommen, auf einem ganz gesitteten Boden. Der Zusammenhang der Begebenheiten ist äußerst willkürlich, aber selten überraschend: wo Personen Noth thun, wachsen sie gleich aus der Erde hervor; am Ende fügt und schickt sich Alles, und der Vf. kann mit der Beruhigung davon gehen, etwas ganz Unschädliches hervorgebracht zu haben, das sich noch dazu rasch genug wegliest. Mehr läßt sich in der That über diese beiden Bände nicht sagen.

Pechfackeln. 1. Theil. 1797.

Von dem ersten, was an diesem Buche auffällt, dem wunderbaren Titel, läßt sich schwerlich Rechenschaft geben, es sei denn, daß der Vf. das Licht, was er hier anzündet, selbst nicht für klar genug hält, um es mit dem Schein einer Wachskerze zu vergleichen. Es hat in der That auch mehr von dem blutrothen Glanze einer Pechfackel an sich. Hieraus läßt sich leicht folgern, daß der Inhalt mit der Politik des Tages zusammenhängt. Der Vf. kleidet seine Ideen in Geschichte ein, die er eben nicht auf den Boden der Wahrscheinlichkeit zu versetzen gesucht hat, und so schwer als verworren erzählt. Die Scene soll am Rhein und während des gegenwärtigen Krieges sein. Einige barbarisch kriegerische Auftritte eröffnen sie, bei denen der Held zweimal auf eine überraschende Art mit einem französischen Mädchen, das er schon vorher gekannt hat, zusammentrifft. Darauf sehen wir ihn an einem Hofe, wo der Fürst in Geistesstumpfheit versunken ist, und wie gewöhnlich von einem Pfaffen beherrscht wird. Das nicht ganz Gewöhnliche ist, daß er mit dem Bewußtsein eines großen Verbrechens zu kämpfen scheint, und Winhall endlich in einer Höhle dem lebendig begrabnen vorigen Fürsten

auf die Spur kommt. Der Triumph, dieses Geheimniß entschleiert und die Thäter zerstreut zu haben, dauert nicht lange; er wird in ein Kloster entführt und hier wieder im entscheidenden Augenblick von der Französin gerettet. Das Stück ist nicht aus: vermuthlich wird er in Frankreich seine Rolle fortspielen, die noch gräßlich genug zu werden droht. Indessen ist es offenbar, daß der Geschichtschreiber nicht um einen Roman zu verfertigen, sondern um seiner Meinungen und seines Gefühls willen als solcher aufgetreten ist. Er hat sich besonders bemüht, die tragische Erbärmlichkeit so mancher, die seinen Fürsten umgeben, lebhaft zu schildern; er hat sich oft, aber gleichsam im Vorbeigehen, stark über Mißbräuche, allgemeine und besondere, geäußert und mit grell-düstern Farben gemalt. Aber selbst für solche, deren Ansichten mit den seinigen übereinstimmen, dürfte sein Buch schwerlich eine zusagende Lektüre sein, da der Ton darin, auch wo er wahre Energie verräth, sich niemals von Spannung und Bitterkeit zu befreien weiß, und die zweideutige Gattung, worin es geschrieben ist, überhaupt keinen reinen Genuß gewähren kann.

---

1) Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde. Halle 1797.
2) Zemire oder Sammlung unterhaltender Aufsätze. Von A. W. Heidemann. Halle 1797.
3) Lustiges Spaß- und Schnurren-Magazin. 2 Bändchen. Erfurt 1797.
4) Poetisches Vademecum oder Blumenlese angenehmer und lustiger Gedichte aus den Schriften der größesten deutschen Dichter unsers Zeitalters gesammelt. Erste Porzion. Lindenstadt 1797.

Diese verschiedenen Beiträge zu beliebiger Unterhaltung gehören in einerlei Klasse und also auch für einerlei Publikum, das sich doch nicht wohl anders als mit der Galerie im Schauspielhause vergleichen läßt. Nr. 1. ist das bestgemeinte, Nr. 2. das fadeste, Nr. 3.

das platteste und Nr. 4. das ärmlichste unter obigen Büchlein. Man findet in dem ersten kurze Nachrichten von den Universitäten Halle, Göttingen, Erlangen, Jena nnd Frankfurt, die alle aus den möglichst niedrigen Standpunkten genommen und schlecht geschrieben sind. Wie es gemeiniglich den Berichten von Universitäten zu gehen pflegt, enthalten sie einseitig Wahres und Falsches durcheinander. Ein Individuum, das sich im 'Burscheneommersch' herumtreibt, kann unmöglich das Ganze übersehen. Bisher giebt es kaum noch andre Schilderungen von Universitäten, als die aus so wenig kultivierten Federn, oder unter den Händen gehäßiger Parteisucht hervorgehen. Den eigentlichen Geist dieser oder jener Lehranstalt hat noch niemand darzulegen gesucht. Die Eigenthümlichkeiten des Burschenlebens verfliegen, so wie der Student aus den Thoren ist; der engere oder liberalere Geist der vernommenen Lehre aber bleibt, und wirkt oft auf das ganze Leben fort; mitten unter allen wüsten und läppischen Gebräuchen, denen sich doch oft ein beträchtlicher Theil entzieht oder sich ihnen nur in so fern leiht, als die Ausschließung auffallen würde, werden die Köpfe so oder anders gebildet. Der übrige Inhalt dieser Schrift, worin der Student nur wie in einem Spiegel die handwerkszunftmäßige Plattheit des studentischen Tons erblickt, kann dazu dienen, ihm einen Ekel einzuflößen. Selbst der junge Mensch von einigem Geschmack macht zuweilen etwas mit, dem er nicht zusehen möchte. Hier ist eine Burschiade in vier Gesängen zu lesen, die nebst noch einem Aufsatz über die Wollust recht gut gemeint ist. Der Vf. hat alle möglichen technischen Studentenausdrücke in die erste zu bringen gesucht; er bittet um Nachsicht wegen mancher Härten im Hexameter, die man aber in der That vor allen übrigen Härten nicht wahrnimmt. Den Beschluß macht eine Sammlung der Hauptlieder, die bei Burschenfeierlichkeiten gesungen werden.

Nr. 2 enthält allerlei Ungenießbares in Versen und Prosa unter zwiefachem Titel, weil der Vf. gefürchtet hat, durch den Titel 'deutsche Pandekten' die Frauenzimmer abzuschrecken. Er gesteht naiv genug, er bekümmere sich nicht darum, ob der Titel 'Zemire' paßt oder nicht. Hätte er durch den eben so fremden gelehrten Namen nicht abgeschreckt, so hätte er durch den weiblichen nicht anzulocken gebraucht: vielleicht aber hatte er ein heimliches Gefühl davon,

daß die eigentliche Ueberschrift 'Sammlung unterhaltender Aufsätze' doch nicht ganz richtig wäre. 'Der Bräutigamsspiegel', eine komische Operette, ist noch das Erträglichste unter diesen selbstverfertigten Ergötzlichkeiten.

Nr. 3 ist eine Kompilation von englischen Anekdoten, französischen Feenmärchen und deutschen Wirthshausgeschichten, die, nachdem sie die freie Bearbeitung des Herausgebers erlitten, nur noch für die unterste Lesewelt taugt.

Nr. 4 ist ein schlechter Abdruck einiger Gedichte von Hagedorn, Voß, Göckingk, gellertscher Fabeln u. s. w., die man aber hier, wo Alles die dürftigste Absicht verräth, gar nicht nachlesen mag.

---

1) Neueste Entdeckungen im Reiche der Weiber und Mädchen. 1. Bändchen. Gynäkopolis 1797.
2) Und er soll dein Herr sein. 1. Mos. 3, 16. Ein Beitrag zur Berichtigung neuer Mißverständnisse und zur Abstellung alter Mißbräuche. 1797.

Nr 1. ist zunächst den Leipziger Damen und Mädchen gewidmet; die Entdeckungen, ob sie gleich nicht neu sind, scheinen in der That einige lokale Beziehung zu haben. Das Allgemeingeltende darin ist aber zugleich das Beste, wie z. B. die treffenden Bemerkungen über Lektüre, über das Wohlgefallen der Mütter an schönen Töchtern u. s. w. In dem erzählenden oder dramatischen Theil zeigt sich der Vf. von einer weit weniger gebildeten Seite. Indessen kann man nicht wißen, wie viel Nutzen er selbst damit zu stiften vermag. Sei der Ton der Frauen so fein, als er wolle, sei er der Ton einer wirklich großen Stadt, wofür man Leipzig auf keine Weise mit dem Vf. nehmen kann, sobald Leere und Verderbtheit eingetreten sind, so können selbst die trivialen Schilderungen des Gemeinen auf sie passen, und sie erkennen sich vielleicht mit desto größerem Schrecken in einer solchen wieder. Doch sind manche Dinge eingemischt, welche nur für die unteren Stände berechnet sein können, und die also da fern gehalten werden mußten, wo man unter die Augen der Höheren zu kommen wünscht. Diese Aristokratie

muß bei den Frauenzimmern geschont werden, so lange die Dinge noch so vom Anfang herein zu beßern stehn, sonst läuft man Gefahr, die Delikatesse der wohlerzogenen und die Vorurtheile derjenigen, die noch erst erzogen werden müßen, zugleich zu beleidigen. Albernheit und Passivität sind überdem schlimmere Feinde des weiblichen Geschlechts, als Lüsternheit, unplatonische Empfindsamkeit &c. Da der Vf. dieß nicht gänzlich übersehen hat, so wünschen wir ihm um so mehr, daß er künftig mit gewandteren Waffen dagegen streiten möge.

Nr. 2. ist von einem philosophischeren Gefühl der Würde des Weibes eingegeben: der Vf. hält sie für nichts anders, als die Würde des Menschen überhaupt. Er sucht aus diesem Gesichtspunkte einen Aufsatz des Hrn. Bendavid in der berlinschen Monatsschrift zu widerlegen, worin jene Einsetzungsworte auf eine humane Weise modificiert werden sollen. Sehr richtig bemerkt er, daß die künstlichen Modifikationen dem Mißbrauche oft mehr Dauer geben, als die buchstäblichen Auslegungen. Er erklärt sich gegen jenes Gesetz, und zieht es nicht mit Bendavid als einen Ausspruch des Ewigen, sondern als bloße Menschenworte in Erwägung. Sein Vortrag ist sehr einfach, zuweilen rauh, aber voll gesunder Wahrheiten. Wir führen zum Beweise folgende Stelle an: 'Es wäre zu wünschen, daß wir gegen die Frauen weniger galant und gütig und dafür desto mehr gerecht wären, damit wir nicht bloß zum Schein und Scherz, oder aus großmüthiger Schonung die Weiber als schöne, aber schwache, Geschöpfe ehrten, sondern im Ernst und aus anerkannter Schuldigkeit die Rechte derselben als Menschen von gleicher Würde respectierten. Denn das ist eben die verderbliche Maxime des Despotismus, dasjenige, was man Andern von Gott und Rechtswegen schuldig ist, als ein freies Geschenk der Güte zu betrachten, um es nach Belieben geben oder versagen zu können; — eine Maxime, die man auch in andern Verhältnissen des menschlichen Lebens in Anwendung gebracht findet' u. s. w.

Söder. Par S. S. Roland. Göttingen 1797.

Die Gemäldegalerie des Frhrn. von Brabeck zu Söder im Hildesheimischen hat einen ausgebreiteten und verdienten Ruf. Schon vor sechs Jahren machte Hr. von Ramdohr den Kennern und Liebhabern die Stücke dieser vortrefflichen Sammlung durch ein kritisches Verzeichniß näher bekannt. Der Urheber obiger Schrift ist ein französischer Ausgewanderter, der bei dem Verlust seines Vaterlandes in dem zuvor nur zum Vergnügen ausgeübten Talente der Malerei eine Hülfsquelle für seine Lage, und auf dem Landsitze des Freihrn. von Brabeck, dieses großmüthigen Beschützers der Künste, eine Zuflucht fand. Er hat sie, durch die eben so angenehm geschriebene als unterrichtende Beschreibung des Schloßes Söder und seiner Umgebungen, welche er hier in Briefen an einen Freund in England liefert, zum Vortheil des Publikums benutzt. Diese Angabe vom Umfange des Inhalts zeigt schon, daß der Vf. keineswegs ein nach der schätzbaren Arbeit des Hrn. von Ramdohr entbehrliches Unternehmen ausgeführt hat. Der Letztgenannte beschränkt sich auf die Galerie allein: aber er giebt ein vollständiges Verzeichniß der Stücke, und zeigt von jedem auch das Maß an. Damals war die Aufstellung und Anordnung noch ganz anders: die Gemälde standen in dem Hause des Freiherrn in der Stadt; die Einrichtung des Schloßes Söder, welches er überhaupt zu einem geschmackvollen Landsitze, hauptsächlich aber für die Galerie, neu erbaut hat, war damals noch nicht fertig. Hrn. Rolands Schrift kann den Reisenden, die Söder immer häufiger besuchen werden, und für deren Bequemlichkeit auch durch einen sehr guten, neu angelegten Gasthof in der Nähe gesorgt ist, um so beßer zum Führer dienen,

da sie in französischer Sprache geschrieben ist, und die Aufmerksamkeit neben den Kunstwerken auf die Anlage des Schloßes und auf den edlen Geschmack, die einfache Pracht in der Verzierung desselben lenkt. Güterbesitzer, die vielleicht nicht im Stande sind, der Kunst einen so reichen Tempel zu widmen, wie der Frhr. von Br., aber doch ihren ländlichen Aufenthalt möglichst erheitern und durch schöne Uebereinstimmung beseelen wollen, finden hier in dem Beispiele eines solchen Kenners fruchtbare Winke für die eigne Anwendung. Vor Allem wäre dem unermüdlichen Eifer, womit er sich die Aufnahme der einheimischen Handwerke und derjenigen Künste, welche die Grenze zwischen den mechanischen und den eigentlich schönen ausmachen, angelegen sein läßt, die häufigste Nachfolge zu wünschen. Nur zu oft erliegt der Muth des deutschen Arbeiters unter dem Mangel an Aufmunterung, da man alles, was zierlich und auserlesen sein soll, aus der Fremde kommen läßt, während er bei gleicher Wohlhabenheit, Muße und Bildung durch gute Muster den ausländischen Handwerker vielleicht bald übertreffen würde. Freilich haben nicht alle, die ein Schloß erbauen oder verzieren laßen, die nöthigen Einsichten, noch weniger die Geduld, um die Arbeiter selbst zu leiten, und aus unwißenden Dorfbewohnern beinah Künstler zu ziehen. Dieß ist Hrn. v. Br. durch die standhaftesten Bemühungen gelungen, und er hat auch dadurch jenen ächten, auch bei einer ins Kleine gehenden Sorgfalt nicht erkaltenden, Enthusiasmus für das Schöne bewährt. Alles noch so künstliche Schnitzwerk, alle eingelegte Arbeit aus Holz, auch die architektonischen Zierraten aus Marmor sind durch einheimische Arbeiter verfertigt worden; nur zu der Stukkatur ward, weil sich durchaus niemand in Deutschland fand, ein Italiäner verschrieben. Der Vf. sucht mit

Recht nur in dem Mangel des Materials die Ursache, warum diese Kunst und die höhere Bildhauerei unter uns nicht recht gedeihen will. Ueberhaupt setzt er indessen den Zustand der Künste, und was für sie geschieht, in Deutschland zu niedrig an: ein Irrthum, der bei dem Aufenthalte in Niedersachsen ganz natürlich ist; Dresden, Berlin und Wien scheint er nicht besucht zu haben. Hingegen stimmt ihm Rec. vollkommen bei, wenn er die Blendwerke des englischen falschen Geschmacks in der Kunst strenge, doch gerecht, würdigt, und gegen die Ueberschwemmung mit englischen Kupferstichen eifert, die uns schon in merkantilischer Hinsicht nachtheilig wird. Es ist viel zu wenig gesagt, wenn es heißt: cet art n'est point étranger à l'Allemagne. Wie viel englische Blätter giebt es denn wohl, die neben den besten eines Müller die Probe beständen? Auch in der Sauberkeit der leichteren punktierten Manier thun wir es ihnen jetzt völlig gleich.

Die Verzierung der Zimmer zu Söder ist einfach, und hat in denen, wo die Gemälde aufgestellt sind, eher einen ernsten, als fröhlichen Charakter. Eine sehr einsichtsvolle Anordnung. Der Eindruck der Pracht ist ganz von der Stimmung verschieden, womit Kunstwerke betrachtet sein wollen; außer daß sie das Auge auf eine sinnliche Weise blendet und zerstreut, wie es selbst in der glänzenden Villa des Hrn. Hope bei Haarlem der Fall war. Aus eben diesem Grunde hat Hr. v. Br. auch in dem ganzen Schloße die Arabesken ausgeschloßen, bei denen man sich so leicht gewöhnt, Hervorbringungen der Zeichnung gedankenlos um sich her zu sehn. Das Charakteristische der Sammlung ist eine Strenge und Feinheit der Wahl, die man oft in großen, berühmten Galerien vermißt. Hr. v. Br. hat sich dabei gar

nicht durch die Meinung leiten laßen, sondern mit selbständigem Urtheile ausgezeichnete Werke von weniger bekannten Meistern untergeordneten, die ein verehrter Name empfahl, vorgezogen. Daher kommt es denn, daß seine Sammlung Stücke aufzuweisen hat, die einzig in ihrer Art und eine wahre Seltenheit sind. Die Bilder sind nicht, wie gewöhnlich, nach den Schulen, sondern nach den Gattungen aufgestellt; in einem Zimmer Bildnisse, in zweien historische Stücke mit Einschließung der Gesellschaftsgemälde, in einem Landschaften, in noch einem Architekturen und Perspektiven, endlich in einem besonders dekorierten Zimmer Kabinetsstücke. Doch sind die Fächer, wovon weniger vorhanden, eingeschaltet: einige Stellleben bei den historischen Bildern, Blumenstücke bei den Landschaften. Der Vf. erwähnt nur die merkwürdigsten Sachen; aber er sucht, was er beschreibt, auch darzustellen, geht mit leichten Wendungen von einem zum andern über, und belebt seinen zusammenhängenden Vortrag durch eingestreute allgemeine Bemerkungen. Ueber einige Bilder, bei denen sich Hr. von Ramdohr nicht aufhält, ist er umständlich, und umgekehrt. Wo beide ihre Bemerkungen über dieselben Gegenstände mittheilen, ist es anziehend, die Urtheile zu vergleichen. Wir heben nur Einiges aus. Zwei Bildnisse, eines von Bernardo Strozzi, das andre von Tiberio Tinelli, gehören zu den Hauptzierden der Galerie und verdunkeln alles, was sie sonst an vortrefflichen Porträten aufzuweisen hat. Ein Gesellschaftsstück von Karl van Mander, dessen Seltenheit Hr. v. R. anerkennt, wird näher beschrieben und den besten Gerhard Dows an die Seite gesetzt. Von diesem Meister ist ein außerordentlicher schöner Tobias, der von der Blindheit geheilt wird, da. Die Größe des Bildes vermehrt seine Seltenheit, aber könnte auch Zwei-

fel an dem Urheber erregen, für den sich Hr. v. R. nicht ganz so entschieden erklärt, als der Vf. vorliegender Schrift. Es ist gewiß, daß verschiedene holländische Maler, von denen man nur Kabinetsstückchen zu sehen gewohnt ist, auch wohl einmal ins Große gemalt haben: man erinnere sich an den Stier von Potter in der ehemaligen Galerie des Erbstatthalters. Es scheint, daß nicht Mißtrauen in ihre Kräfte, sondern vielmehr der Geschmack ihrer Landsleute und vielleicht ihr eigner für den verkleinernden Maßstab entschied. In sehr reichen holländischen Privatsammlungen findet man keinen lebensgroßen Rembrand. Wirklich hatten jene Künstler an ihren beliebten Binnenvertrekjes u. s. w. einen Gegenstand, dessen Wesentliches mit geistvollen Zügen sehr gut in einem engen Raum zusammengedrängt werden konnte: wozu sollte ein Bauer von Teniers oder Ostade größer gemalt werden? — Eine heil. Katharina von Siena, über die Hr. v. R. sich ungewiß erklärt, wird hier dem Guercino zugeschrieben, und das Urtheil eines gelehrten Künstlers, der dem Rec. seine Bemerkungen mitgetheilt, bestätigt dieß. Eben das gilt von der Angabe einer Vermählung der heil. Katharina als von Tizian, und einer Zeichnung mit Goldfarbe auf braunem Grund, einen Opferzug vorstellend, als von Raphael, welche in Hrn. v. Rs. Schrift die Namen Palma Vechio und Giulio Romano tragen. Der eben angeführte Künstler erkennt darin den Apostel Paulus, dem man opfern will: eine Scene, welche Raphael in den Kartons ausgeführt hat. Sonst besitzt die Galerie noch ein kostbares Kabinetsstück von Raphael und ein andres von Correggio, beide ungezweifelt ächt. Hr. R. hält jenes immer noch für eine Anbetung des Simeon, wofür es Hr. v. R., der die Umriße davon hat stechen laßen, nicht gelten laßen

will, hauptsächlich weil Simeon und sein Begleiter im Kostüm der neueren Kirche gekleidet seien, welches wohl kein entscheidender Einwurf sein möchte. Der Vf. behauptet, es sei leichter, Raphael zu kopieren, als Correggio. Rec. hat beides häufig unter nicht ungeschickten Händen verunglücken sehen; sollten die Schwierigkeiten, mit Ausnahme der Fälle, wo bei Correggios Wagstücken ein einzig glückliches Gelingen stattfindet, z. B. bei der Nacht, die er vielleicht nicht zum zweitenmale so gemalt hätte, auf beiden Seiten nicht ungefähr gleich sein?

Von der ganzen Sammlung wird es am besten einen Begriff geben, wenn wir sagen, daß sie bei solchen Schätzen italiänischer Kunst, dergleichen wir einige angeführt, in der niederländischen Schule doch noch reicher ist. Gern höben wir mehr von den Bemerkungen des Vfs. aus, z. B. die Entwickelung der Gründe, warum das reizende Italien weniger Landschaftmaler hervorgebracht, als die Niederlande; die Charakteristik Ruysdaels, u. s. w. Nach Uebersicht der Galerie werden die noch nicht vollendeten Anlagen zu einem englischen Garten um das Schloß her beschrieben, und bei Gelegenheit der Garten zu Wörlitz scharf kritisiert. Einen Brief über die Landwirthschaft wird man als Zugabe annehmen; aber wenn der Vf. unternimmt, den Zustand der Kultur in Deutschland gegen die ungerechten Beurtheilungen der Ausländer zu vertheidigen, so ist sein guter Wille allein dem Unternehmen nicht gewachsen: die deutsche Litteratur bedarf entweder gar keiner Apologie, oder sie verdient eine kräftigere; und den Anstoß, welchen er an den Wörtern Philosophie und Aufklärung nimmt, die doch so unentbehrlich sind, als die Sachen selbst, muß die persönliche Lage des Schriftstellers entschuldigen.

Von eben dem Verf. ist ein Schauspiel im Druck erschienen, das mit obiger Schrift einigermaßen in Verbindung steht:

La manie des arts, comédie en quatre actes. Par M. S..d S. Roland, peintre. Hannovre 1797.

Dieses Stück wurde auf Veranlaßung des Frhrn. von Br. geschrieben; einige wirklich bei seinen Verhältnissen mit Künstlern, denen er Beschäftigung gab, vorgefallene Züge gaben die erste Grundlage dazu her. Diese machte indessen einer freieren Behandlung Platz, und Hr. v. B. ergötzte sich, den Enthusiasmus für die Kunst in einer komischen, doch immer noch feinen, Uebertreibung dargestellt zu sehen. Der Verf. ist so durchdrungen von den Schwierigkeiten, und äußert sich so bescheiden über seine Arbeit, daß die strenge Kritik eines gesellschaftlichen Scherzes unbillig und überflüßig sein würde. Die Handlung hat so viel Interesse gewonnen, als es bei diesem Gegenstande ohne die gewöhnliche Hülfe einer Liebesintrigue möglich war; die Verse sind leicht, und einige Situationen wahrhaft komisch, unter andern würde die Scene zwischen den Bedienten der zwei Kunstliebhaber, welche ebenfalls die Kunst üben, einander ihre Geschicklichkeit rühmen, ihre Arbeiten zeigen, kritisieren und sich darüber in die Haare gerathen, auf dem Theater gute Wirkung thun.

De l'art de voir dans les beaux arts, traduit de l'Italien de Milizia; suivi des institutions propres à les faire fleurir en France, et d'un état des objets d'arts dont ses musées ont été enrichis par la guerre de la liberté. Par le général Pommereul. An 6 de la republique.

Die hier in einer freien Uebersetzung gelieferte Schrift des Milizia erschien zu Rom im Jahr 1792. Schon zehn Jahre früher hatte sich der Vf. als einen Mann von Verstande und von Kenntnissen, besonders im Fache der Baukunst, bekannt gemacht. Er gehört zu den Italiänern, die sich auf der Spur der Algarotti und Bettinelli um ausländische, besonders französische, Bildung beworben haben. Freilich hat er von dieser, sowohl in seinem Vortrage als in der Art die Dinge anzusehn, nicht immer das Beste ergriffen. Mit einer schreienden und vielleicht nicht einmal natürlichen Lebhaftigkeit, in vornehmer Kürze, und durch Fragen, Antworten und Ausrufungen zerschnittenem Stile, trägt er die schneidendsten Urtheile über Kunstwerke vor, welche der seit Jahrhunderten genoßene Beifall, wenn er uns auch den unsrigen nicht abnöthigen kann, doch auf gewisse Weise ehrwürdig macht. Die Freimüthigkeit und das Streben nach Unabhängigkeit des Geistes, die den Vf. vor seinen Landsleuten auszeichnen, sind in der Lage und den Umgebungen, worunter er schrieb, alles Lobes werth; aber der widrig heftige und höhnende Ton, worein er oft verfällt, läßt sich nur durch den Unwillen über das zu lange getragene Joch der Autorität, und den Ekel vor der bei den italiänischen Kunstbeurtheilern hergebrachten Eintönigkeit der preisenden Superlative (die indessen, wie der Uebersetzer treffend bemerkt, in der sanften Sprache weniger beleidigen), und selbst durch

diese kaum entschuldigen. Mengs hätte den Vf. lehren können, wie sich die strengste Kritik mit edler Würde und Ruhe vereinigen läßt. Besonders gegen Michelangelo hegt der schwarzblütige Kritiker eine Erbitterung, die bei der Beurtheilung seines Moses, seiner Pietà u. s. w. über alle Anständigkeit ausbricht. Er scheint nicht zu wißen, daß es viel kleiner und leichter ist, eine excentrische Originalität lächerlich zu machen, als sie zu fühlen und zu faßen; und dieß ist von einem Manne, bei dem der trockne Verstand überwiegt, ohne daß sein Geist je die stille Höhe der Vernunft erschwungen hätte, nicht zu verwundern. Sonderbar nehmen sich zwischen solchen Husarenzügen in das Gebiet der Kunst entlehnte Sätze von Mengs aus, dergleichen an verschiedenen Stellen vorkommen. Unter andern wird das Pferd des Mark Aurel gegen Falconets Tadel ganz nach Mengs vertheidigt. Der Uebersetzer selbst bemerkt, daß Milizias Lehren über das Basrelief buchstäblich aus eben dem Falconet abgeschrieben sind, qu'il n'a pas craint de traiter trop lestement. Des Vfs. kecke Entschiedenheit im Urtheilen muß wirklich verdächtig werden, wenn man ihr auf solche Schliche kommt. Noch schlimmer geht es aber, wo der Verf. den Philosophen machen will, in dem allgemeinen theoretischen Theile der Schrift. Bald ist ihm das Schöne bloß ein Vergnügen der Sinne, bald soll die schöne Kunst Moral predigen. Dann bezieht er wieder Alles in letzter Instanz auf den Nutzen, und sieht nicht ein, daß der Begriff des Nützlichen dasjenige bezeichnet, was einem bestimmten Zwecke dient, und daß es daher neben dem Höchsten, welches Zweck an sich ist, nur einen untergeordneten Rang behaupten kann. Kurz, er hat keinen einzigen Begriff fest zu halten und in lichtvoller Ordnung zu entwickeln gewußt. Er hat die Phi-

losophie des Schönen studiert, wie der Sage nach die Hunde aus dem Nil trinken, im Laufen. Bei aller Kürze ist sein Unterricht darüber eben so verwirrt, als ermüdend; und das eingemischte Wahre, das mit so viel Aufheben vorgebracht wird, ist keinesweges neu. Bemerkung verdient es, daß das Wort Aesthetik (estétique, S. 33) jetzt, da man es unter uns als unschicklich zu beseitigen anfängt, bei unsern Nachbarn Eingang findet. — Der bei weitem schätzbarste Theil des Buches ist unstreitig der die Architektur betreffende. Nach einigen allgemeinen Sätzen geht der Vf. die Ueberbleibsel des alten, und die Gebäude des neueren Roms nach der Reihe durch, giebt ihre Hauptcharaktere an, und fügt meistens sein Urtheil kurz hinzu. Die Leidenschaftlichkeit desselben mäßigt sich natürlich von selbst bei einer Kunst, wo es so viel zu meßen und nach mechanischen Gesetzen zu erwägen giebt; doch macht sich die Petulanz des Vfs hier wieder gegen den Michelangelo Luft, besonders bei der Kritik der Peterskirche, womit er schließt.

Der Uebersetzer gesteht in der Vorrede, daß er sich mit seinem Original große Freiheiten genommen: Rec. hat dieses nicht bei der Hand; doch ist nicht zu vermuthen, daß die oben gerügten Fehler dadurch verstärkt sein werden, da in der angehängten Abhandlung 'über die Einrichtungen, welche zur Aufmunterung und Vervollkommnung der schönen Künst' in Frankreich dienen können', ein ganz andrer Ton herrscht, und wahrhaft einsichtsvolle Vorschläge gethan werden. Zwar die Meinung theilt der Uebersetzer mit dem Milizia, daß die Künste für die Beförderung der Sittlichkeit arbeiten sollen, wogegen sich auch aus dem politischen Gesichtspunkte, den er nimmt, nichts einwenden läßt, wiewohl man es in philosophischer und artistischer Rücksicht nicht gelten laßen kann,

weil mit der Autonomie der Kunst ihre Wirksamkeit verloren gehen würde. Er bemerkt, daß die Griechen niemals Kunstakademien gehabt; daß die Rivalität der italiänischen Kunstschulen viel dazu beigetragen, die Malerei zu erwecken und mannichfaltig auszubilden. Er glaubt daher, das Ansehen einer einzigen französischen Kunstakademie zu Paris und Rom müße für das aufkeimende Genie mehr drückend als erhebend sein, und schlägt vor, in Frankreich verschiedene in den wichtigsten Städten zu stiften, die französische Akademie in Rom aber ganz aufzuheben, und mit den dazu bestimmten Summen einzelne junge Künstler auf Reisen zu unterstützen. Vorzüglich aber fordert er die Regierung auf, die politischen Begebenheiten durch große Denkmäler zu verherrlichen, und hiebei unter den Künstlern einen edlen Wetteifer zu erregen. Die Kunst würde sich dadurch eine neue Bahn öffnen, und aus dem beschränkten Kreiße abgenutzter religiöser Vorstellungen, einer uns fremden Mythologie und der noch kälteren und zweideutigeren Allegorie endlich einmal hervorgehen. — Das materielle Interesse des Gegenstandes ist zwar an sich nur ein Nebenumstand, er kann aber durch die aufmunternden Auszeichnungen, welche die allgemeine Theilnahme den Künstlern verschafft, äußerst wichtig werden. Man erinnert sich, daß zwei der grösten Meisterwerke der Malerei, die Kartons von Leonardo da Vinci und Michelangelo im Rathssale zu Florenz, welche beide Scenen aus florentinischen Kriegen vorstellten, durch den politischen Enthusiasmus während einer kurzen demokratischen Periode hervorgerufen wurden. Freilich würde das Kostum dem heutigen Künstler mehr Schwierigkeiten machen; doch hält sie der Vf. für übersteiglich: und sie sind es auch gewiß noch eher für den Maler, als für den Bildhauer.

Uebrigens ist kaum zu erwarten, daß die Vorschläge des Generals Pommereul so bald Eingang finden werden, da man bisher nur darauf bedacht gewesen ist, auf eine gar nicht republikanische Art durch Zusammenhäufung aller Kunstschätze und Lehranstalten Paris immer mehr zur Hauptstadt zu machen, da es doch, als der Sitz der Frivolität und Zerstreuung, für das Studium und die concentrierte Begeisterung des Künstlers durchaus kein schicklicher Ort ist. Gesetzt aber auch, es würden in Bourdeaux, Lyon u. s. w. Kunstschulen angelegt, und diesen Städten Kunstwerke zu Vorbildern ausgetheilt: so lange Alles von einem Mittelpunkte ausgeht, wird es auch einen einförmigen, engen Zuschnitt behalten. Was die Kunst in Italien hob, war nicht sowohl die Rivalität der Schulen, als derer, welche die Künstler auf eine große Art zu beschäftigen wetteiferten. Und wie soll diese in Frankreich stattfinden, so lange den Theilen der Republik aus Besorgniß vor dem Föderalismus so wenig eignes politisches Leben gegönnt wird? Sehr richtig ist die Bemerkung des Vfs., daß ein neuer Schwung der Künste nur von der Architektur ausgehen kann: der Staat muß erst große öffentliche Gebäude haben, ehe er darauf denken kann, sie mit großen Gemälden zu schmücken. Wie unglücklich die bisherigen Versuche dazu meistens ausgefallen sind, gesteht er selbst ein: que surtout ces monuments décèlent un meilleur goût que celui qui a présidé à l'érection de ceux, provisoires il est vrai, mais très-dignes de n'être que cela, dont la révolution a défiguré Paris!

An der Zertrümmerung so vieler Kunstwerke während jener barbarischen Periode rechnet der General, was äußerst bemerkenswerth ist, einen großen Theil der Schuld den besten Künstlern Frankreichs zu: in der Ueberzeugung, Frank-

reich besitze fast nichts Vortreffliches in den drei Künsten, und es sei beßer, Alles in einem beßern Stile wieder von Neuem zu schaffen, hätten sie durch ihre Deklamationen die allgemeine Zerstörungswuth begünstigt. Ob er ihn gleich nicht nennt, spielt er doch offenbar auf David an. Wer sonst, als dieser, durch seine republikanische Schwärmerei eben so berüchtigte, als durch seinen Sinn und Enthusiasmus für das große klassische Alterthum berühmte Künstler, konnte Werke verachten, die doch ganz andre Männer zu Urhebern hatten, als einen Bernini, dessen Ludwig XIV. immer zu Grunde gehen mochte? Vielleicht ist hier nicht der unrechte Ort, um zu erinnern, daß gewisse Schriftsteller, welche den sogenannten Vandalismus in Frankreich für etwas in der Geschichte aller Zeiten Unerhörtes haben ausschreien wollen, durch ihre Verwunderung über die Revolution am Gedächtnisse Schaden gelitten zu haben scheinen. Der unzähligen christlichen Bilderstürmereien nicht zu gedenken, die sich auch zur Zeit der Reformation erneuerten, weiß man ja, daß in der Blüthezeit der italiänischen Bildung, in dem geschmackvollen Florenz, unter Anführung des Savonarola Haufen der kostbarsten Kunstwerke öffentlich verbrannt wurden; und, wie jetzt David, nahm der sanfte Fra Bartolomeo an diesem Fanatismus Antheil.

Der Plan zur Anlegung eines allgemeinen chalkographischen Instituts, der vom Direktorium empfohlen, vom Rath der 500 aber auf Merciers Vortrag verworfen ward, und den der General in etwas veränderter Form der ausübenden Macht, als zu dessen Ausführung befugt, von Neuem vorlegt, ist zu weitläuftig, um ihn hier mitzutheilen. Den Beschluß macht das Verzeichniß der aus den Niederlanden, Holland und Italien in die französischen Museen gelieferten

Kunstsachen. Schade, daß seitdem schon Stoff zu einem neuen, vielleicht eben so zahlreichen, von den ohne Vortheil für die Republik zerstreuten und verzettelten Kunstwerken, angewachsen ist! So groß jene Bereicherungen sind, so drängt sich doch dabei die Betrachtung auf, daß sie den Verlust in der Meinung Europas und in der Zuneigung der verbündeten Staaten, womit sie erkauft wurden, schwerlich vergüten. Rom wird für die Baukunst immer Metropole bleiben; aber in der Malerei wäre sie auf völlige Nullität reduciert, wenn man ihre großen Fresken entführen könnte, wie der General P. es für möglich hält. Auch die Colonna Trajana wünscht er in Paris zu sehen. Beide Vorschläge werden wohl der Kosten wegen unausgeführt bleiben; die bloße Möglichkeit, daß solche unersetzliche Denkmäler bei dem Transport leiden, oder gar auf der See untergehen könnten, sollte davon abschrecken, Hand an sie zu legen. Doch was auch geschehen mag, der französischen Kunst ist damit noch im Geringsten nicht aufgeholfen; und vielleicht genießen die ihrer schönsten Zierden beraubten Städte und Länder noch nach Menschenaltern den Trost, daß den neuen Eigenthümern der Sinn, sie sich anzueignen, fehle, daß sie dieselben fruchtlos zu bewundern, nicht zu übertreffen wißen.

Novellen, von Doro Caro. 3s Bdchen. Bresl. u. Lpz. 1797.

Dieses Bändchen enthält zwei Erzählungen, den Pilgrim und den Kaffendieb. Die beiden ersten Bände sind Rec. bloß aus den Beurtheilungen derselben in der A. L. Z. bekannt: allein aus dem vorliegenden scheint zu erhellen, daß die Gabe des Vfs. mehr auf bloß sittliche, als eigentlich romantische Darstellung geht, weswegen die letzte Erzählung auch die vorzüglichere zu nennen ist. Sein

Ton ist bei weitem nicht leicht, nicht frei genug von psychologisch-moralischen Einmischungen: fremden Gewächsen auf dem romantischen Boden. Die Schreibart ist nicht einfach, noch unabhängig von solchen Begriffen, welche sich schwerlich mit irgend einem reinen Kunstwerke, am allerwenigsten aber mit dem Kostum der freiesten Gattung vertragen. Die üble Gewohnheit des Unterstreichens steht hier unter andern besonders schlecht. Bei allem dem liest man selbst den Pilgrim nicht ohne Theilnehmung. Der Kassendieb, für den sich seine Frau als Schuldige anklagt, schickt sich indessen unstreitig beßer für die Feder des Vfs. Der Gegenstand ist gut behandelt, ohne Verschönerung und ohne gehäßige Uebertreibung. Johanne zeigt sich mehr als duldende Heldin: sie wird in jenen Schritt fast hineingeschreckt, alsdann benimmt sie sich aber mit der edelsten Beharrlichkeit. Ein ganz freiwilliger Entschluß wäre zu viel gewesen, da sie ihren nichtswürdigen Gatten nicht lieben konnte und nie geliebt hatte. Auch bricht sie in dem Augenblicke das Schweigen, wo Natur und Edelmuth selbst es von ihr fordern. Wenn es nur Niemanden einfällt, da das Ganze schon sehr dramatisch eingeleitet und entwickelt ist, die Kassendieberei mit diesem neuen Zuge vermehrt auf das Theater zu bringen!

---

1) The German Erato, or a collection of favourite songs translated into English with their original music. Berl. 1797.

2) The German Songster, or a collection of favourite airs with their original music, done into English by the translator of the German Erato. Berl. 1798.

Die obigen beiden Sammlungen rühren von Hrn. Beresford her, einem englischen Geistlichen, der sich gegenwärtig in Deutschland aufhält, und, durch die Reize unsrer Poesie gewonnen, einige Blüthen derselben mit leichter und glücklicher Hand auf seinen vaterländischen Boden verpflanzt hat. Die deutsche Treue bewährt sich beim Uebersetzen so

rühmlich, und die höhere Uebersetzungskunst ist unter uns seit einiger Zeit so sehr ausgebildet worden, daß unsre Forderungen in diesem Fache durch Uebersetzungen der Ausländer aus den Alten oder aus einer neuern Sprache in die andre nur selten befriedigt werden; es muß uns also auf eine erfreuliche Art überraschen, sie an einheimischen Gedichten in einem ausgezeichneten Grade erfüllt, und so unsre Poesie auf die vortheilhafteste Art in das Ausland eingeführt zu sehen. In dasselbe Silbenmaß zu übersetzen, sofern sich die Sprache demselben nicht ganz weigert, sollte ein Grundgesetz aller poetischen Nachbildungen sein (welches doch z. B. in den so berühmt gewordenen englischen Uebersetzungen von Bürgers Lenore nicht beobachtet ist), und wer sich selbst in Arbeiten dieser Art versucht hat, wird die Schwierigkeiten zu schätzen wißen, womit sie unter dieser unerläßlichen Bedingung umgeben sind, wenn vollends noch die häufige Wiederkehr der Reime bei kurzen Liederweisen, und die Anpassung des untergelegten Textes an die Musik hinzukommt. Hr. B. hat in ihrer Ueberwindung eine seltne Leichtigkeit und ein entschiednes Talent gezeigt. Er hat sogar mehr geleistet, als sich nach der Natur seiner Sprache erwarten ließ, indem er ihr Silbenmaße aneignete, die ihr auf gewisse Weise fremd sind, oder es durch seltnen Gebrauch geworden waren. Zu jenen rechnen wir das in Overbecks Liede 'Blühe liebes Veilchen'; zu diesen 'Rosen auf den Weg gestreut', beide in der Erato. Ungemein künstlich und doch ohne Zwang herbeigeführt ist die Beobachtung der weiblichen Reime in verschiednen dieser Lieder, da sie nach dem Bau des Englischen überhaupt nicht so häufig sind, und ihre Vernachläßigung den Mangel noch vermehrt hat, indem viele Worte, die zu Shakspeares Zeit

noch entschieden zweisilbig waren, seitdem in der Aussprache zusammengezogen sind. Die englischen Dichter scheinen wieder mehr aufmerksam auf die Vorzüge des weiblichen Reims (der seinen Namen bei einer sanftern Schönheit nicht mit Unrecht führt, und den Vers melodischer verhallen läßt), besonders im Lyrischen, zu werden; Nachbildungen deutscher Gedichte geben nähere Veranlaßung dazu: Rec. sah dergleichen in der Handschrift, wo die Abwechselung männlicher und weiblicher Reime ebenfalls beobachtet war.

Jede von diesen Sammlungen enthält zwölf Lieder. Da eine beliebte und populäre musikalische Begleitung nach dem Zwecke des Vfs. die Wahl mit bestimmen mußte, so konnten nicht alle von der poetischen Seite vorzüglich sein. Indessen hat Hr. B. gethan was möglich war, um die zweideutigen Ansprüche solcher Stücke auf Poesie mehr geltend zu machen, ohne ihren Charakter und somit die Uebereinstimmung zur Musik aufzuheben. Dieß ist in der Erato bei zwei Liedern aus der Zauberflöte, und selbst bei dem oben erwähnten von Overbeck der Fall. Das 'bei Männern, welche Liebe fühlen' finden wir hier sehr kenntlich wieder, und vermißen doch, mit Befremden, seine ursprüngliche Plattheit. Aus den albernen Zeilen:

> Mann und Weib, und Weib und Mann,
> Reichen an die Gottheit an,

sind hier folgende edle, wohlklingende, und doch dem Original und der Musik selbst in der Stellung der Worte entsprechende Verse geworden:

> Love and truth, and truth and love,
> Emulate the joys above.

Man möchte es vielen unsrer Operntexte wünschen, durch ein solch verschönerndes Reinigungsbad zu geben: aus dem Englischen eben so gut wieder ins Deutsche übersetzt, würden sie ihrer Musik keine Schande mehr machen.

Belohnender war die Arbeit des Uebersetzers an einigen andern Stücken: an Stolbergs sanftem Liede an die Natur, an Höltys

Aufforderung zur Freude, die ganz den ruhig und leicht schwebenden Gang behalten hat:

> **Snatch, as long as fortune smiles,**
> **Love and drinking pleasures;**
> **Ruthless death no art beguiles,**
> **Soon he steals our treasures:**

vor Allem aber an Goethes 'Ein Veilchen auf der Wiese stand'. Freilich wird die Lage des Uebersetzers um so mißlicher, je eigner der Geist ist, den ein Gedicht athmet, und je mehr er sich Wort und Ton zur individuellen körperlichen Hülle gleichsam angezaubert hat. Man wird da immer noch Manches aussetzen können, weil die poetische Nachbildung hievon eine nie vollkommen zu lösende Aufgabe ist. Jede Sprache hat ihr Konventionelles, und die heutige englische Poesie ist gewiß nicht frei davon: Hr. B. hat aber dergleichen fremdartigen Einmischungen so wenig Raum gelaßen, und im Ganzen die Eigenthümlichkeit so ächt bewahrt, daß wir ihn selbst zu so schweren Unternehmungen auffordern möchten, wie die Uebertragung ganz einheimischer und originaler Romanzen, z. B. Goethes Fischerlied und die Erzählung vom Harfner im W. Meister, sein müßte.

Auch in der zweiten Sammlung zeigt sich der Uebersetzer als einen geschmackvollen Kenner der Musik und der Poesie. Er ließ sich hier mehr noch, als das erstemal, durch die Trefflichkeit der Gedichte zur Wahl bestimmen, und nur vier Lieder von den zwölfen, die er giebt, bedurften der Veredelung, um sie ihrer Melodien werth zu machen. Mit diesen gesteht auch Hr. B. in dem kurzen Vorberichte sich die meisten Freiheiten genommen zu haben. Die Stücke sind: 'Freut euch des Lebens', Burmanns 'Hier schlummern meine Kinder', und zwei, deren Verfaßer auch Rec. nicht kennt, 'Laß, Glück, in ihrem Kreiße Sich Staatenwirbel drehn', und 'Wie lieblich winkt sie mir, die sanfte Morgenröthe'. Jenes allgesungene 'Freut euch des Lebens' zeugt immer von einigem Fortschritte des Volks, bei dem es Gaßenlied geworden ist. Indeßen hat dieß Stück einen weit höhern Rang in der Poesie durch den Uebersetzer bekommen; aber ganz so volksmäßig ist es nicht geblieben. Bei dem allen sieht man einen Zug lebendiger Phantasie darin nicht gern verwischt: 'Und wenn der Pfad sich furchtbar engt, Und Mißgeschick uns plagt

und drängt, So reicht die Freundschaft schwesterlich Dem Redlichen die Hand'. Wie matt und lähmend auch die zweite Zeile hier ist (man möchte an deren Statt nur gleich so lesen: 'Der schwarze Fels darüber hängt'), so bleibt man doch in dem selbigen, der Einbildung leicht faßlichen, Gemälde von einem gefahrvollen, dunkeln Wege, durch den die Hand der Freundschaft leitet. Dagegen ist die englische Strophe glanzvoller und weniger poetisch: Whene'er intruding gloom prevails, And sorrow prompts the starling tear, Kind Friendship's smile the cloud dispels, And softens every care. Aus dieser Stelle erhellt, daß der Engländer sich die bequeme Freiheit nicht nahm, womit der Deutsche die beiden letzten Verse der Strophe reimlos läßt. Daß er aber verschlungene Reime statt der ununterbrochenenen gewählt hat, damit sind die Sänger des Liedes nicht zufrieden. Aus andern Ursachen mußte bei Goethes Gedicht an den Mond 'Füllest wieder Busch und Thal' die strenge Treue verleugnet werden. Der Uebersetzer selbst klagt über die Nothwendigkeit dieser Abweichung, 'aber, obgleich ein bewundertes Lied eines bewunderten Dichters, würde es, buchstäblicher übersetzt, einem englischen Leser kaum verständlich gewesen sein'. Sehr glücklich ist die Nachbildung von Jacobis 'Sagt wo sind die Veilchen hin?' Hier scheint es wahrer Gewinn, wenigstens für das Ohr, daß der im Deutschen meist, und doch nicht immer, wiederkehrende Reim des Refrains 'entflieht, verblüht', nicht durch einerlei wiederholten, sondern durch einen durchgängigen, reichen und angenehmen Wechsel versetzt ist. Auch bei diesem Liede, wie in einigen der Erato, war es Verdienst, so viel ungezwungene weibliche Reime im Englischen zu finden. Hier sind die beiden letzten Strophen:

Sagt, wo ist das Mädchen hin, Das, weil ich's erblickte, Sich mit demuthsvollen Sinn, Zu den Veilchen bückte!	Say where bides the village maid, Late you cot adorning; Oft I've met her in the glade Fair and fresh as morning.
Jüngling, alle Schönheit flieht; Auch das Mädchen ist verblüht.	Swain, how short is beauty's bloom! Seek her in her grassy tomb!

Die Kenner beider Sprachen werden hier unparteiisch fühlen, wo auf beiden Seiten gegeben und genommen ist. Denn Verfaßer und Uebersetzer haben gegenseitig von einander zurück zu fordern.

Sagt, wo ist der Sänger hin,	Whither roves the tuneful swain,
Der, auf bunten Wiesen,	Who of rural pleasures,
Veilchen, Ros' und Schäferin,	Rose and vi'let, rill and plain,
Laub und Bach gepriesen?	Sang in deftest measures!
Mädchen, unser Leben flieht,	Maiden, swift life's vision flies,
Auch der Sänger ist verblüht.	Death has clos'd de poets eyes!

Die holdselige Phidile unsers (ehemaligen!) Claudius wird auch in England gefallen müßen; so treu und wahr ist sie wieder gegeben. 'Die sechszehn Sommer', die der korrekte Sinn Eberts, beleidigt von dem Hiatus 'Jahre alt', dem belehrbaren Dichter für seine erste Zeile schenkte, machen auch hier, in der wörtlichen Uebersetzung, die angenehmste Wirkung. Der Schluß hat ganz die Naivetät des Originals:

No, not one word — Away he sped.
Ah, would he were returning!

Im Ganzen indessen scheint keins von allen Stücken dem Engländer vollendeter gelungen zu sein, als der bürgerische 'Liebeszauber', welchen wir ganz hieher setzen wollen: . . . .

Die Dame, welcher die zweite Sammlung gewidmet ist, gehört zu denen, die einen mächtigen Zauberstab führen! Sie ist Gräfin Derby, die ehemalige Miß Farren, die als Milady Teazle in the school for scandal, und Lady Emily in the Heiress, auch als Minna von Barnhelm, ein Londner Publikum entzückte, und einen Pair des Reichs zu einem immer ehrerbietigen Liebhaber, und nach verschwundenen äußern Hindernissen, zum Gatten zauberte.

Da Hr. Beresford entschloßen ist, auch solchen deutschen Gedichten, welche die Bestechung der Musik nicht bei sich führen, seinen Fleiß zu widmen, so kann man von seinem Geschmack und seiner Kunstliebe viel zu Ehre unserer Dichtkunst im Auslande hoffen.

(Rec. der 2. Ausg. s. unten aus der A. L. Z. 1799. Nr. 217.)

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1798. — Desgleichen auf das Jahr 1799., herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. A. Tübingen.

Dieses Taschenbuch bedarf der Anzeige nicht erst, um sein bestimmtes Publikum mit ihm bekannt zu machen. Von dem dießjährigen sind, so viel wir wißen, drei Auflagen nöthig geworden, und das dem nächsten Jahre gewidmete sieht bereits einer zweiten entgegen. Es verdient in der That durch einen solchen Beifall, der bei weitem nicht bloß etwas Zufälliges ist, vor vielen seiner Mitwerber ausgezeichnet zu werden. Die Vereinigung drei geschätzter Schriftsteller zu seiner Herausgabe läßt schon im Voraus die Ausschließung von allem ganz Müßigen und Unzweckmäßigen erwarten. Die Herausgeber, die zugleich die Verfaßer sind, oder es doch ausschließend sein können, wenn andre Beiträge nicht Genüge leisten, haben hier keine Sammlung auf das Gerathewohl veranstaltet, keine Blumenlese, wo sich oft das Höchste und Beste in einer unbedeutenden Gesellschaft verliert, oder Alles vom dürren Anger zusammengerafft wird. — Wer kennt nicht den Eifer, womit der würdige Pfeffel seine ganze schriftstellerische Laufbahn hindurch an der Veredlung der Jugend beider Geschlechter gearbeitet hat? Wer erinnert sich nicht an seiner Epistel an Phöbe, und so mancher andern dahin gehörigen unter seinen Dichtungen? Hier hat er meistens nur Fabeln gegeben; aber man wird ihm wahrscheinlich nicht einwenden, daß dasjenige, was den Menschen überhaupt frommt, den Damen unnütz sei. Selbst bei dem etwas alterthümlichen Reiz seiner 'Galatea' verweilt man nicht ohne Vergnügen. Lafontaine hat für jeden der beiden Jahrgänge eine Erzählung geliefert. Die Entwicklung der ersten beruht auf einem sehr gerechten weiblichen Selbstgefühl sowohl, als dem richtigen Gefühl eines Mädchens vom Unwerth des Mannes, den sie geliebt hatte, und der sich freilich gleich auf der ersten Seite offenbart. Denn wer drei Jahre seines Lebens in der besten Kraft der Jugend 'von den Schultern geschüttelt hat, und nun auf eben der Stelle steht, wo er vor drei Jahren stand, wahrhaftig nicht glücklicher, nicht um einen heitern Gedanken glücklicher'; wer von einer Reise nach Italien keinen an-

dern Gewinn eingeärntet, als das Recht, 'mit einem' (affektierten) 'Entzücken wie ein Anderer davon reden zu können, welches er wohl wünschte, dort empfunden zu haben': der kündigt sich allerdings mit einem recht leeren Kopf und Herzen an, und man kann ihn zuletzt, in so gräßlichen Ausdrücken er erst von seinen Wünschen ('und wenn nun das Geschick sie mit Eiterbeulen bedeckte von dem Scheitel bis an die Sohlen, sie ist mein, mein Eigenthum, mein heiliges, unverletzliches Eigenthum, mein Weib' u. s. w. — Obiges wäre allerdings ein gutes Mittel, das Eigenthum zu sichern!), und dann von seiner Verzweiflung spricht, doch nicht im Mindesten bedauern. Die zweite Geschichte von einem Mädchen, die das Opfer ihres eiteln Vaters und herzlosen Bruders wird, ist mit mehr Fleiß behandelt und die Schreibart reiner. Es finden sich noch zwei andre Aufsätze von ihm, 'Abendgrillen einer liebenswürdigen Frau, oder die doch von einer solchen sein könnten', über den Tanz, über Verleumdung u. s. f., und damit es nicht ganz an geographischer oder naturhistorischer Belehrung fehle, über 'die Hottentotten' nach Vaillant. Im Jahrgange 1799. nimmt eine Anekdote von Mungo Parks afrikanischer Reise, 'die Negerin', diese Stelle ein. Aus eben diesem müßen wir noch besonders ein Paar gefällige Gedichte von Schweighäuser, 'das weibliche Leben' und 'die Insel der Liebe', und eine liebliche Idylle nach dem Französischen eines jungen Frauenzimmers anführen. Die vorzüglichste Zierde beider Jahrgänge aber machen unstreitig die 'Fragmente von Briefen einer Mutter an ihre verheiratete Tochter' (als Beilage zu den Kupfern) von Huber aus. Sie sind Lehre in Beispielen: sie zeigen uns eine junge stillende Mutter, eine andre, der weit ernstere Pflichten obliegen, Kinder von verschiedenen Anlagen, Aeltern und Kinder unter eigenthümlichen Verhältnissen. Sie reden von Erziehung, 'oder vielmehr Nichterziehung', und enthalten eine Menge der geistvollsten Winke, und eben so interessante als rührende Darstellungen, so daß dieser Aufsatz neben dem nächsten Ziel auch das höhere erreicht, und Leser jeder Art feßeln muß. Die Einkleidung ist ungesucht und auf ungewöhnliche Weise pikant, die Schreibart ebenfalls; beide vereinigen in angenehmer Mischung Helle des Verstandes und fast schwermüthige Innigkeit des Gefühls, die ihre Gegenstände gleichsam von der Wurzel an umfaßen, und simple häusliche Vorschriften für die

höchste Sittlichkeit bedeutend machen, ja das ganz Allgemeine durch eine wunderbare Individualität heben. Wir setzen einige Stellen her, obwohl nur das Ganze vollkommen von sich zeugen kann..... Daß der letzte Eindruck sich zu sehr in das Dämmerlicht einer Erscheinung auflöset, ist der einzige Tadel, der diese Fragmente in Betracht der Stelle, wo sie stehen, treffen kann. Sie laßen das Leben hinter sich, in welches sie einzugreifen bestimmt, und worauf sie auch sonst durch und durch anwendbar sind; der Hauch der Wehmuth zerstört sogar die Blüthe der reizenden Adele. Indessen tritt dieß der moralischen Wirkung eigentlich nicht in den Weg. Ein weiches Herz nimmt vielleicht die so schlichte starke Vernunft in der Hülle leiser Schwärmereien um so leichter auf, und wer hier nicht lernen will, darf sich um so williger hingeben. Wir können von dieser Feder nicht zu viel im Taschenbuche finden.

Was die Kupfer betrifft, die alte Krankheit, aber die gehegte und gepflegte Krankheit unsrer Taschenbücher, so weiß man schon, 'die besten in dieser Art sind nur Schatten, und die schlechtesten sind nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft ihnen nachhilft'; wozu sie denn hier überflüßige Veranlaßung findet. Die Blätterchen von Penzel sind höchst verunglückte Nachahmungen von Chodowieckys Manier, woran die Damen es besonders übel zu nehmen haben, daß er die weiblichen Figuren mit so unförmlichen und dabei oft so entblößten Busen macht; die in punktierter Manier sind wie von Anfängerhänden, ohne Kraft, Haltung und Sauberkeit.

---

1) Mein Zimmer eine kleine Welt, nach dem Franz. des Grafen von Ximenez frei bearbeitet. Nebst einer Vorrede von Hrn. Prof. K. H. Heydenreich. Leipz. 1797.

2) Reise meines Vetters auf seinem Zimmer. Brem. 1797.

Die Vorrede zu dem ersten Büchlein enthält, wie natürlich, eine Lobrede auf dasselbe, und auf die Uebersetzung, der aber schwerlich auch ein unparteiischeres Urtheil streng widersprechen wird. Es herrscht in diesem Werke eines ehemaligen Grafen alle Anmuth

einer feinen geselligen Bildung neben der, welche milde und menschliche Gesinnungen verleihen. Er erlaubt sich Winke, aber keine bittern Ausfälle. Sein Verlust hat ihn nicht um Alles gebracht, wenn ihm die Gabe übrig geblieben ist, sich auf eine so heitre gemächliche Weise, sich selbst gegenüber, zu beschäftigen. Hr. H. bemerkt nämlich, daß die Glücksumstände des siebzigjährigen Greises ein Opfer der Revolution geworden, und durch seine Dürftigkeit außer Stand gesetzt ist, in Paris zu leben, so daß er (was ein dort eingewohnter Franzose allein schon als ein Unglück ansehen muß) zu der Provinz seine Zuflucht genommen hat, und sich in einem öffentlich bekanntgemachten Schreiben beklagt, daß er in einem so hohen Alter sich noch um Arbeiten bemühen müße, und nicht einmal welche bekommen könne. Die Uebersetzung ist unstreitig mit Sorgfalt und Geschmack ausgeführt, und giebt die leichte Geschwätzigkeit wieder, worauf das Pikante des Originals beruht, was doch hier immer noch mehr in der Form, als im Gehalt zu suchen ist.

In Nr. 2. reiset ein deutscher Vetter, man kann nicht genau sagen, in wie fern es nach eigner Erfindung geschieht. Sein Vorbericht ist von 1794. datiert; das Titelblatt lautet um drei Jahre später. Genug, wenn er ebenfalls artig in einem kleinen Raume zu reisen versteht, und seine Ideen die gehörige Beweglichkeit haben, indeß er in seinem Großvaterstuhl sitzt. Doch muß man gestehen, er hat weder den Muth gehabt, so kurz zu sein, wie der Franzose, noch den Faden so geschickt aus sich herauszuspinnen gewußt. Er hilft sich mit geschichtlichen Episoden, mit Rittersagen, mit dem Lebenslauf des Barbier Schnipps u. s. w., die weder sehr neu, noch sehr unterhaltend sind. Statt des dort anziehenden geistreichen Muthwillens und allgemeinen Räsonnements, findet man gefühlvolle Häuslichkeiten und satirische Anspielungen. Indessen ist die Schreibart immer angenehm genug, um den Leser keinen unwilligen Begleiter des Vfs. sein zu laßen.

Almanach romantisch-ländlicher Gemälde für 1798. Von F. W. A. Schmidt, Prediger zu Werneuchen. Berl. 1798.

Wer Gefahr von Parodien liefe, dem wäre nicht beßer zu rathen, als daß er zuvorkäme und sich selbst in einem fort parodierte: ein Mittel, dessen sich der Vf. in einem solchen Maße bedient hat, daß es schwer halten möchte, das, wodurch er sich mit dem naivsten Ernste selbst charakterisiert, im Scherze noch zu überbieten. Die Spötter ('Tückebolde') werden also schon ihren Unfug müßen sein laßen, eben sowohl wie 'die Schlange' von einem Beurtheiler im berlinischen Archiv, die der Vf. in der Vorrede abfertigt. Er billigt ebendaselbst die Auslegung, welche rechtschaffne Männer 'dem Titel „Kalender der Musen und Grazien" gegeben haben'; erstes beziehe sich auf die Poesien selbst, letzteres auf die typographische Eleganz. (Wenn Hr. S. die Musen behält, so bleibt ihm allerdings noch genug übrig). Von der Aufschrift der dießjährigen, auf ziemlich graues Papier gedruckten, Sammlung wird, so viel wir einsehen können, den Verleger wohl nichts angehen (wiewohl die Kupfer von Jury sehr artig gedacht und sauber ausgeführt sind — nur der Graf Königsmark verliert allzusehr die Tramontane), sondern er hat seine Richtigkeit: ist die Rede von 'Gartenerdbeer'n' oder 'Schafmilchsahne', von 'Bauerbrod und frischer gelber Butter', von 'Blasen auf dem Kamm', von 'Knüppeldämmen' und 'trocknen Knitteln', von 'des Pfarrers jungen Gänsen', von 'Mehlquiolen', von einem 'grauen Flederwisch', von 'Krug und Kuchen', die (süßer Trost!) 'noch voll Kofent' sind, von 'kurzen Pfeifen, die Nase dran zu wärmen', oder werden den 'Eichenraupen' ihre Verheerungen vorgerückt, so ist das Gedicht 'ländlich'; dreht sich aber die

Geschichte um irgend einen alten vermaledeiten Spuk, um eine 'wilde Jagd' oder ein 'todtiges Fräulein', 'hämmert' einem verstockten Grafen 'das Herz stark an die Rippen', und 'stinkt' es nachher 'im Schloße nach dem Drachen', so hat man es für 'romantisch' zu nehmen. Ausgepinselt werden die 'Gemälde' mit mühsam aus allen Winkeln zusammengelesenen Reimen: ein Fach, worauf sich die Verskunst des Hrn. S. meistens beschränkt, das er aber auch so ziemlich erschöpft hat. Der etwanige künftige Herausgeber und Ergänzer von Hübners Reimlexikon sei hiermit erinnert, diese reiche Fundgrube ja nicht unbenutzt zu laßen. Welch Entzücken müßte ein philologischer Forscher dieser Art empfinden, wenn er sähe, wie Hr. S. 'den faden Witz des städt'schen Kläffers' (mit deßen eingebildeten oder wirklichen Anfechtungen er sich immer herumschlägt) mit 'den Blättersternen des Mauerpfeffers' von sich abwehrt? Wer, wenn er gelernt hätte, wie sich die Waldvögel mit 'Wiepen' nähren, und wie die blauen Meisen 'piepen', würde nicht gern den armen Weibern

Das abgestürmte Raffholz in den Kiepen

selbst aufladen helfen? In eben diesem Gedichte finden wir 'Frevelrächer', 'Moslerbecher' und 'Iltislöcher' in einer Strophe nicht nur zusammengebracht, sondern dergestalt in einander gewalkt, möchte man sagen, daß selbst 'Mauerbrecher' sie nicht würden trennen können.

Wenn man an Hrn. Ss. Poesie besonders die Armuth und Gleichgültigkeit der dargestellten Natur rügte, so könnte dieß nicht so viel bedeuten, daß der Landstrich, wo er lebt, von der Einseitigkeit seiner beschränkten Phantasie die Schuld zu tragen habe: sonst hätten allerdings einige patriotischgesinnte

Landsleute von ihm Recht gehabt, da sie glaubten, dieser märkischen Naturschilderungen als eines Produktes einheimischer Industrie sich annehmen zu müßen. Nein! Poesie und Unpoesie liegen niemals in den umgebenden Gegenständen, sondern im Gemüth des Menschen, und keine sibirische Steppe ist öde genug, um den Schwung des Dichtergeistes zu hemmen. Eine bergichte Landschaft kann als als Reiz für die Einbildungskraft der Poesie fürwahr recht ersprießlich sein, die Musen sollen ja selbst auf Bergen gewohnt haben; allein, daß es damit nicht gethan ist, beweisen die Verse unwidersprechlich, womit Hr. S. sich nicht nur auf einen Berg, 'der gegen andre in der Mark schon ein Riese ist', sondern auf die höchsten Alpen, wiewohl mit 'müden Lenden', erhebt. Wer die Gegenstände so faßt, den möchte man auf die Spitze des Aetna oder Montblanc, ja weit über den Wolken auf den wundervollen Olymp stellen, er würde auch dort auf dem platten Boden des prosaischen Lebens stehen. Ein andrer Beurtheiler in diesen Blättern hat schon vielen Stücken des Hrn. S. ihren Anspruch auf den Namen Poesie streitig gemacht; es scheint aber, daß sich nicht bloß Abwesenheit der Poesie bemerken läßt, sondern daß es einen positiven Gegensatz giebt: wahrhaft antipoetische Ansichten und Gesinnungen. Daraus ist es denn auch erklärbar, daß so etwas ein Publikum findet: denn das gänzlich Negative ist gar nicht vorhanden, und kann also auch nichts wirken. Dergleichen können nun in ökonomischer und moralischer Hinsicht sehr zu billigen sein, z. B. eine gewisse Genügsamkeit mit dem Vorhandnen, die freilich in Einfalt überzugehen scheint, wenn sie Alles durch einander, 'Schilf, Waßerlilien, ein angepfähltes Floß, einen Waßerspatz und Gimpel' für Wunderdinge erklärt; ein Sinn,

der sich im Fall der Noth an Schönheiten weidet, die ausgeklopft und weggefegt werden sollten:

> Wie schön die Fensterscheiben rund und düster!
> Des Altars Decke, wo die Motte kreucht!
> Die schwarzen Spinngewebe, die der Küster
> Selbst mit dem längsten Kehrwisch nicht erreicht! u. s. w.

Hiebei kann sich jemand in einer gewissen Lage recht wohl befinden, und eben wegen dieser Verwechselung der Gesichtspunkte stößt sich die Gutmüthigkeit daran, wenn die Kritik so etwas lächerlich macht. Am auffallendsten offenbart sich das antipoetische Princip, wo die Hand an einen schon gegebnen poetischen Stoff gelegt wird, wie z. B. hier in den Liedern geschehen ist, welche Namen alter Minnesänger, Kaiser Heinrichs (nicht zuverläßig des siebenten) und Walters von der Vogelweide, an der Spitze führen. Niemals hat Kaiser Heinrich gewünscht 'ein Kauz' zu sein, sonst wäre er seines Wunsches schon gewährt gewesen.

Was für Gegenstände also auch Hr. Schmidt immerhin besingen wird, er mag sein 'romantisches Gefühl' (von dessen Existenz er uns hiemit benachrichtigt) oder 'die Spuke' anreden, Verse wird er zuverläßig, aber schwerlich Gedichte hervorbringen, und in seinen Gemälden —

> Laßt mich trocken reden von der Leber! —

werden sich prosaische Seelen wie in einem gemüthlichen Spiegel erkennen.

Elegien von Properz. Lpz. 1798.

Propertius gehört immer noch, nach Verhältniß seines Werthes, unter die allzu sehr vernachläßigten klassischen Dich-

ter. Seine Sitten konnten ihn, wie der Uebersetzer, Herr von Knebel, in der Vorrede mit Recht bemerkt, billiger Weise nicht von den Kathedern und Schulen ausschließen: denn von dieser Seite giebt Horaz und selbst Tibull eigentlich weit mehr Anstoß. Aber freilich, Properz ist gelehrter, griechischer und kraftvoller, als der letztgenannte: und es war beim Studium des Alterthums nur zu oft der Fall, daß man mit Vorbeigehung der ächteren Quelle aus einer abgeleiteten und verdünnten schöpfte. Da dem modernen Geschmack von jeher alles zusagte, was in den Alten den Anstrich einer ihnen sonst fremden Empfindsamkeit hat, so empfahl den Tibull die zarte Wehmuth seiner Liebesklagen, die doch nicht ohne Schwäche ist, seine Sehnsucht nach ländlicher Ruhe, seine rührende Vorahndung von Tod und Grab. Niemand wird dem Menschen seine Liebenswürdigkeit streitig machen; sollte er aber als Dichter zum Wettkampfe auftreten, so möchte es ihm ergehen, wie dem Euripides, da seine Verse (in den Fröschen des Aristophanes) gegen die Verse des Aeschylus gewogen werden, und ein einziges Distichon von Properz möchte durch das Gewicht seiner Hoheit, Fülle und Harmonie mitunter ganze tibullische Elegien in die Höhe schnellen.

Wir haben Uebersetzungen des Properz in Prosa: aber wozu dergleichen? Man fängt an das einzusehen, und dieser poetische Todtschlag wird immer seltner. Den Gedanken, ihn in Alexandriner mit alternierenden Reimen zu übertragen, wie weiland Hofmannswaldaus Heroiden abgefaßt waren, könnte man nur dann billigen, wenn es wirklich darum zu thun wäre, Gottscheds goldne Zeit für unsre Poesie zurück zu rufen. Es findet also keine Wahl statt außer dem elegischen Silbenmaß. Bei aller Bearbeitung desselben in den



letzten Zeiten bleibt der Pentameter (aus Ursachen, welche dem praktischen Metriker bekannt, dem aber, der es nicht ist, nicht anders als weitläuftig zu erklären sind) in unsrer Sprache ein sehr schwieriger Vers. Im Ganzen genommen hat der Vf. das Distichon sehr in seiner Gewalt: es würde unbillig sein, die metrischen Forderungen hier auf den höchsten Punkt zu treiben, da er sich längst nicht aller Freiheiten im Ausdruck und der Wortstellung bedient, woran uns andre Uebersetzer der Alten beinahe schon gewöhnt haben. Wir stimmen ihm gern darin bei, 'daß es widrig ist, wenn die Sprache durch gezwungne Stellungen gleichsam verzerrt wird, und daß der Dichter durch solche fremde Töne das Gefühl seiner Zuhörer beleidigt und verwirrt'; aber wir möchten die Sprache nicht mit ihm für 'eine feste bleibende Sache' erklären. Sie ist vielmehr die gemeinschaftliche Handlungsweise einer großen Menschenmasse, und nothwendig mit dieser immerfort wandelbar. Der Dichter hat also auch vor Andern das Recht, in die Reihe der Umstände, welche ihren Wechsel bestimmen, einzugreifen, und auf seine Gefahr zu versuchen, wie weit er sie nach seinem Sinn bilden und ziehen könne. Indessen ist es sehr gut, wenn ein poetischer Dolmetscher der Alten auch einmal von dem entgegengesetzten Grundsatze ausgeht, da man über dem Bestreben, sich ihren Formen mit möglichster Treue anzuschmiegen, so leicht die einheimischen Sprachgesetze aus den Augen verliert, und über das Ziel hinausschießt. Bei dem steigenden Bedürfniß (welches sich aus dem Einfluße der klassischen Poesie auf die unsrige abnehmen läßt), die Kenntniß der alten Dichter durch Uebersetzungen zu verbreiten, haben wir uns vor nichts so sehr zu hüten, als vor Einseitigkeit und Manier. Der Strenge nach müßte man es Nachbildungen verschied-

ner Dichter nicht ansehen können, daß sie Einen Urheber haben.

Es sind hier zusammen 36 Elegien geliefert, zwölf aus jedem der beiden ersten, sechs aus dem dritten und eben so viel aus dem vierten Buche. Wiewohl noch viel zu wünschen übrig bleibt (Properz hat überhaupt 92 Elegien hinterlaßen), so ist doch hiemit ein schöner Anfang gemacht. Ein Theil davon war schon in den Horen (Jahrg. 1796.) erschienen; aber die damit vorgenommenen Veränderungen sind so beträchtlich, daß man sie bei manchen Stücken als eine völlige Umschmelzung ansehen kann. So ist in der dritten Elegie des ersten Buchs fast kein Distichon unverändert geblieben, und die meisten haben an Treue, Leichtigkeit und Wohlklang gewonnen. Wir setzen den Anfang dieses reizenden Gedichts mit den neuen Lesearten als Probe her:

So lag Ariadne, da Theseus Segel entwichen,
  Ganz von Kummer erschöpft an dem verlaßnen Gestad:
So lag hingegoßen im Schlaf die Tochter des Cepheus,
  Eben vom rauhen Fels und von den Banden befreit:
Und so sinkt die Edone, von rastlos tanzenden Chören,
  An des Apidanus Rand unter die Blumen dahin:
So schien Cynthia mir die weiche Ruhe zu athmen,
  Und ihr sinkendes Haupt stützte der wankende Arm,
Als ich trunken von Wein die schweren Schritte nach Hause
  Schleppte; die Knaben bei Nacht schwangen die Fackel um mich.
Gänzlich aber noch nicht von allen Sinnen beraubet
  Wagt' ich den leisen Tritt näher zu ihr an das Bett:
Und ergriff mich die doppelte Glut, und trieben mich beide,
  Amor und Bacchus zugleich, jeder ein heftiger Gott,
Sanfter zu faßen im Arm die holde Schläferin, nahend
  Mit dem Munde der Hand, Küsse zu drücken darauf;
Wagt' ich dennoch es nicht der Gebieterin Ruhe zu stören;
  Eingedenk nur zu wohl ihres bestrafenden Zorns.

Das Beiwort languida V. 2. ist jetzt beßer erreicht, als vorher durch 'Tief in Schlummer versenkt'. Das zweite Distichon hieß:

So lag, eben entfeßelt vom Fels, die Tochter des Cepheus,
  Nun, nach langer Pein, wieder der Ruhe geschenkt;

und wich in Sinn und Anordnung viel weiter vom Original ab. Ungern vermißen wir noch den eignen Namen Andromeda In dem

Pentameter V. 6. hatte Hr. v. K. den Namen des Flußes nicht nach der heutigen Aussprache, sondern nach der alten Quantität skandiert:

Matt, an des Xpidanus blumichten Ufer dahin;

eine Vergünstigung, die der Bequemlichkeit des Uebersetzens allerdings sehr zu Statten kommen würde, auch des Wohlklangs wegen wünschenswerth wäre, aber eines allgemeinern Einverständnisses, und anfangs wohl auch einer kleinen metrischen Bezeichnung bedürfte. Das vierte Distichon:

So fand Cynthien ich, in welcher Ruhe gestrecket,
Schlummerathmend; ihr Haupt stützte der wankende Arm:

hat jetzt mehr Rundung und Grazie; nur machen die beiden Participien als Beiwörter vor dem einsilbigen Schluß beider Hemistiche eine unangenehme Symmetrie. Nicht ganz richtig hieß es vorhin:

Und der Knaben Gefolg schwungen die Fackeln mir aus;

Sie schwingen die Fackeln vielmehr, damit sie beßer brennen sollen. Die 'Knaben' werden im Deutschen schwerlich für Diener genommen werden, die doch damit gemeint sind; nicht die geringste Spur weiset uns darauf hin, daß der Dichter hier (wie II. El. 29.) von kleinen Götterknaben zu seiner Geliebten hingeführt wurde. Warum nicht lieber 'die taumelnden Schritte' (ebria vestigia) statt 'die schweren', da diese Bestimmung schon in 'schleppte' enthalten ist? Wenn V. 12. nicht mit Fleiß bescheidner gemacht worden ist, so sollte es wohl heißen:

Wagt' ich, nur leise das Bett drückend, der Holden zu nahn.

Das folgende Distichon, das sonst so hieß:

Und beredten mich schon die beiden der heftigsten Götter,
Amor und Bacchus zugleich, brennend in zwiefacher Glut,

hat sehr gewonnen; die Beziehung von 'brennend' war nicht deutlich, und das schöne Gleichgewicht der beiden Hemistichien (Hac Amor, hac Liber, durus uterque deus) war verloren gegangen. Jetzt ist es, und mit ihm die steigende Ordnung, glücklich hergestellt. Der Sinn des achten Distichons war in der frühern Leseart schon näher

gegeben, doch das Osculaque admota sumere ad ora manu nicht ganz erreicht. Es ist nicht von der Hand des Dichters, sondern seiner Geliebten die Rede. Rec. würde vorschlagen:

Leicht, wie sie lag, sie zu drücken, mit untergeschobenem Arme;
Nahend mit schmeichelnder Hand, Küsse zu rauben dem Mund.

Es ließen sich viel solche Vergleichungen anstellen, die uns zeigen würden, welche anhaltende Liebe der Uebersetzer dem Dichter und seinem Unternehmen gewidmet hat. Kann das Ziel auch noch weiter hinausgerückt werden (und nach der Natur der Sache darf man fast nie von einer poetischen Nachbildung rühmen: omne tulit punctum), so sind wir doch nicht berechtigt, es zu thun, wenn wir es durch diese allmähliche Annäherung erst deutlicher erkannten. Auch in der Wahl der Stücke ist Hr. v. K. den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege gegangen. Die Geschichte vom schönen Hylas (I. El. 20.) war gewiß keine leichte Aufgabe: der zarte Hauch einer griechischen Muse webt über ihr. In der herrlichen Elegie:

Wanderer, was du hier siehst, die weitumfaßende Roma,
War vor Aeneas Zeit Hügel mit Grase bedeckt,

ist hingegen das alterthümliche römische Kolorit, und in der Antwort des Sterndeuters der mystische Ton gut getroffen.

Ueberhaupt wißen wir es dem Uebersetzer vorzüglich Dank, daß er uns aus dem weniger zahlreichen vierten Buche verhältnißmäßig so viel gegeben. Hier sieht man, wie hoch den Propertius die Flügel eigner Dichterkraft tragen konnten, und daß er nicht aus Armut des Geistes sich so nahe an die Griechen hielt. Die Erscheinung der gestorbnen Cynthia hat einen schauerlich großen Charakter, und in der Cornelia Briefe aus der Unterwelt an ihren Gatten Paulus offenbart sich eine zarte und heilige Seele, in römische Hoheit gekleidet; durch die Art, wie er ihr Innerstes ausgesprochen, hätte sich der Sänger allein schon einen unverwelklichen Kranz verdient. Hievon und von den Klagen der Arethusa an den Lycotas sind die sämmtlichen Heroiden

Ovids doch nur eine schwächende und zweideutige Kopie. Selbst der Lobgesang auf den Sieg bei Aktium oder vielmehr auf die Einweihung des ihm zum Andenken gestifteten Apollotempels ist für ein abgenöthigtes Gedicht schön genug, und besonders der Schluß so genialisch trotzend:

> Freue dich, wenn du noch fühlst, in deinem sandigen Grabmal,
> Crassus! zu dir ist der Weg uns durch den Euphrat gebahnt.
> Also wechsle die Nacht Gesang und Schale, bis Phöbus
> Früh den Tagesstral selbst in die Becher uns taucht.

Abgenöthigt darf man es wohl nennen, da in verschiednen Elegien sich verräth, daß Propertius häufig sogar um Heldengedichte auf Augusts Thaten heimgesucht ward, womit uns zum Glück der Himmel verschont hat. Die so gerühmte und zum Sprichworte gewordne goldne Protektion des August und Mäcen hatte bei allem dem große Unbequemlichkeiten: sie wollten ohne Rücksicht auf die Gesetze der Kunst und den eigenthümlichen Genius des Dichters ihre Gaben in baarer Poesie zu ihrem Preise bezahlt haben. Der sanfte Virgil fügte sich am willigsten; vom Horaz hat August nie mehr erlangen können, als ein Paar ziemlich kalte Oden, in denen ein übel verhehlter Republikanismus spricht. Properz lehnt mit unnachahmlicher Feinheit der Wendungen die Forderung von sich ab, vorzüglich in der ersten Elegie des zweiten Buchs, welche wir ganz gewiß bloß einer unverschämten Frage Mäcens (ungefähr wie die des Kardinals von Este an Meister Ariosto) zu danken haben: woher er nur immer den Stoff zu so vielen Liebesliedern nehme? — Eben dieser Gesichtspunkt wird in der reizenden Vision III. El. 3. Einheit des Ganges entdecken laßen, die der Uebersetzer daran vermißt.

Der anziehende Gegenstand verlockte uns zu allgemeinern Bemerkungen, von denen wir noch zu einigen ins Einzelne gehenden zurückkehren. Der Uebersetzer hat sich mit Recht nicht nach den scaligerschen Versetzungen gerichtet, die an der, auch durch Burmann erneuerten, Mißhelligkeit der Ausgaben, sogar in der Zahl der Elegien, Schuld sind. Er giebt daher auch die zweite und dritte Elegie des zweiten Buches nicht zusammengeschmolzen, sondern getrennt; nur die acht Verse vom Joch der Liebe und vom Melampus stellt er nicht wie die göttingische und barthische Ausgabe ans Ende, sondern nach Scaligers Anordnung vorn. Sie scheinen das Gedicht aber beßer zu beschließen. Es hebt an mit dem Vorwurfe eines Freundes, daß Properz den Vorsatz, seine Freiheit von der Liebe zu behaupten, so bald gebrochen. Er rechtfertigt sich dadurch, daß sie ihn nicht sowohl durch ihre körperlichen Reize, als durch ihren bezaubernden Geist wieder an sich gefeßelt, und zwar so, daß er nie befreit zu sein wünsche. Sie mochte ihm Ursachen zur Eifersucht gegeben haben (die Zeile Hac ego nunc mirer si flagret nostra juventus? spielt darauf an); nun betrachtet er dieß als jugendliche Aufwallung, womit sich bloß der des Joches noch Ungewohnte empört, da doch selbst Melampus für die Liebe Schmach habe erdulden müßen. Indeßen kann, bei Properzens kühnen Uebergängen und unsrer Unbekanntschaft mit den nähern Beziehungen seiner Gedichte, das Gefühl nie sicher über so etwas entscheiden, und Handschriften müßen das Beste thun. — Nur selten hätte Rec. einen edlern Ausdruck statt des gewählten gewünscht. Ein verwünschter und allerliebster 'Pantoffel' (II. El. 29. V. 39.) wird sich wohl nicht wegbringen laßen, ungeachtet das Wort durch seinen Klang und allerlei sprichwörtlichen Gebrauch unpoetische Vorstellungen erweckt; 'Sohle' würde den Morgenanzug nicht so bezeichnen. Aber die 'Männer im Schafpelzrock' (IV. El. 1. V. 12: Pellitos habuit, rustica corda, patres) dürften mit 'Männern, in Felle gehüllt', vertauscht werden. — An die Stelle der auserlesenen mythologischen Benennungen, welche Properz gebraucht, hat der Uebersetzer oft bekanntere gesetzt: eine gewiß erlaubte Freiheit, da Mythologie den Lesern, für welche jener arbeitete, überhaupt geläufiger, und also auch der gelehrtere Ausdruck weniger fremd war, als uns: freilich ist dieser nicht selten auch der tönendere, z. B. III. El. 2. V. 1. 2:

Hingesenkt an die Schatten am Helikon, da wo die Quelle
Unter pegasischem Huf stürzet vom Felsen herab,

wo das prachtvolle Bellerophontei qua fluit humor equi, nur durch folgende Wendung beibehalten werden könnte:

Hingelagert zur Ruh in des Helikon liebliche Schatten,
Wo dein Quell sich ergießt, bellerophontisches Roß.

die aber der gleich darauf folgenden Anrede an Alba in den Weg kommen würde. — Unter wenigen neugebildeten oder sonst gewagten Wörtern und Redensarten bemerkte Rec. das Beiwort 'stimmige' Vögel, für argutae aves, als ungemein treffend, und der Analogie gemäß, da wir das Wort in Zusammensetzungen schon haben.

An dem Versbau vermißen wir hauptsächlich noch sorgfältigere Benutzung der vorhandenen und wirklich vorkommenden Spondeen. Wenn der Spondeenzwang die Ohren beleidigt, thut ihnen das entgegengesetzte Extrem auch nicht wohl:

Mit des Philetas Epheu wetteifern die Kränze des Römers.

Also sträubet sich Anfangs der Jünglinge Sinn in der Liebe.

Die Zumuthung, die bezeichneten Silben zu kürzen, wird nur dadurch weniger merklich, daß sie am Abschnitte stehen; der Vers fällt aber dafür auch gänzlich auseinander. Manchmal ist dergleichen nicht vermieden auch wo der Ausweg ganz nahe lag. Oder dürfen wir uns nicht auf die Kenner des Wohlklangs berufen, wenn wir statt:

Und wie anfangs das Stier unbändig dem Joche sich loszieht,

lieber hören:

Und wie der Stier anfangs unbändig dem Joche sich loszieht.

Der Pentameter kann die Kürzung noch weniger vertragen:

Ruder einladen zur Fahrt auf dem lukrinischen See.

Wie sie durch deine Schuld mir, der unglücklichen sind:

und ein Spondee in der ersten oder zweiten Region desselben ist eben das beste Mittel, der ihm vorgeworfnen Monotonie (Vorr. S. XI.) abzuhelfen. Nur ein paarmal sind Hexameter wie folgende durchgeschlüpft:

Philoktets langwierige Plage heilte Machaon.
Dreimal ja viermal glücklicher Postumus, warest du würdig.

Bei weitem die meisten Distichen sind auch von Seiten des leichten gerundeten Wohlklangs untadelig.

Für das Bedürfniß der nicht mit dem Alterthum vertrauten Leser oder Leserinnen (denn diese wünschte sich Properz ja vorzüglich:

Daß das einsame Mädchen, den theuern Geliebten erwartend,
Oefter auf Schemel und Bank werfe dein Büchlein umher:

und wird sie gewiß in dieser geschmackvollen Erscheinung auch unter uns finden) ist durch jeder Elegie angehängte Erklärungen, die sich durch Kürze und Zweckmäßigkeit empfehlen, gesorgt worden. Ein Amor, mit Herkules Keule und Löwenhaupt beladen, nach einem antiken geschnittnen Steine von Hrn. Prof. Meyer vergrößert gezeichnet, ziert als bedeutendes Sinnbild das Titelblatt.

---

1) Väterliches Vermächtniß an gute Töchter. Nach dem Engl. Lpz. 1798.
2) Der Freund des weiblichen Geschlechtes. Nach dem Franz. von J. G. Grohmann. Lpz. 1797.
3) Grundsätze zur Bildung für Geist und Herz. Nach dem Franz. der Marquise v. Lambert bearb. v. Heydenreich. Lpz. 1798.

Die Leserinnen haben zwischen Nr. 1. und 2. die Wahl, ob sie sich nach englischen oder französischen Vorschriften richten wollen: sie werden ungefähr gleich gut dabei fahren. Die ersten sind in einem herzlicheren Tone und nach beschränkteren Begriffen abgefaßt, als die letzten; diese geistreicher, umfaßender, und für die jetzige Stufe der Bildung treffender, als jene. Man kennt übrigens schon die Gattung; sie dreht sich meistens um die so leichte Empfehlung des Nicht-zu-viel und Nicht-zu-wenig, und aller mäßigen Tugenden und negativen Vorzüge. Man gesteht alle mögliche Achtung für das Geschlecht ein; man sagt ihm recht sehr viel Heilsames und Ersprießliches, hält es aber doch mit einem kleinen Büchlein für ab-

Digitized by Google

gefertigt. — 'Die Verhältnisse des Weibes in der Welt', sagt der Engländer im ersten Kapitel, 'bringen euch in mancherlei Lagen, wo ihr der Religion vorzüglich bedürft, um mit Geist und Charakter zu handeln.' Im zweiten: 'Unter allen euren Talenten ist Witz das gefährlichste.' Im dritten von Zeitvertreib und Vergnügungen: 'die Besorgung des Hauswesens gehört eigentlich zum Beruf eines Weibes', und 'beim Tanze habt ihr vorzüglich auf Leichtigkeit und Grazie zu sehen'. Das vierte handelt von Freundschaft, Liebe und Ehe, und ist das beste. Der Vater räth seinen Töchtern allenfalls auch einen männlichen Freund zu wählen; er empfiehlt ihnen Selbständigkeit, und erlaubt ihnen zu lieben.

Der Franzose, der zu Anfang der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts geschrieben haben soll, greift die Sache schon mehr ins Große an: er mischt die Geschichte darein und stellt den Einfluß des weiblichen Geschlechtes ins Licht; er redet von allen berühmten Französinnen, und behauptet, daß sich eine Frau aus den Schriften seiner Landsmänninnen schon eine hinreichende Bibliothek bilden könne. Uebrigens finden sich in der seinigen viele gute Bemerkungen: er scheint die Frauen auch wirklich zu ehren, und will, daß etwas Rechtliches aus ihnen werde. Es kommt artig heraus, wenn er sie in 'Träge und Wilde, wie in Blondinen und Brunetten' eintheilt, aber von der Wilden doch mehr Hoffnung hegt, als von der Trägen. 'Sie kann wieder zu sich selbst kommen', meint er, 'und ihre lose Thätigkeit mäßigen; aber selten gewinnt eine weichliche Trägheit so viel über sich, daß sie sich ermanne und das Joch der Indolenz abwerfe'. Sehr richtig sagt er an einer andern Stelle: 'Es ist nicht der Umgang der Welt, was ein junges Mädchen verderben kann: alle Thorheiten, die darin herrschen, werden nur in so fern Wirkung auf dasselbe (sie) machen, als eine frivole Mutter sie in dessen (ihrer) Gegenwart annehmen wird'. Von der Ehe bemerkt er, 'daß Stärke des Geistes zur Erhaltung des ehelichen Friedens nöthiger ist, als man glaubt'. Im Ganzen ist also dieser Freund des weiblichen Geschlechts immer eine Lektüre, welche dasselbe zum Nachdenken wecken kann. Als Uebersetzungen zeichnen sich beide Bücher nicht besonders aus, werden aber auch keinen Anstoß geben.

Hrn. Heydenreichs Bearbeitung einer bekannten Schrift der Marquise von Lambert: Avis d'une mère à son fils, gehört in die

Klasse der vorhergehenden. Die Marquise war eine sehr achtungswürdige Frau: sie hat ihrem Sohne vortreffliche Sachen gesagt; und glücklich alle Zöglinge der Kriegswißenschaft, die nur Geist genug haben, sie fühlen und verstehen zu können! Ihre Lehren gehen nicht bloß darauf, dem Zöglinge das Gute anzubilden, ihn gesittet, tapfer und großmüthig erscheinen zu laßen: sie sollen es aus ihm heraus bewirken, und manche ihrer Aeußerungen erheben sich über die Begriffe ihrer Zeit, wie manche auch wieder mit dem Decorum derselben zusammenhängen. Hr. H. hat eine Rede hinzugefügt, in welcher das Rednerische stark vorwaltet, und die durch den mündlichen Vortrag natürlich sehr gewinnen muß, ob wir gleich weit entfernt sind, sie für eine bloße Deklamation zu halten.

Die Gespenster. Kurze Erzählungen, v. S. Chr. Wagener. 2. Theil. Berl. 1798.

Wir zeigen hier den zweiten Theil eines Werks an, dem wir die möglichste Verbreitung wünschen, da es auf alle Weise zu einem nützlichen Volksbuche geeignet ist. Auch scheint der so unverkennbar redliche Eifer des Vfs schon durch den Erfolg seiner Unternehmung belohnt zu werden, da von dem ersten Theile schon eine zweite Auflage erscheint. Die Schreibart ist lebendig und faßlich, ohne jemals in das Gemeine zu verfallen. Eine gesundere Ansicht der Dinge kann um so eher durch diese Erzählungen verbreitet werden, da sie sonst alle Reize, welche der Einbildungskraft schmeicheln, mit sich führen: Verwickelung, Auflösung, Ueberraschungen; so daß sich jene angezogen fühlt, während sie von ihren Verirrungen geheilt werden soll. Ein andrer Vortheil dieser Sammlung wird vielleicht der sein, die muthwilligen Gespenster zu bannen, und die Zahl der absichtlich gespielten Spukereien zu vermindern, da sie einen solchen Aufseher zu fürchten haben. Wie um Wahrheit überhaupt, so ist es dem Vf. auch nach seinen vielfältigen Aeußerungen um die Wahrheit der Kritik zu thun; und so möchten wir ihn zuletzt noch erinnern, selbst niemals die strengere Kritik bei der Aufnahme der ihm eingesandten Beiträge zu verabsäumen, wie es leicht der Fall werden könnte, wenn er dem Werke kein gehöriges Ziel setzte, und es ganz

als fortgehend betrachtete. Er hat schon viel bekannte Ereignisse, auch aus ältern Zeiten aufgenommen, wie es allerdings zweckmäßig war. Unversiegbar möchten die Quellen nicht sein: der Glaube ist weit allgemeiner, als die Begebenheiten, auf welche er sich gründet: er ist ein wucherndes Kraut. Nach und nach möchten die Thatsachen daher zu nüchtern oder zu abenteuerlich werden.

---

1) Kleine Erzählungen und Geschichten, von Chr. H. Spieß. 1. Bdchn. Prag 1797.

2) Riebenzahl im Riesengebirge, aus dem Böhm. frei übers. Prag 1796.

Die in Nr. 1 enthaltenen Geschichten sind nach und nach im Apollo des Hrn. Meißner erschienen, und haben eben nicht dazu beigetragen, dieß Journal außer seiner Provinz in größeres Ansehen zu setzen. In Menge nimmt sich dergleichen immer noch beßer aus, als vereinzelt. Man bewundert dann wenigstens auf eine materiellere Weise die Fruchtbarkeit des Vfs, und bekommt auf einmal sein voll gerüttelt Maß geschmackloser Abenteuerlichkeit. Dann was die Rittergeschichten, wie der 'Marienthurm' u. s. w. betrifft, so gehen sie so weit über allen Geschmack weg, daß die Mode sie nicht einmal mehr in Schutz nimmt. Unter den verschiednen Erzählungen, worunter sich auch eine allegorische und eine psychologische befindet, sind wir sehr geneigt, der von 'der sieben Huren Vater' den Vorzug beizumeßen.

An innerm Werth kommt Nr. 2, ein noch ächtes böhmisches Produkt, indem es sogar aus dem Böhmischen frei übersetzt sein soll, dem vorhergehenden vollkommen bei, wenn gleich Stil und Orthographie etwas fehlerhaft sind. An Naivetät aber übertrifft es die erste Sammlung.

Blüthen und Früchte. Herausgegeben von Jos. Wismayr. Salzb. 1797.

Wenn man die größtentheils poetischen Versuche dieser Sammlung nicht wohl für etwas mehr als Uebungen in der Sprache an-

sehen kann, so verdient sie doch Achtung, theils in Betracht des Bodens, wo dergleichen eben nicht häufig gepflegt werden, theils um des freiern Geistes willen, der sich darin zeigt, und wovon z. B. 'der Bach' als Beweis angeführt werden kann. Sie enthält auch einige nicht üble Epigramme. Die nicht unterzeichneten Stücke, welche vom Herausgeber und einem seiner Freunde herrühren, sind im Ganzen die vorzüglichsten. 'Die Nachfrage' ist eine recht artige Tändelei. Andre Gedichte sind freilich sehr schlecht, wie z. B. 'das schöne Nönnchen', oder ganz unbedeutend, wie 'das Glück der Ehe'. Härten finden sich allenthalben, sowohl der Versifikation als des Ausdrucks. Von den prosaischen Aufsätzen sind 'die Fragen mit Gründen und Gegengründen' das Bedeutendste, und eben wie sie der Herausgeber vorlegt, als Mittel, den Scharfsinn junger Leute zu üben, allerdings zur Nachahmung zu empfehlen. Einige Kompositionen, worunter eine von Haydn, werden für eine angenehme Zugabe gehalten werden, und sind auch besonders zu haben.

---

1) Launige Skizzen. Von W. H. Heydenreich. Lpz. 1798.
2) Hauspostille für Verliebte. 1. Bdchn. 1798.

Ein Paar Gegenstücke, die einander werth sind. In beiden giebt es theils fade, theils grobe, und mehrentheils übersetzte Geschichtchen, mit schlechten Versen untermischt, manche auch ganz (wie die Ueberschriften lauten) 'poetisch' abgefaßt. Ein Pröbchen Poesie aus Nr. 1. wäre etwa folgendes:

> Aus Ungeduld ward endlich ernster Zorn:
> Geh, rief sie, werd' ein Eremit, und sei ein Thor!
> Ist schon der Trieb, den Gott dir weislich gab, verloren,
> So bringt Natur für dich nun keine Lust hervor.

Von Nr. 2. wollen wir den ersten den besten, nicht den schlimmsten, witzig sein sollenden Einfall aus einem Wörterbuche für Verliebte anführen: 'Adam war der erste und einzige Ehemann, der mit Gewißheit wußte, daß er Evchen als Jungfer in seine Arme bekam'. Ein auffallender Beweis der Sympathie dieser Bücher ist auch der, daß die nämliche Anekdote in beiden, in Nr. 1. unter dem Titel 'die Strafe der Habsucht', und in Nr. 2. als 'der schnelle Entschluß'

behandelt worden ist. Der letzte verwahrt sich noch besonders gegen den Verdacht, sie ausgeschrieben zu haben. Wir glauben dem Hrn. Prof. Heydenreich einen Gefallen zu thun, wenn wir ausdrücklich anmerken, daß die Anfangsbuchstaben der Vornamen des Vfs von Nr. 1. nicht mit den seinigen übereintreffen. Auch hat er bereits selbst in einem öffentlichen Blatte dagegen protestiert, daß ihm dieses Produkt nicht zugeschrieben werde.

Kapua's Abfall und Strafe. Von A. G. Meißner. Leipzig 1798.*)

Dieß kleine Werk enthält ein Stück aus der römischen Geschichte, das aber von einer andern Seite als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen werden kann, und anziehend genug ist, um den Unterricht mit Unterhaltung zu begleiten, wenn es hier nur nicht so entstellt durch den unleidlichen Vortrag erschiene. Es ist sonderbar, daß eben dasjenige, wodurch sich allen Anzeichen nach Hr. M. zum Erzähler wahrer Begebenheiten berufen fühlt, ihn ganz untauglich dazu macht. Sein Stil ist für die romantische und bürgerliche Novelle schon viel zu geziert, mit steifen Wendungen, die überraschen sollen, überladen; er bewegt oder zwängt sich vielmehr in einer ängstlichen Art von Symmetrie. Diesen Ton trägt er auch in die Geschichte über, und er darf es daher selbst dem Forscher nicht verargen, wenn dieser, von einer zweideutigen, unruhigen Darstellung abgeschreckt, seine Arbeiten in diesem Fach unter die 'zum Theil romantischen' (S. die Vorr. IX, wo Hr. M. hierüber klagt), das heißt hier so viel als unter die unbrauchbaren verweiset. Stünde auch nicht eine erdichtete Zeile darin, so wird doch die Natur der Sache oft durch eine solche Oberfläche mehr entstellt, und der Eindruck verfälschter sein, als wo Parteilichkeit und Willkür der Einbildungskraft die Feder geführt haben. Dem Kenner der Thatsachen wird sie widerwärtig erscheinen, und den Geschmack des Lehrlings kann sie verderben. Livius war die einzige Quelle des Vfs; er hat, wie

[*) Für die A. L. Z. bestimmt gewesene noch ungedruckte Recension.]

er selbst gesteht, ihn stellenweise übersetzt, und wo er dieß nicht gethan, kann er in historischer Hinsicht auf kein andres Verdienst Anspruch machen, als auf das, seine Erzählung weiter ausgesponnen zu haben. Denn das Urtheil des römischen Geschichtschreibers wird der prüfende Leser schon ohne Zurechtweisung von den Thatsachen zu unterscheiden wißen. Wie wenig der Vf. in den Geist der klassischen Historiker eingedrungen, zeigt sich auch darin, daß er räth, sie, und zwar namentlich den Herodot und Thucydides, nicht vollständig, sondern in Bruchstücken zu übersetzen, da diese doch eben in der Zusammensetzung des Ganzen ihrer Werke als Künstler erscheinen. Es bleibt hier also nichts als die Schreibart zu beurtheilen übrig, aus welcher sich eine hübsche Blumenlese von Ausdrücken und Phrasen, wobei besonders die Gedankenstriche eine große Rolle spielen, zusammentragen ließe. Wir heben nur einige zur Probe aus. *) Wer, der so schreibt und keinen Augenblick sein eignes Selbst vergißt, würde auch wohl im Stande sein, entweder eine 'kräftige Uebersetzung' des Livius (S. die Vorr. S. VI.) zu liefern, oder 'die Scilla und Charibdis ganz auf der Mittellinie zu durchschneiden, d. h. sich nie weder durch Kapuas Leiden, noch Roms Größe, ja selbst nicht durch Hannibals Heldenseele hinreißen zu laßen'. Der Vf. rechnet uns in dem Werke selbst seine Unparteilichkeit vor. Wer sich gern der Begebenheit erinnern würde, muß sich doch noch stärker an Hrn. M. erinnern laßen.

[*) Das nun folgende beträchtliche Sündenverzeichniß laßen wir als jetzt ohne allen Nutzen hinweg.]

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung. 1799.



Ich und meines Ichs körperliches Leben, Thorheiten und dumme Streiche, dargestellt von meinem Ich, dem Erfähndrich Ferdinand Theriack, dermalen Provisor bei der neuen Kantisch-Fichteschen Seelenapotheke. Lpz. 1798.

Außer dem Titelblatt und dem Titelkupfer, welches gar erbärmlich 'die Seelenapotheke zum Vogel Phönix' vorstellt, oder einer ganz beiläufigen Erwähnung kantischer Terminologie, findet sich hier nichts, was den geringsten Bezug auf die Hrn. Kant und Fichte haben könnte oder haben soll. Jene sind ein bloßes Aushängeschild für den Lebenslauf eines sehr gemeinen Ichs, das die gewöhnliche Taugenichts-Carriere vom verdorbenen Studenten zum Soldaten, Komödianten, Räuber, Schriftsteller u. s. w. gemacht hat, und zuletzt so glücklich ist, einem reichen Fräulein zu gefallen, auf deren Gütern dieses Subjekt als ihr Ehemann nun die Oekonomie verwaltet, also mit der dermaligen Provisorwürde wiederum nichts zu schaffen hat. Diese Art von Selbstbiographen überhäuft sich gern mit aller möglichen Schmach, um dem Witz und der Satire desto mehr Raum zu geben; und doch können sie es nicht laßen, Alles zu einem leidlich honetten Ende zu bringen, welches mit den erhaltenen Prügeln oder dergleichen zu Anfange einen höchst unsittlichen Abstich macht. Das Produkt ist dem abgeschiedenen Geiste des Freiherrn von Knigge gewidmet: dem lebendigen hätte es der Vf. schwerlich unter die Augen bringen dürfen. Ein Pröbchen von seinen Neigungen und seiner Beobachtungsgabe wie folgendes wäre ihm genug gewesen: 'Einen Tag blieb ich noch bei ihm, und labte

mich in Königslutterischem Breihahn, der aber, ich muß gestehen, an Ort und Stelle keinen so guten Geschmack hat, als wenn er einige Meilen ist verführt worden'.

Discours sur la littérature prononcé à l'Académie des sciences et belles-lettres de Berlin le 9. d'Août 1798. par M. le Marquis ci-devant Chevalier de Boufflers. Berlin 1798.

Die Aufnahme in eine Akademie, eine Ceremonie, der die französische Litteratur so viele Eloges auf abgegangene Mitglieder der Akademien verdankt, in welchen oft die aufgewandte Kunst des Vortrages in umgekehrtem Verhältnisse mit der Wichtigkeit des Gegenstandes steht, hat hier einmal auf deutschem Boden einen französischen Aufsatz von allgemeinerem Interesse veranlaßt, worin man die Feder des geistvollen Boufflers nicht verkennen wird. Dem Günstlinge jener unvergleichlichen Königin von Golconde würde man zwar am liebsten zu allen den poetischen Thorheiten folgen, worein es seiner leichten und witzigen Phantasie gefallen sollte, uns zu verstricken: allein man freuet sich doch, bei einem ernsteren Geschäfte, in einem andern Alter und auf ganz verändertem Schauplatze eben die Heiterkeit des Geistes erscheinen zu sehen, welche eine zufällige Umwölkung des Horizonts nicht hat trüben können. Die litterarischen und politischen Verhältnisse berühren sich in so vielen Punkten, daß die meisten von den heutigen französischen Schriftstellern im Auslande den Einfluß der Zeitumstände bei jeder Gelegenheit durch eine Bitterkeit verrathen, wovon in der vorliegenden Schrift nicht eine Spur zu finden ist. Nur allzuhäufig sollen die unschuldigen Wißenschaften die Schuld von

dem tragen, was die Politik verwirkt hat. Der Vf. hingegen preist ihren wohlthätigen Einfluß auf das Menschengeschlecht überhaupt, und in der zweiten Abtheilung seines Discours ihre Rückwirkung auf den Stand der Gelehrten, Denker und Künstler selbst, mit wahrhaft gefühlter Wärme. La vraie philosophie, sagt er, est la cause commune; le vrai philosophe plaide devant tous les hommes, pour tous les hommes, contre leurs éternels ennemis, les vices et les erreurs. Eine vortrefflich ausgedrückte Wahrheit, auf deren allgemeiner Beherzigung das Heil des Zeitalters beruht, und die, an dieser Stelle gesagt, dem Vf. das Zeugniß giebt, sich in seinen Gesinnungen über die großen Angelegenheiten des Lebens gleich geblieben zu sein.

Der Umfang des Gegenstandes und die nähere Bestimmung der Schrift bringt es schon mit sich, daß man hier mehr allgemeine Blicke, als erschöpfende und neue Resultate der Forschung zu erwarten hat. Um viele Stellen aus dem richtigen Gesichtspunkte zu faßen, muß man zu dem Titel stillschweigend hinzudenken sur la littérature Française. Wenn es heißt: la poésie dans le fond n'est qu'un pénible jeu de l'esprit, so haben wir nichts dagegen einzuwenden, sobald es nur von der französischen gelten soll. Bei der Laufbahn, welche der Vf. dem künftigen Dichter vorzeichnet, finden wir theils noch die alten Vorstellungsarten von den Gattungen, die auf konventionellen Theorien und einseitigen Ansichten des klassischen Alterthums beruhen; theils blickt überall ein gewisses Gefühl von Unerreichbarkeit der vorhandenen Muster, von immer zunehmender Schwierigkeit der poetischen Bearbeitung, vom unaufhaltsamen Veralten der Litteratur durch, welches jedem, der um sich her jugendlichen Genius mit frischer Kraft sich regen sieht,

und an die unendliche Perfektibilität des menschlichen Geistes glaubt, völlig fremd sein muß. Allein dem Vf. war es nicht zuzumuthen, jetzt noch mit der deutschen Litteratur Bekanntschaft zu machen (wenn einmal der gute Gellert zwischen Rochefoucault und Kant zu stehen kommt, so hat man es mit einer Aeußerung des guten Willens gegen unsre Philosophen nicht so genau zu nehmen); und man darf wohl ohne Nationalstolz behaupten, daß sich nur in ihren Tiefen die Zukunft der europäischen Kunst und Wißenschaft ahnden läßt. Ohne Zweifel kann eine Sprache und Litteratur eine Wendung genommen haben und in ihr auf einen Punkt gelangt sein, wo ohne gänzliche Wiedergeburt an keinen Fortschritt mehr zu denken ist, und dieß mag der Fall der französischen sein. Da aber ein solches neues Werden sich zuerst immer als Zerstörung ankündigt; so schließen wir mit dem Wunsche, daß der Marquis de Boufflers die bisherige Periode der französischen Poesie in der leichteren Gattung, deren besiegte Schwierigkeiten er so schön entwickelt, noch bereichern möge.

Ein Gastmahl von mehr als sechs Schüßeln. Mit traulicher Einladung an alle Freunde des höhern Genußes. Berl. 1797.

Die Allegorie vom Gastmahl hat der Vf. im Vorbericht zur Genüge ausgeführt; wir wollen sie hier nicht noch weiter treiben, etwa über Unverdaulichkeit klagen und dergl., sondern unverblümt sagen, daß die drei ersten Aufsätze dieser Sammlung, 'Beschreibung eines merkwürdigen Berges in der Grafschaft Glatz', 'das neue Jerusalem' ebendaselbst, und 'der Doktor Bahrdt auf seinem Weinberge', uns die genießbarsten scheinen. Sie enthalten Thatsachen, man erfährt etwas dadurch. Wer die Grafschaft Glatz bereiset, kann die Wege zu jenem Berge jetzt selbst ausfindig machen, und sich dem

Eindrucke überlaßen, 'den er auf jeden machen muß, der Gefühl für Erhabenheit und Ueberraschung hat', welches letzte wohl weniger abgehen wird. Das neue Jerusalem ist etwas weitläuftig behandelt, indessen man kann es sich nun auch desto beßer vorstellen. Die Nachrichten von Doktor Bahrdt haben ganz das Ansehen des Unverfälschten, und können allerdings dazu beitragen, die Art und Weise des Mannes kennen zu lernen. Obige Artikel sind nach der eignen Bemerkung des Vf. nicht neu; sie erschienen, so wie einige folgende, bereits in verschiedenen Zeitschriften. An den Doktor Bahrdt schließt sich eine andere bekannte Person, Judas Ischarioth, nämlich eine Beurtheilung seines Charakters in Klopstocks Messias. Das Resultat ist: 'wenn auch alle Charaktere in der Messiade befriedigend sind, so kränkt der des Ischarioth doch unser Herz und unsern Verstand'. Die Versuchung zum Verrath durch den Traum, worin ihn sein Vater dazu auffordert, dünkt dem Vf. zu unwiderstehlich und in dieser Beziehung die Strafe zu hart. Alles dahin Gehörige hat er aus dem Messias abdrucken laßen. Eine opponierende Untersuchung dieses Gedichtes, im Geschmack der vorliegenden ausgeführt, würde ein vollkommenes Gegenstück zu einigen bekannten panegyristischen Beurtheilungen desselben abgeben. Lob und Tadel will beides eine kräftige Hand. Grausamkeiten wie die, über welche der Vf. matte Klagen ergießt, laßen sich nicht mit 'dem überschwenglichen Genie des Dichters' entschuldigen, 'dem immer nur das Höchste genug ist', man hätte ja alsdann in dieser Verbindung eher 'das Aergste' zu setzen. Solche Widersprüche müßen aus der Existenz des Gedichts überhaupt erklärt werden In dem nächsten Aufsatze über ein Gedicht von Schiller aus seiner früheren Zeit, 'die Resignation', äußert der Vf. eine andere Art von Betrübniß. Er hält die Würde des Schriftstellers, wovon er zugleich handelt, für verletzt, wenn jemand ein so vortreffliches Gedicht mit einer so verzweiflungsvollen Pointe macht. Es zergliedert ihre ganze Schrecklichkeit in Ausdrücken, welche verrathen, wie lebhaft sie ihn getroffen, in welchem unbewaffneten Moment sie ihn gefunden haben muß. Er meint, es wäre so leicht gewesen, 'wenn Hr. Schiller uns in einem so schönen Gedicht eine gleich schöne Moral gegeben hätte'. — 'Nur eine andere Wendung in den letzten drei Versen, nur gerade das Gegentheil von den Worten des Genius'. 'Der anstößige

Punkt' komme ja erst ganz zuletzt. Der Vf. scheint gar keine Ahnung davon zu haben, daß alsdann auch der erste Theil seine Natur gleichsam verwandeln würde, und daß ihm das Gedicht bei weitem nicht so hätte auffallen, nicht so vortrefflich dünken können. Wie konnte aber gerade er sich so außer Faßung durch dasselbe setzen laßen, da er es in seiner Gewalt hatte, den Geist des Sokrates zu seiner Beruhigung zu beschwören, wie in der folgenden Erzählung, 'Euphrosin und der Greis mit der silbernen Wage' geschehen ist. Erdichtung gegen Erdichtung. Wem jene die klare Ansicht des Lebens getrübt hat, der findet hier Auskunft für Diesseits und Jenseits. Der Vf. legt auch selbst einen besondern Nachdruck auf diese Erzählung; er kündigt sie als eine 'von seltner Art' an, und nennt sie seine pièce forte, wovon er selber oft wieder kostet, und sie seinen Gästen vorzüglich empfiehlt. Hier tröstet er sich auch mit seinem Sokrates über die Fortschritte einer Weisheit, 'die uns von der schönen sinnlichen Natur immer weiter entfernt, die Wißenschaften erschwert, auf die sie ihren Einfluß äußert, manche Hoffnung, die uns theuer war, wankender gemacht, und unsern Geist auf unfruchtbares Grübeln hingelenkt hat, das in keiner Verbindung mit unserem Glück ist' u. s. w. Man sieht, der Vf. nimmt mannichfaltigen Anstoß, und es möchte kaum möglich für ihn sein, sich ohne Schaden mit der Philosophie und Poesie abzugeben. Die bildenden Künste hätten sich dagegen vielleicht über ihn zu beschweren, da er in den 'Scenen aus einem ungedruckten Schauspiele: die Bildsäulen', einen 'Englischen Mylord' dazu erwählt, in ihr Heiligthum zu dringen. — Wir dürfen nicht übergehen, daß er hierauf das Lied 'Nun ruhen alle Wälder' u. s. w. in einer eignen Abhandlung gegen Friedrich II. in Schutz nimmt, der einmal sehr verächtlich davon gesprochen. In der That hätte es weder der Anführung des Virgil, Homer, Milton u. a. bedurft, noch der Auflösung in Prosa, um darzuthun, daß es gar kein verächtliches Volkslied ist, von dem bloß die ersten Zeilen, weil die Menschen so ohne alle Rangordnung zwischen Vieh und Feldern zu stehen kommen, ein wenig lustig klingen. Außerdem enthält das Buch noch einen Aufsatz 'über die Bestimmung des Menschen', 'die Trennung', ein Gedicht, Fabeln, Anagramme, Räthsel und Charaden.

Digitized by Google

Alexander, der Held Griechenlands, vom Verfaßer der Lauretta Pisana. 1. Thl. Lpz. 1797.

Der Name des Vfs., Hrn. Albrechts, reicht allenfalls schon zur Würdigung dieses historisch=dramatischen Werks hin. Vor dem Leser hofft er seine Behandlung Alexanders rechtfertigen zu können; von dem Kritiker, der seinen Zweck nicht verkennt, erwartet er keinen Vorwurf. Der Vf. hat Recht: die Kritiker sind, eben weil sein Zweck nicht zu verkennen ist, längst an ihm ermüdet Damen findet er ja vielleicht auch, die den Wunsch, 'daß sie den großen Alexander wohl näher kennen möchten, hier befriedigt sehen'. Selbst die Zuversicht wollen wir ihm nicht verkümmern: 'und sein Schatten wird mir nicht zurufen können: du malest mich nicht, wie ich war!' Vermuthlich nimmt er sie doch nur vor dem Publikum an. Sein Held ist ungefähr so ein Held, wie das Pferd auf dem Titelkupfer ein Pferd ist. Olympias ist eine königliche Frau Mutter; sie sagt zu ihrer Nebenbuhlerin Kleopatra: 'Ich möchte dich auch gern braten sehn, aber dein Geschrei möchte zu viel Menschen herbeilocken, und ich fürchte, daß ich nicht allen meine Wuth einflößen kann'. Ein andermal fragt sie ihren Sohn: 'denkst du denn gar nicht an meine weibliche Eitelkeit?' Pausanias, der Mörder Philipps, fängt die Erzählung einer ihm widerfahrnen Beleidigung, die seinen Unwillen aufs Aeußerste reizt, mit den Worten an: 'Ich bin denn so ein ganz leidlicher Jüngling' u. s. w. In dem ganzen Buche aber ist in der That nichts leidlich.

---

1) Almanach zur Beförderung des allgemeinen und häuslichen Glücks, für das Jahr 1798. Ff. a. M.
2) Bergisches Taschenbuch für 1798. Herausg. von W. Aschenburg. Düsseldorf 1798.
3) Berlinischer Almanach für 1798, von Adolphi. Berl. 1798.

Nr. 1. enthält gröstentheils prosaische Aufsätze, unter andern ein Bruchstück aus einem Roman in Briefen, 'die Familie Bergfeld', und eine andere abgebrochene Erzählung; auch Nachrichten aus der

Naturgeschichte, moralische Betrachtungen und Räthsel. Man findet von Allem Etwas, nur nichts Eigenthümliches und Ausgezeichnetes. Am interessantesten ist 'das Mädchen aus der Vendée'. Wenn dieser Almanach die allgemeine Glückseligkeit nicht mehr wie andere befördert, so kann er doch eben so gut zur allgemeinen Unterhaltung beitragen. Einige wenige sogenannte Gedichte krönen das Ende. Als 'letzter' Anhang ist ein französischer Kalender und die Déclaration des droits de l'homme, vermuthlich um der nahen Nachbarschaft willen, angebunden. Die Kupfer in punktierter Manier sind merkwürdig falsch gezeichnet, und gleichen sowohl in der Erfindung, als dem Mechanischen der Ausführung den ersten Uebungen eines Anfängers.

Nr. 2. hat mehrere und beßere Kupfer: sie stellen Scenen aus Ifflands Advokaten vor; man sieht wohl, der Künstler hat sich Chodowiecki zum Vorbilde gewählt, und besitzt wirklich etwas von der Gabe dieses Meisters, in kleine Figürchen Charakter zu legen; nur ist ihm noch eine festere Hand zu wünschen, damit das Detail nicht kleinlich gerathe, und die Figuren mit weniger dürftigen Gliedmaßen versehen werden als sie hier mitunter haben. Was den sonstigen Inhalt betrifft, so ist er fast allein auf ein lokales Interesse berechnet, wiewohl er, einige Aufsätze, 'über Fabriken und Handlung des Herzogthums Berg, die Familie der Selbstmörder' u. s. w. ausgenommen, poetisch ist; das heißt, allerlei wohlklingende Worte in Reih und Gliedern aufstellt. Man muß die Sammlung als gesellige Unterhaltung eines kleinen Kreißes betrachten: der Herausgeber weist zum Glücke selbst einen sehr bescheidenen Standpunkt für ihr etwaniges Verdienst an. Schwerlich wird sich einer der darin enthaltenen, bis jetzt noch unberühmten, Namen bekannter machen, als es durch dieses Taschenbuch geschehen kann; und die Stücke mit bekannten Namen, Jacobi, Kosegarten, Starke, unterzeichnet, werden dem Ruhme ihrer Verfaßer nichts zusetzen.

Für das Geschenk Nr. 3. haben sich die geselligen Zirkel in Berlin nicht sehr zu bedanken, indem es die äußerste Armut bei ihnen voraussetzt. Es enthält 'gesellschaftliche Spiele', die so ungefähr im Geiste von Küchenrecepten abgefaßt sind; besonders kommen dabei sehr gemeine Fragen und Antworten vor. Dann folgen

Digitized by Google

'Nativitäten, Denkmale für Stammbücher, Trinksprüche, Gesänge'. Die drei letzten Artikel sind, wie es sich versteht, ausgeschrieben, und mehrentheils mit platter Auswahl. Verliert sich einmal etwas Gutes unter diese Reihe, so scheint es doch gleichsam in solcher Nachbarschaft seiner Natur verlustig zu werden.

---

1) Almanach zum Nutzen und Vergnügen. Carlsruhe 1798.
2) Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799., herausgegeben von C. L. Neuffer. Stuttgart.

Da jedermann das Jahr durch einen Kalender braucht, so ist billiger Weise nichts daran auszusetzen, daß sich die Formen dieses nöthigen Hausrathes jährlich vervielfachen, ja auch auf das Lokal berechnet werden, wie es mit Nr. 1. der Fall ist. Beide vorliegenden sind die ersten ihrer Reihe. Fast möchten wir dem ersten zahlreichere Nachfolger versprechen als dem zweiten; wenigstens erfüllt er seine Ueberschrift unzweideutiger. Sie sind übrigens nicht zu vergleichen: der erste ist meist ökonomischen Inhalts, und der andere erzählt, lehrt und — ergötzt in Versen und in Prosa. Die Hauptartikel von jenem betreffen Städte und Gegenden in der Markgrafschaft Baden, die sich durch Industrie oder andere Merkwürdigkeiten auszeichnen. Die Nachrichten vom Murgthal und Pforzheim sind solche, wie man sie in der That immer mit Nutzen und Vergnügen lieset. Darauf folgt eine gemeinnützige Abhandlung, 'Versuche mit einigen Pflanzenprodukten in Bezug auf das allgemeine menschliche Nahrungsmittel zur Abhelfung des Brodmangels' u. s. w. Ein ganz interessantes Stück Reisebeschreibung durch die Schweiz wechselt damit ab, zum Trost für diejenigen, welche sich nicht mit dem nützlichen täglichen Brod begnügen. Dann beschließen räsonnierte Reiserouten durchs Badensche, und die Genealogie des markgräflichen Hauses das Ganze, an dessen Spitze sich, wie wir nicht übergehen wollen, auch einige Gedichte befinden, worunter nur die von Schreiber einigermaßen gefällig lauten. Die sechs Monatskupfer von Küffner, deren Stoff aus der Geschichte des Jahres 1795. genommen ist, haben politische Tendenz. Die wackere Freimüthigkeit,

womit der Erklärer zu Werke gegangen ist, übertrifft hier leicht die, besonders bei dem Stich, aufgewandte Kunst.

Die Kupfer von Nr. 2. sollen Scenen aus Hermann und Dorothea vorstellen. Zwei darunter sind von Chodowiecki: das erste Zusammentreffen Hermanns mit Dorotheen, und der Eintritt beider in das väterliche Zimmer. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß den Künstler bei ihrer Verfertigung eine kleine boshafte Laune gegen das Gedicht angeweht haben muß, wenn man nicht eine sehr vernachläßigte oder mißrathene Bearbeitung annehmen will. Auf dem ersten Blatt spielen die Pferde und Ochsen der beiden Wagen, die Köpfe nach vorn gekehrt, die Hauptrolle; die Ochsen scheinen wohl mit Fleiß als 'die grösten und stärksten des Auslands' abgebildet worden zu sein. Die Wöchnerin nimmt sich aus wie ein verwundeter Soldat. Das zweite Blatt ist noch weniger zu entschuldigen. Wer wird in der gemeinen runden Person mit der aufgeworfenen Nase, welche nebst dem offenen Munde der Erscheinung entgegenstrebt, die würdige Mutter Hermanns; wer den Hermann selbst in dem verlaufenen Studenten erkennen, der mit dem Mädchen an der Hand zur Thüre hereintritt? Das Mädchen ist beßer, auch der Wirth zum goldenen Löwen möchte allenfalls für sich bestehen; aber der Apotheker und Pfarrer sind unedle Karikaturen ihrer Originale. Wenn es Chodowiecki möglich war, den Sinn unwillkürlich so zu verfehlen, so sieht man wiederum, wie mißlich es mit Zeichnungen zu Gedichten und Romanen steht, wie unheilbringend besonders diese kleinen Formate für die Kunst sind. Ein Blatt von Küffner, das nur zwei Figuren hat, Hermann und seine Mutter unter dem Birnbaum, ist das artigste von allen, und in einer andern weniger verworrenen und kleinlichen Manier gearbeitet, als die Blätter von ihm im vorhergehenden Almanach, und eins in diesem, der Zug der Vertriebenen. Die Mutter ist besonders gut gerathen.

Den sonstigen Inhalt des Almanachs möchten wir fast nur auf die Beiträge von Hölderlin einschränken. Die des Herausgebers sind endlose Reimereien, einige Erzählungen oder Romanzen, z. B. Palmach, das Schlechteste darunter. In dem langen Liede an Emma hat der Vf. den Ton von Bürgers Elegie an Molly anzustimmen versucht, und in dem Gedicht 'das Eine' erstreckt sich die sichtbare

Nachahmung von Schillers Idealen selbst bis auf einzelne Stellen. Vor den übrigen zeichnen sich die Kleinigkeiten von Hillmar und Siegmar vortheilhaft aus, so wie die innigen elegischen Zeilen von Reinhard (dem französischen Gesandten) an seine Gattin über den Abschied von Deutschland. Die prosaischen Aufsätze sind ganz unbedeutend. Hölderlins wenige Beiträge aber sind voll Geist und Seele, und wir setzen gern zum Belege ein Paar davon hieher:

An die Deutschen.......

An die Parzen.......

Diese Zeilen laßen schließen, daß der Vf. den Gedanken zu einem Gedicht von größerem Umfange mit sich umherträgt, wozu wir ihm von Herzen jede äußere Begünstigung wünschen, da die bisherigen Proben seiner Dichteranlagen, und selbst das hier ausgesprochene erhebende Gefühl ein schönes Gelingen hoffen laßen.

Dyveke, ein Trauerspiel, nach dem dänischen Original bearb. von R. L. Altona 1798.

Das Original ist ein sehr beliebtes Stück der dänischen Bühne, und sein Stoff aus der vaterländischen Geschichte entlehnt. Dyveke war Christiern des zweiten Geliebte. Nach seiner Verheiratung suchen die Anhänger der Königin, oder vielmehr der Adel, der über das stolze Betragen von Dyvekens Mutter aufgebracht ist, sie zu verdrängen. Die Königin weiß noch nicht einmal von ihrer Nebenbuhlerin, und bemüht sich freundlich um die Zuneigung ihres Gemahls. Einer unter dem Adel aber, der Burgherr des Schloßes, wo sie sich aufhält, Torben Ove, ist in Dyveke verliebt. Unter dem Vorwande, sie und besonders ihre Mutter von der Verfolgung zu retten, bringt man sie dahin, in eine Flucht mit Torben zu willigen, der es selbst auf das edelste mit ihr meint. Durch die Treulosigkeit eines Priesters, der mit der Oberhofmeisterin der Königin im Bündnisse steht, wird sie vergiftet, ehe der Vorsatz ausgeführt werden kann. Dieß ist ungefähr die deutliche Folge der Begebenheiten; Nebenverwicklungen durchkreuzen diese, und geben der Sache ein sehr verworrenes Ansehen. Der König spielt eine

zweideutige Rolle, wo er erscheint; und wo er nicht zum Vorschein kommt, wird er doch als mitwirkende Hauptperson vermißt. Am Ende besonders geht er in dem ungünstigsten Augenblicke davon: er verläßt die sterbende Dyveke und gewährt nicht ihre letzte Bitte um Verzeihung für ihren edelmüthigen Freund, den der König als ihren böslichen Verführer und seinen Nebenbuhler haßt. Seine Liebe zeigt sich hier zwar, wenn man will, in der That, aber keineswegs in Worten. Dyveke und die Königin sind es, welchen das Stück seine Wirkung zu danken hat, und diese ist von der sanften, rührenden und wirklich zarten Gattung. Ehe Dyveke flieht, sucht sie die Königin auf, welche indessen durch ihre Oberhofmeisterin unterrichtet worden ist; sie giebt sich ihr zu erkennen, bittet um ihre Nachsicht, und nimmt einen schwesterlichen Abschied von ihr. Die mütterlichen Hoffnungen der jungen Königin, welche sie eben jetzt erfährt, bringen die lebhafte schöne Regung eines freiwilligen Entsagens in ihr, die keine Kinder hat, hervor. Sie hat schon vorher, zwar mit Liebe, aber fast ohne Eifersucht bemerkt, daß Christiern für seine Gemahlin Zärtlichkeit fühlt. Auch indem sie sich sterbend für ihren Freund verwendet, zeigt sich Dyveke noch liebenswürdig.

Sprache und Dialog ist nichts weniger als überladen, und es schimmert in der Uebersetzung hindurch, daß diese der reinen und vorzüglichen Diktion des Originals nicht ihr Recht erwiesen hat. Zwei andere Uebersetzungen desselben scheinen nicht in geübtere Hände gefallen zu sein. Sollte man das Stück auf deutschen Theatern geben wollen, so würde eine Veränderung mit dem Namen der Hauptperson und verschiedenen andern vorgenommen werden müßen, die in unserer Sprache nothwendig auf unedle Nebenvorstellungen führen. Sein Erfolg auf der dänischen Bühne beruhte übrigens vielleicht mit auf dem Umstand, daß der Verfaßer, Samsör, dessen einziges dramatisches Werk es ist, zwei Tage vor der ersten Aufführung starb, und diese zugleich eine rührende Todtenfeier wurde.

Obolen von Seume. 2 Bdchen. Leipz. 1796...1798.

In obigen vermischten Schriften zeigt sich durchgehends ein wackerer aufrichtiger Charakter, hie und da sehr mangelhafte philosophische Begriffe, neben manchen Ecken und Ungleichheiten eigentliche Gewöhnlichkeit der Meinungen, und eine liebenswürdige Neigung zur Geselligkeit. Der Stil ist in den Gedichten und prosaischen Aufsätzen ungefähr der nämliche, nur daß in jenen Spuren von Reminiscenzen mehr als von Nachahmung vorwalten, und in dieser die Geläufigkeit und die Wiederholungen eines Gesprächs herrschen. Beiden fehlt es dabei nicht an Individualität, und diese ist es auch vorzüglich, wodurch sie anziehend werden können. Wir wollen nicht alle einzeln durchgehen, nicht Obole bei Obole aufzählen, genug wenn die Summe im Ganzen nicht gering zu achten ist, oder auch manchmal eine für die andre zahlt. Der erste Theil enthält gröstentheils Gedichte, von denen manche durch den Lebenslauf des Vfs. und lokale Beziehung und Darstellungen ein eigentliches Kolorit gewonnen. Es wimmelt übrigens darin von Härten des Ausdrucks und des Verses, die man indessen, da sie doch mit Gedanken verbunden sind, einer glattgeschliffenen Harmonie bloßer Worte vorziehen wird. Unter denen im muntern Ton ist die Zuschrift 'an meinen theuren Lehrer, den Rector Korbinsky' recht launig. Das 'Fragment über den Kuß' hat einen angenehmen Schwung. In der 'Epistel an Hrn. Gras', welche die Eroberung von Prag zum Hauptgegenstande hat, sind die Gräßlichkeiten zu sehr gehäuft, sie sind so wenig geschont, wie bei jenen Auftritten selbst. Auch endigt sie so:

Fort, verfluchter Pinsel,
Du malst der Menschheit ihr Erröthen,
Brennst ihre Schande sternenwärts:
Zurück Gefühl, zurück mein Herz,
Damit dich nicht die Toden töden! (die Tode oder die Todten tödten?)

Die Uebersetzung von Grays Elegie auf einem Kirchhof enthält glückliche Strophen:

Ihr Nam', ihr Jahr von ungelehrter Hand .....

Im Ganzen wird die gottersche Arbeit freilich den Preis behalten, aber diese hat den Vorzug, in der Versart des Originals und dadurch gedrängter zu sein. 'Das polnische Mädchen' ist etwas gedehnt erzählt.

Der Aufsatz 'über Atheismus im Verhältniß gegen Religion, Tugend und Staat', hat unter den prosaischen den grösten Umfang. Er ist von eben so menschenfreundlichen als religiösen Gesinnungen eingegeben; um so mehr muß es auffallen, daß sich der Vf. unverholen dahin erklärt, die einzige Triebfeder des menschlichen Handels sei Eigennutz. 'Wenn wir aber auch den Begriff von Tugend bei den geistigsten Religionslehren mit genauem Forschergeiste verfolgen, so werden wir immer finden, daß er sich in den feinsten Egoismus auflösen wird': er könne wenigstens nichts anders finden; zwar sei er nichts weniger als Metaphysiker u. s. w. Da er hieraus indessen keine nachtheiligen Schlüße zieht, da er die Tugend nicht herabwürdigen will, da er selbst sagt, es sei gar glücklich, daß man sich des Eigennutzes so oft nicht bewußt sei, so ist doch die Spitzfindigkeit des Metaphysikers, worauf er häufig anspielt, auf seiner Seite, etwas 'Eigennutz' nennen zu wollen, was diesen Namen gar nicht mehr verdienen kann. Es wäre überflüßig,

eine Vorstellungsart zu rügen, die ihn selber in viele Widersprüche verstrickt, deren Unhaltbarkeit und Schädlichkeit längst dargethan ist, und mit der er gar nichts Uebles will, wenn sie nicht noch immer fortführe, schädlich zu sein, wenn nicht eben sie zum eigentlichen, nämlich praktischen, Atheismus führte; zum Mangel an derjenigen Religion, worauf die eigentliche Menschlichkeit beruht.

Die Diatribe gegen 'das Spiel' ist fast zu unbedingt ausgefallen. Freilich befördert das Spiel Herzlosigkeit und Leere; aber als Gesellschaftsband betrachtet, aus welchem Gesichtspunkt es hier am weitläuftigsten ausgeführt ist, verbirgt es sie auch auf eine wohlthätige Art für den Beßern, und kann selbst für ihn, wenn er dann und wann dazu greift, eine interessante Seite haben. Der Fall, wobei der Vf. etwas lange verweilt, daß Höhere oder Reichere das Spiel gebrauchen, um auf eine gute Art Geschenke zu machen, möchte wohl der seltenste sein.

Der zweite Theil steht dem ersten nicht nach; das 'Wort an Schauspieler oder die es werden wollen' möchte ihm vielmehr das Uebergewicht geben. Es enthält sehr viel gute und geistvolle Bemerkungen, und ist angenehm geschrieben. Der Vorschlag eines Erziehungsinstituts, um Kinder zu Schauspielern zu bilden, wäre einer gar wirksamen Ausführung fähig, da jetzt die Meisten zu dieser Kunst zusammenlaufen wie auf einen Maskenball. Der Vf. legt in seinem Urtheil und seinen Forderungen das gehörige Gewicht auf die Erscheinung, indem er doch zugleich die kleinen Künste der Illusion verwirft. Er verdiente sehr von Schauspielern beherzigt zu werden. Hin und wieder kommen freilich auch schwache Stellen vor; besonders haben sich auf den S. 177. und 178. dergleichen zusammengefunden. Da wiederholt er die

verjährte Sage, Shakspeare sei der Mann, 'an dem man oft irre wird und nicht weiß, ob man mehr loben oder tadeln, zürnen oder bewundern soll'; da hält er Pope 'für den kompetentesten Mann über Shakspeare zu urtheilen', und glaubt daß Romeo und Julie durch Weißens Bearbeitung wirklich gewonnen habe. Sogar die Naivetät entwischt ihm, zu meinen, 'Schröders Hamlet sei kaum eine Verbeßerung zu nennen, und er wollte wirklich lieber den Shakspeare, so wie er ist, dafür nehmen.' Sonderbar, daß er zugleich zu erkennen giebt, mit welcher Andacht er Goethe über den Hamlet in W. Meister gelesen habe; sonderbar wiederum, daß er doch nicht bergen kann, die Stellen scheinen ihm 'in Rücksicht auf Humanität die wichtigsten in jenem Werk zu sein'. — Ein Stück aus dem Thucydides, die Zerstörung von Platäa, hat der Vf. recht brav und lesbar übersetzt. — Der kleine Aufsatz 'warum ist der Schmerz der Aeltern bei dem Verluste kleinerer Kinder größer und heftiger, als bei dem Verluste Erwachsener', ist mit der Innigkeit des Gefühls geschrieben, die den Vf. immer begleitet, und nur in seinen Gedichten, wie in verschiedenen in diesem Theil befindlichen geschehen ist, auf eine etwas krause übertriebene Art ausgedrückt wird. Man sehe besonders das mit der Ueberschrift' Νικᾷ δὲ καὶ σίδηρον.... Die 'einsame Wandlung' ist nicht viel beßer, und wird noch schlechter durch den falschen Ton von Schillers Resignation, den der Vf. darin anstimmt. Uebrigens hat seine poetische Diktion von keiner Seite seit der Erscheinung des ersten Theils der Obolen gewonnen, und es ist sehr zu wünschen, daß er für die Zukunft in einen anmuthigern Weg einlenken möge. Das erste Bändchen dieser Schriften ist Platnern, das zweite Gleimen gewidmet.

Jella, oder das Morlachische Mädchen. 2 Thle. Lpz. 1797.

Die einzige Angabe über die Entstehung dieses Buchs findet man in einer Note, wo es von der Katastrophe heißt: 'dieß Gefecht und der Tod des jungen Morlacken, mit den vornehmsten hier erzählten Umständen, hat sich vor einer Menge Menschen in Venedig auf dem Kai der Sklavonier zugetragen. Der tragische Vorfall erregte meine Neugierde, und gab mir für diese wenig bekannte Nation Interesse; so entstand dieses Werk, das vielleicht eben so sonderbar sein mag, als die Morlacken selbst.' Sonderbar ist es in der That, und in eben dem Grade unterhaltend. Es schildert die Sitten, die Verhältnisse, die geographische und historische Lage jenes Volks in einer einfachen Geschichte, die mit dieser Darstellung auf eine so anmuthige Art verflochten ist, daß beide ununterbrochene Theilnahme erregen. Die Hauptquelle des Vfs waren die bekannten Reisen des Abate Fortis durch Dalmatien, dem wir die morlackischen Lieder verdanken, welche, von Goethe und Herder übersetzt, in den von dem letztgenannten gesammelten Volksliedern anzutreffen sind. (Man erinnere sich besonders an den Klaggesang von der edeln Frau des Asan Aga.) — Unter vielen mißglückten, zum Theil langweiligen Versuchen, das Romantische mit der Wirklichkeit zu verbinden, die auch auf den ersten Blick kein günstiges Vorurtheil für das morlachische Mädchen erregen werden, zeichnet sich dieser um so günstiger aus. Das Kostum ist in der Haltung der Charaktere mit Festigkeit beobachtet; für seine eigene Person eine anzulegen, hat der Erzähler mit Recht nicht unternommen. Das Haupt des Stammes der Narzewitzker, seine beiden Söhne und Schwiegertöchter, sind die Vornehmsten auf dem Schauplatz. Jella ist die jüngere von diesen: ihre Brautgeschichte und Hochzeit, der Zustand der Familie während der sechs Jahre ihrer Ehe, die Ereignisse, durch welche sie aus ihrem ruhigen Aufenthalte in das kultiviertere Europa gelockt wurden, wo Jellas Gatte einen alten Nebenbuhler und seinen Tod findet, machen den historischen Inhalt aus. Er ist mit Gesängen in rhythmischer Prose durchwebt, die, nach morlachischen Mustern gedichtet, theils durch daher entlehnte, theils durch eigene poetische Züge an ihrer Stelle Wirkung thun. Sehr artige Beschreibungen erheitern ihn, wie z. B. die von einem Markt, den ein slavischer Kaufmann jähr-

lich in dem Dorfe hält, nachher die Ankunft seines Sohnes, der in die Stelle des umgekommenen Vaters tritt, weniger wie der Alte den Frieden des Volkes ehrend eigennützige Geschenke ausstreut, und in den Narzewitzkern unheilbringende Wünsche erweckt. Mehrere Gebräuche sind eben so geschickt für den Gang der Geschichte benutzt, wie der, die Brautkränze über dem Bette des jungen Paares anzuheften, und die Dauer der Ehe von ihrer Dauer abhängen zu laßen. Jellas Gemüthsbewegung, wie ihr Kranz herunterfällt, die kindlichen Bemühungen, wodurch sie das Schicksal zu betrügen sucht, ihr Besuch bei der Wahrsagerin, und manche andere Details erhalten das Interesse des Buchs beständig wach, und steigern es bis zu dem letzten erschütternden Auftritt. Am reizendsten ist der Kontrast behandelt, in welchem Jella mit ihrer Schwägerin steht, der sanften Dascia, deren Kinderlosigkeit einen trüben Schatten auf ihr Leben wirft, das sie dennoch mit emsiger Sorge so nützlich wie möglich zu machen trachtet. Die freiere Natur der schönen Jella entzieht sich indessen gern der Arbeit, wenn die Neigung sie eben wo anders hintreibt. Giebt es viel zu thun, so wendet sie wohl ihre Kinder vor, die sie warten muß; wird aber ein Tanz eröffnet, so setzt sie das Kind leicht auf die Erde, und spricht davon, es stark zu gewöhnen. Dieser feinern Züge ungeachtet, hat der Vf. der Jella doch nicht mehr Bildung gegeben, noch sie eine vornehmere Stellung einnehmen laßen, als es sich mit der Sitte des Volks verträgt. Sein anziehendes Werk würde noch vorzüglicher sein, wenn er es kürzer zu machen gewußt, und sich aller gleichsam unepischen Zwischenreden und Betrachtungen enthalten hätte.

Rec. glaubt an einigen Anzeichen zu bemerken, daß das Buch nicht ganz so neu ist, als sein Titel: sollte dieß sich wirklich so verhalten, und dieß Mittel gebraucht worden sein, weil es bei seiner ersten Erscheinung vielleicht übersehen wurde, so ist zu wünschen, daß es dadurch vor so vielen mittelmäßigen Produkten in diesem Fache mehr in Umlauf gebracht werden möge.

Digitized by Google

Classische Blumenlese der Deutschen. 1. Bd. Berl. 1798.

Wozu gut? ist natürlich die erste Frage, wenn einem solch eine Kompilation in die Hand fällt. Die Werke eines Uz, Ramler, Kleist, Gleim, Lessing, Bürger, Hölty u. s. w., zu denen die in diesem Bande enthaltenen lyrischen Gedichte gehören, sind allgemein verbreitet oder sollten es doch sein, besonders da laut der Vorrede 'Knickerei einer liberalen Denkart widerspricht'. Der weitläuftige Druck ist gar nicht darnach eingerichtet, daß minder begüterte Liebhaber, zum Ersatz für die vollständigen Werke, hier um einen geringen Preis recht viel beisammen fänden. Der Herausgeber sammelte zuvörderst für sein eigenes Vergnügen: er wollte seine Lieblingsstücke neben einander gedruckt sehn. Ei, man denke! So mag er nun auch dieß auserlesene Vergnügen mit niemanden theilen. Ferner bedurfte er beim akademischen Unterricht einer Beispielsammlung. Es wäre doch kein geringes Ungemach, wenn jeder öffentliche Lehrer im Fach der Litteratur das Publikum mit einer dergleichen behelligen wollte. Nach diesem Verhältnisse fortgeführt, könnte die klassische Blumenlese eine ganz artige Zahl Bände anfüllen; aber der Sammler beschränkt unsere Besorgnisse auf einen einzigen, in welchem die größern Dichtarten sich freilich so klein werden machen müßen, wie die Teufel in Miltons Pandämonium, um alle Platz zu finden. Aus der Vorrede erfahren wir übrigens, daß 'unsere poetische Litteratur jetzt winterlich absterbe'. 'Wenn niemand das Herz hat, laut zu sprechen', sagt der Vf., 'wann soll denn endlich ein neunter Thermidor für das litterarische Jacobinervolk kommen, das jetzt in Deutschland mit eisernen Ruthen regiert und die Geschmacksverderberei methodisch betreibt? Ein so gewaltsames Unterdrücken jeder freien Geistesregsamkeit; ein so künstliches Hinschrauben aller Natur in die Form einer einzigen Manier; ein so arrogantes Tonangeben, wie jetzt unter uns Mode wird, ist Beweises genug, daß Deutschlands schöne Kunst auch ihren Herbst bald überlebt haben wird' rc. Man glaubt Neuigkeiten aus dem Monde zu hören. Da der Vf. so merkwürdige Thatsachen mitzutheilen hat, so sollte er mit seinen Offenbarungen weniger hinter dem Berge halten. Oder sind die litterarischen Jacobiner so furchtbare Leute, daß er selbst in einer anonymen Vorrede sie nicht näher zu bezeichnen wagt?

Gedichte, von Joh. Chrysost. Cautor, Benediktiner. 1. Thl. Bamb. 1798.

Rec. glaubt nicht schonender mit diesem Büchlein umgehen zu können, als wenn er sich gar nicht auf das Einzelne einläßt, und den, wahrscheinlich noch sehr jungen, Vf. nur warnt, die Uebereilung, ohne Begriffe von Poesie, ja ohne gehörige Kenntniß der Muttersprache, dichten zu wollen und diese Gedichte in die Welt zu schicken, doch ja nicht zu wiederholen, und, bis er sich wenigstens mit den Werken unserer besten Dichter vertraut gemacht hat, auch allen poetischen Uebungen zu entsagen. Die bisherigen so sehr mißglückten verdienten nur wegen der Seltenheit des Falles, und der Betrachtungen, welche der Stand des Vfs veranlaßt, erwähnt zu werden. Die klösterliche Einsamkeit scheint der poetischen Begeisterung so günstig, und diese gewährt einen so unschuldigen Ersatz für manche Entsagungen, daß Rec. gern nicht glauben möchte, was ihm ein würdiger katholischer Geistlicher versicherte, ein junger Mönch, der Anlage und Neigung zur Poesie merken laße, setze sich der Gefahr aus, übel behandelt und zurück gesetzt zu werden. So dachte man nie in Italien, wo Mönche, mit Begünstigung ihrer Obern, sogar die Malerei und andere Künste häufig übten; und auch in Deutschland wurde im vorigen Jahrhundert ein Jacob Balde seines dichterischen Geistes wegen von seinem Orden und seiner Kirche gewiß vorzüglich geehrt. Das Klosterleben kann sich nicht beßer rechtfertigen, als dadurch, daß es sich mit der Entfaltung der edelsten Talente verträgt; und warum sollte man nicht darauf bedacht sein, die Poesie zur Verherrlichung des katholischen Glaubens anzuwenden? In vielen demselben eigenen Ansichten des Evangeliums, kirchlichen Ueberlieferungen und Geschichten der Heiligen liegt der Keim einer so schönen sinnlichen Mystik, daß der protestantische Dichter dem katholischen diese Gegenstände beneiden muß, und versucht sein würde, sie selbst zu behandeln, wenn ihm in seinem Kreiße eine gleich ansprechende Stimmung entgegen käme.

Digitized by Google

Das Glück der Ehe, von Franz von Kleist. Berl. 1796.

Nicht leicht hat sich bei so wenig wahrem Gehalt und poetischer Unabhängigkeit mehr Vollendung in den äußern Formen, dem Versbau, dem Ausdrucke und selbst bis auf einen gewissen Grad dem Gewebe der Bilder gefunden, als der seit der Erscheinung dieses Gedichtes gestorbene Vf. besaß, dessen in andern Rücksichten bedauerter frühzeitiger Tod schwerlich seiner dichterischen Laufbahn etwas abgebrochen hat. Denn in dieser hatte er das rechte Ziel eben so vollständig verfehlt, als sein individuelles erreicht, und die Haltungslosigkeit, die man der ersten jugendlichen Erscheinung nachsah, war zur fixierten Manier geworden. Auch das Glück der Ehe wird in dem Einen Tone durchgeleiert, den v. Kl. Bürgers hohem Liede abgehorcht hatte; die Nachahmung ist so wenig beschönigt, daß man nicht nur im Gange der Strophen überhaupt, sondern in einzelnen Stellen ganz deutlich den Wiederhall vernimmt. Die starken Auflagen, die, wie Rec. weiß, von diesen Meisterstücken der wohllautenden Leerheit immer abgegangen sind, widerlegen zwar die Gleichgültigkeit gegen Poesie nicht, welche man dem großen Haufen in der deutschen Lesewelt vorwirft: aber sie beweisen doch, daß es genügsame Köpfe unter uns giebt, die wohlschmeckerische Ohren an sich tragen.

Sammlung erbaulicher Gedichte für alle die, welchen es Ernst ist, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebnen und Mitmenschen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Gesetze des Stärkern oder Listigern zu untergraben, sondern nach dem ewigfesten und ewigheiligen Gesetze der Menschenwürde, der Gerechtigkeit und der Menschenliebe väterlich und brüderlich zu fördern, und dadurch Zutrauen, Ruhe und Menschenwohl, sowohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinschaftlich zu begründen und zu erhalten. Mitunter ein Zuchtspiegel für die politischen Vampyrs; wie auch ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle die, welche von

ihnen widerrechtlich geplagt werden. Gesammelt und herausgegeben von dem Verfaßer der Briefe eines Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig. Erster und zweiter Theil. Altona 1796.

Wen der Titel dieses Buchs, der selber fast ein kleines Buch ist, etwa noch nicht gehörig über den Zweck verständigt hätte, für den hat der Herausgeber in einer mehr als 90 Seiten vom engsten Druck langen Vorrede gesorgt. Seine Methode und Schreibart ist in der That nicht die beste: eine erstaunliche Belesenheit in Schriften aller Art führt ihm bald dieses bald jenes als Bestätigung seiner Sätze, oder zur Widerlegung zu, und so verliert er alle Augenblicke den Faden in mancherlei Abschweifungen. Indessen, sein Eifer für die Sache der Menschheit ist groß; es scheint, daß eben dieser ihn verhindert, ruhig vorzutragen und zu entwickeln: und Mängel, die aus einer solchen Quelle entspringen, verdienen schon Entschuldigung. Dann wirft es auf die Sammlung ein vortheilhaftes Licht, daß sie während des Feldzugs, dem der Vf. beiwohnte, entstand: unter den Scenen eines solchen Krieges war es ihm Erholung, freimüthige Aeußerungen deutscher Dichter aus friedlicheren Zeiten sich aufzuzeichnen.

Auf eine Ergötzung des Geschmacks ist es bei dieser politisch-poetischen Chrestomathie eigentlich nicht abgesehen, und da der Inhalt über die Aufnahme der Gedichte entschied, so versteht es sich von selbst, daß sie von sehr verschiedenem Werthe sind. Indessen hätten doch solche Unverse wie die aus Weidmanns Satiren, aus Mniochs vermischten Schriften u. s. w. nicht aufgenommen werden sollen. Dagegen fehlt manches Vortreffliche, und wenn der Herausgeber im Felde natürlich viele Bücher nicht haben konnte, so hätte dieß doch leicht nachher ergänzt werden können. Aus Uzens Gedichten, aus Klopstocks älteren Oden (die neuern politischen durften nach dem Plane der Sammlung ausgeschloßen werden) gehörte offenbar Einiges hieher.

Fabeln und Erzählungen, Epigramme, Lieder und Oden, satirische und lehrende Gedichte wechseln mit einander ab, sind aber in 'sechs Aufstellungen des Zuchtspiegels', über

Digitized by Google

Fürsten und Fürstenwesen, über Hofleute und Hofwesen, über Adeliche und Adelswesen, über Kirchenlehrer und Kirchenwesen, über Eroberungskrieger und deren Kriegswesen, über Advokaten und Aerztewesen, rubricirt. Diese Zusammenstellung thut ihnen als Gedichten gar nicht gut: sie wiederholen einander, man bemerkt Armut an Gedanken und Erfindung, und was einzeln der Aufmerksamkeit werth scheinen möchte, wird unter der Menge trivial. Dagegen läßt sich daraus manche Belehrung nehmen, die Beherzigung verdient. Die Strenge mancher Censurverordnungen erscheint hier als völlig zwecklos: man sieht, daß sie, um konsequent zu sein, nicht bloß neue Schriften, sondern auch solche, die seit langen Jahren im Umlaufe gewesen sind, ohne daß jemand Arges daraus hatte, verbieten müßte. Der älteste Dichtername, der hier vorkommt, ist Logau: der Sammler hätte aber aus viel frühern Zeiten die Freimüthigkeit unserer Dichter bewähren können. Die keckste Rügung der öffentlichen Mißbräuche war Vorbotin und Begleiterin der Reformation, ja in den Minnesingern findet man Stellen über die Geistlichkeit und das Pabstthum, auch wohl über die Fürsten, die man dem dreizehnten Jahrhundert nicht zutraut. Auf der andern Seite können die hier gesammelten Aeußerungen für die Allgemeinheit freier Gesinnungen und die Anerkennung der Denkfreiheit in frühern Zeiten nicht ganz das beweisen, was nach der ersten Ansicht in ihnen zu liegen scheint. *) Die Poesie, besonders manche Gattungen derselben, bedürfen große Ideen im Kontraste mit der Wirklichkeit: da haben denn manche Dichter bloß als Mitsprecher die politi-

[*) In den Charakt. und Krit. II. S. 355. f. ist das Folgende theilweise aufgenommen.]

schen ergriffen. Wie mancher Epigrammatist sein Müthchen an einem unbekannten Herrn von Star oder Gänsewitz kühlt, der doch gegen vornehme Personen, welche mit Recht diese Namen führen könnten, sich sehr ehrerbietig beträgt, so giebt es auch Freiheitssänger, die in gutem Frieden Lieder, bei Kriegen gegen etwanige Tyrannen zu singen, im Vorrath gedichtet haben, sobald aber Ernst aus der Sache wurde, einen ganz andern Ton anstimmten. Man hat gerade jetzt merkwürdige Beispiele hievon erlebt. Asmus steht hier wirklich in seiner doppelten Gestalt: seine Fabel wider die Preßfreiheit ist nebst Voßens Gegenfabel im Anhange nachgeholt, und jedermann weiß, wie sehr er sich seitdem noch als Urian verfinstert hat. Es ist Schade, daß der Herausgeber einige frühere Gedichte von Fr. L. Gr. zu Stolberg übersehen hat, die offenbar in seinen Plan gehörten: welch ein universeller Ruhm, zugleich in einer Sammlung wie vorliegende und unter den Heiligen der Eudämonia aufgeführt zu werden! Nur Männer von so festen Grundsätzen wie der wackere Pfeffel, von dem natürlich eine Menge Gedichte eingerückt sind, bleiben sich unter jedem Sturm der Begebenheiten getreu, und ihre Wahrheit ist nicht die des Tages. — Dann ist wohl zu merken, daß alle Parteien genöthigt sind, sich schöner Worte zu bedienen, daß ein politischer Eiferer schon nahe an der Verrücktheit sein muß, um unverholen gegen Philosophie und Denkfreiheit zu wüthen. Eben der Jacob Balde zum Beispiel, von dem hier aus Herders Terpsichore die vortrefflichsten Lehren für Regenten und Staaten aufgenommen sind, jubelte doch über Gustav Adolphs Tod und wünschte dem dreißigjährigen Kriege eine Wendung, welche die religiöse und politische Freiheit Deutschlands unwiderbringlich vernichtet hätte. — Endlich hat man immer nichts

dagegen gehabt, wenn die Dichter (mit der gehörigen Ausnahme für den Landesfürsten) ins Blaue hinein auf die Könige schimpften: man rechnete ihre politischen Ideale mit zum goldenen Zeitalter und andern dergleichen mythologischen Chimären. Jetzt haben große Ereignisse gezeigt, daß es allerdings eine Brücke von den Ideen hinüber in die Wirklichkeit gebe, und man findet nun auch den bloß poetischen Freiheitsschwindel gar nicht mehr spaßhaft.

Um unsere Betrachtungen über die Tendenz der vorliegenden Sammlung in ein Resultat zusammen zu faßen, so scheint das Interesse der Dichter selbst zu fordern, daß sie dagegen protestieren, wenn man sie in Angelegenheiten des Lebens als Autorität anführen will. Die Poesie wäre in der That eine bedenkliche Sache, wenn man mit ihren Aussprüchen etwas beweisen könnte. Alle schöne Kunst überhaupt, in welcher der Mensch einen unbedingten Zweck seiner Natur erfüllt, ist eben darum zu jedem bestimmten Geschäfte untauglich; und der Dichter, der sich zum Volkslehrer aufwirft, opfert unvermeidlich seine Autonomie als Künstler auf.

Neues Handbuch der Dicht- und Redekunst in Beispielen, Grundsätzen und Regeln nebst einer Charakteristik der vorzüglichen Dichter und Prosaiker des Alterthums und der neueren Zeiten von Joh. Heinr. Mart. Ernesti. 2 Thle. Bayreuth 1798.

Man erwartet unter diesem Titel billig etwas mehr als eine dürftige und übel gedruckte Chrestomathie, worin Gutes und Mittelmäßiges, Altes und Neues, Einheimisches und Uebersetztes, unter allerlei Rubriken und doch ohne rechte Ordnung beisammen steht. Vom Herausgeber der Sammlung selbst rühren bloß einige pro-

saische Uebersetzungen her; Anmerkungen sind zu sehr wenigen Stükken, und gerade zu solchen, denen sie am entbehrlichsten waren, hinzugefügt. Doch Hr. E. schrieb auch diese nur ab, wo er sie gerade vorfand: bei Fabeln von Lafontaine wird Ramler in seinem Batteux fleißig citiert; Seybolds Chrestomathie hat zu gellertschen Erzählungen ziemlich triviale Noten hergegeben. Für den Schulgebrauch, dem der Sammler seine Kompilation besonders bestimmt zu haben scheint, finden wir sie völlig untauglich: es ist weder Plan noch Vollständigkeit in Ansehung der Gattungen darin; und statt des Auserlesensten und Faßlichsten in jeder Art ist Vieles von sehr untergeordnetem Werth und zum Theil von obskuren Verfaßern aufgenommen, andere Stücke liegen ganz außer dem Horizont von Schulknaben. Was soll diesen z. B. Lessings Geschichte von den beiden Crucifixen, oder gar unter den prosaischen Aufsätzen sein Fragment von der Erziehung des Menschengeschlechts? Mußte unter den vielen für die Jugend anziehenden Erzählungen in Ovids Metamorphosen gerade die von der unnatürlichen Liebe der Byblis zu ihrem Bruder gewählt werden? Und noch dazu in einer so schlechten, unmetrischen, obschon in Verse abgesetzten, Uebersetzung von Schummel! Meinhards prosaische Verwäßerungen von Sonetten Petrarcas noch jetzt wieder auftischen, heißt doch wirklich um dreißig Jahre zurück sein. Obgleich Sinngedichte, Sonette und Madrigale einen eignen Abschnitt ausmachen, so findet sich außer den oben erwähnten mit dem italiänischen Text (wozu hier?), der schmählich fehlerhaft gedruckt ist, nur noch ein einziges von Paul Flemming. Kurz, man trifft überall auf Beweise, daß der Sammler nicht einmal Kenntniß und Urtheil genug besitzt, um gehörig abzuschreiben; was sich sonach von der versprochnen Theorie und Charakteristik hoffen läßt, ist leicht zu übersehen; und da das Buch, wie er es in der Vorrede geheimnißvoll ausdrückt, seine eigenen Schicksale hatte, so hätte auch nur dieses darunter sein mögen, ungedruckt zu bleiben.

Morgenstunden. Zürich 1797.

Als Verfaßer dieser Schrift, die aus prosaischen und poetischen Aufsätzen religiös-moralischen Inhalts besteht, und von der Zeit der

Ausarbeitung ihren Namen führt, unterzeichnet sich unter der Zueignung Hr. Diakonus Geßner, dessen Patriarchade 'Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend' in diesen Blättern (1798. Nr. 197.) hinlänglich charakterisiert worden ist. Rec. ist nicht vertraut genug mit der Mannichfaltigkeit ascetischer Bedürfnisse, um zu wißen, ob es Leser giebt, für deren Erbauung eine andere als die christliche Einfalt vortheilhaft wirkt; aber er hofft, daß Niemand schlechte Verse zu seinem Seelenheil bedarf: wiewohl in diesem Fall Allen leicht geholfen wäre. Ein Geistlicher kann gewiß durch ganz gewöhnliche Lehren und Ermahnungen, wenn er sie im rechten Augenblicke mit Herzlichkeit vorträgt, in seiner Gemeinde viel Gutes stiften; gedruckt nimmt sich aber dergleichen herzlich schlecht aus. Es heißt, in der Sprache des Vfs zu reden, dem Wink der Vorsehung folgen, wenn man von demjenigen absteht, wozu man keine ausgezeichneten Gaben empfangen hat. Ist aber der Trieb zur Autorschaft ohne Beruf allzu stark, so sollte wenigstens ein solcher Erbauungsschriftsteller auf alle Prätensionen in der Einkleidung Verzicht thun, und statt süßlich-deklamierender Prosa und matter Nothverse sich der schlichtesten Weise befleißigen. Kann man sich einbilden, durch Zeilen, wie folgende in dem Stück 'Die Schöpfung',

> Gott sah herab mit Wohlgefallen —
> Denn Alles war vollkommen gut!
> Der Abend schloß sich an den Morgen,
> Und so entstand der dritte Tag.

den Eindruck, welchen jene ehrwürdige Urkunde in der Genesis macht, zu erhöhen? Und gebietet nicht die Ehrerbietung sowohl gegen die Religion, als gegen die Poesie (die denen, welche sie kennen, auch eine Art von Religion ist), der Behandlung von Gegenständen zu entsagen, zu denen man, bei einiger Selbstkenntniß, seine Kräfte durchaus unzulänglich fühlen muß?

Orlando der rasende, mit Anmerkungen und vorausgeschicktem Auszuge des Orlando inamorato. 2 Bände. Zürich 1797. 1798.

Nach Meinhards ersten schwachen Versuchen, den Ariost in Deutschland einzuführen, bekamen wir die vollständige prosaische Uebersetzung des Orlando furioso von Heinse, dem Mauvillon in der Vorrede der seinigen eine Menge Mißverständnisse aufrückte, welcher aber selbst auch solche Grazien verloren gehen ließ, die allenfalls in Prosa hätten gerettet werden können: wiewohl es beide nicht an ausschweifender Bewunderung ihres Originals fehlen ließen. Werthes machte sich die Aufgabe, den Dichter in seinem eigenen Silbenmaße zu übertragen, und führte dieß wirklich bis zum achten Gesange aus. Bei allem unverkennbaren Fleiße ist der Versbau so hart, die Reime sind oft so unrichtig, die unnachahmliche behende Zierlichkeit des Italiäners geht so häufig in Trockenheit und Kraftlosigkeit über, daß man sagen kann, der Knoten sei hier mehr zerhauen als gelöst. Seitdem ist, so viel Rec. weiß, nur noch Ein Versuch in der neuen Thalia erschienen, bei welchem die Stanze des Oberon gewählt ist, der aber noch nicht bis zu Ende des ersten Gesanges geht.

Die gegenwärtige Uebersetzung, wovon jetzt fünfzehn Gesänge geliefert sind, ist in reimlosen fünf- und sechsfüßigen Jamben abgefaßt. Zuerst von dieser Wahl. Der Vf. hat sich nirgends darüber erklärt, ob er seine Ueberfetzung bloß als eine auslegende, oder als eine poetische betrachtet wißen will. Ist jenes, so hat er mehr geleistet, als man fordern darf: denn für den Zweck des Lesers, der noch nicht geübt genug ist, den fremden Dichter ohne Hülfe zu verste-

hen, reicht eine richtige prosaische Verdeutschung hin. Allein man könnte zweifeln, ob nicht der metrische Zwang, so gering er in diesem Falle ist, doch zuweilen die genaue Wörtlichkeit unmöglich machen müßte, wodurch also der wesentlichen Bestimmung Abbruch geschähe. Für die Ausstattung des Gedichtes mit seinen eigenthümlichen Reizen hingegen ist durch die reimlosen Jamben gar nichts geschehen: es ist vielmehr, als ob man am Ende jeder Zeile ausdrücklich erinnert würde, daß hier etwas fehlt. Man denke sich nur den italiänischen Text, sonst mit so geringen Veränderungen als möglich, in versi sciolti aufgelöst! Eine Uebersetzung des Ariost, die für poetisch gelten soll, muß nothwendig gereimt sein. Woher es kommt, ist hier nicht der Ort zu erklären: aber gewiß bleibt es, dieser verwünschte Reim, der sich besonders in unserer Sprache so spröde beweist, ist eine Art von Zauberer, der die Dinge, ehe man sichs versieht, gänzlich verwandelt. Doch dieß ist noch nicht genug. *) Wenn der anerkannte Grundsatz der poetischen Dolmetschung, ein Werk so viel möglich in seiner eigenen Versart nachzubilden, bei uns in vorzüglicher Ausdehnung gilt, weil das Deutsche für die mannichfaltigsten metrischen Formen empfänglich ist, so können wir uns wohl mit nichts Geringerem begnügen, als mit einem rasenden Roland in eigentlichen ottave rime. Da nun hiebei die dreifachen Reime eine fast unüberwindliche Schwierigkeit machen, und sich durch den Ocean von sechs und vierzig langen Gesängen hindurch zu arbeiten eine wahre poetische Weltumseglung wäre, so hat man Verschiedenes als mittlere Auskunft vorgeschlagen, z. B. die freie

[*) Das Folgende bis zu dem (*) ist in den Charakt. und Krit. II. S. 356. f. aufgenommen.]

jambisch anapästische Versart des neuen Amadis. Es ist aber zu fürchten, daß die Gesetzlosigkeit derselben in die Darstellung selbst übergehen, und das schöne Gleichgewicht zwischen phantastischer Willkür und heiterer Besonnenheit aufheben möchte, was sie so reizend charakterisiert. Eben das gilt auf etwas andere Art von dem schon versuchten Gebrauch von Stanzen ohne dreifachen Reim mit willkürlich verschlungenen Jamben verschiedner Länge: es fehlt ihnen der Schluß und die Rundung einer wahren Stanze. Die Strenge in der äußern Form, die epische Gleichförmigkeit in der Länge der Verse und in der unermüdeten Wiederkehr geordneter Reime scheint nothwendig, um dem wilden ritterlichen Romanzo Bildung und gesellige Anmuth zu geben. Unsre Sprache nimmt an Geschmeidigkeit durch vielseitige Bearbeitung so auffallend zu, daß schon Vieles glänzend ausgeführt ist, was man vor nicht vielen Jahren noch mit Recht für unmöglich hielt. (*) Man muß daher an nichts verzweifeln: eine halbe Auflösung der Aufgabe kann uns nicht befriedigen; bis sich also der Dichter findet, der Liebe genug zu der Sache hat, um ohne Aussicht auf angemeßene Belohnung das ergötzlichste aller Rittergedichte auf eine seiner würdige Art in der deutschen Poesie einheimisch zu machen, müßen wir uns lieber mit bloß auslegenden Uebersetzungen behelfen. *)

Als solche betrachtet, hat die gegenwärtige im Ganzen unstreitig das Verdienst der Richtigkeit, wenn sich auch hin und wieder noch Kleinigkeiten sollten erinnern laßen. So ist bei dem Verse: Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte (C. VII. St. 14.) der Sinn des e pur durch 'Zwei herbe Aepfel, schier von Elfenbeine', nicht

[(*) Vgl. unten die Rec. der Uebers. des Ariost von Gries, aus den Heidelb. Jahrb. 1810. S. 193. ff.]

erreicht. Es bezeichnet den scheinbaren Gegensatz zwischen den beiden Beschreibungen, 'herbe Früchte, und doch aus Elfenbein gebildet'. In einer Stelle, die man nicht gern genau erörtert, C. VIII. St. 49., scheint uns ebenfalls Einiges nicht recht genommen zu sein. — Auch Reinheit der Sprache läßt sich mit wenigen Ausnahmen von dieser Arbeit rühmen. Im II. B. fiel uns 'auffiken' als Provinzialismus auf, und für Argano würden wir statt 'Hisse' doch 'Krahn' vorziehen. Bedeutender als dergleichen ist es aber, daß sich der Vf. Härten der Wortstellung und andere Freiheiten erlaubt hat, die kaum zur Erleichterung des grösten metrischen Zwanges verstattet werden dürften, z. B. im II. B.:

> Und kann darüber mit sich eins nicht werden.

Warum nicht:

> Und kann nicht eins mit sich darüber werden? —

I. B. 'Das versammelte Volk.' Rigoristische Grammatiker haben den Dichtern die Auslaßung der Biegungssilbe des Adjektivs mit Unrecht sogar nach dem unbestimmten Artikel untersagen wollen; aber nach dem bestimmten kann sie durchaus nicht wegbleiben. II. B.:

> Ein Wolf so groß ist schwerlich in Apulien
> Zu finden;

für 'ein so großer Wolf'. Es gienge an, wenn es hieße 'ein Wolf, so groß wie der'. Eine ähnliche Umstellung sehen wir im Titel des Gedichtes, der wirklich dadurch verfehlt ist. 'Orlando der rasende' klingt wie ein Beiname, der von einer beständigen Eigenschaft, nicht von einem vorübergehenden Zustande hergenommen ist. Es ist eben, als wenn man sagen wollte 'Jerusalem das befreiete'.

Wenn man von den Versen auch nichts weiter fordert, als daß sie nur nicht geradezu mißfällig klingen, so leisten sie selbst diese mäßigste Forderung in vielen Fällen nicht. Die zuweilen eingemischten Anapäste möchten am ersten hingehen: sie haben doch den Vortheil, daß durch sie Ausdrücke in den Vers gebracht werden, die der reine Jambe nicht duldet. Aber das häufige Hinübergehen aus einem Verse in den andern mit einem einzigen Fuße, z. B. II. B.:

> Bis er mit seinen Waffen lang' von ihm
> Verschmäht, | von Kopf zu Fuße sich bekleidet;
> Und daß Alcina nichts vermuthe, so gab
> Er vor, | er wolle nur in ihnen sich versuchen:

ist schon sehr unangenehm; und vollends die Alexandriner ohne Abschnitt! I. B.:

> Der Undankbare, der Verräther, der Barbar —
> Deshalb gab
> Er vor, er wolle, um vom Hof mich zu entfernen —

II. B.:

> Allein den andern kann sie stets herunter setzen,
> Und hätte sie ihn bis zum Himmel auch erhoben.

Wir übergehen das Schließen der Verse mit unbedeutenden Nebenwörtchen, die am folgenden hängen, und dergleichen mehr.

Man wird es also nicht zu viel gesagt finden, daß diese Verse nur für eine Abtheilung zur bequemeren Uebersicht für den, welcher das Original mit Hülfe der Verdeutschung lieset, gelten können. Dann sollte ihnen aber auch nichts von der wörtlichsten Treue aufgeopfert, und so viel möglich Zeile durch Zeile wieder gegeben sein. Davon fand Rec. indessen beträchtliche, und wie ihm dünkt, unnöthige Abweichungen. Wir geben, ohne besonders auszusuchen, folgende Probe. C. II. St. 18.:

Veduto avreste i cavalier turbarsi	Die Ritter standen bei der Nachricht ganz
A quell' annunzio, e mesti, e sbigottiti,	Verdutzt; sie sahn sich starr ein Weilchen an,
Senza occhi e senza mente nominarsi,	Und schalten dann sich blind und dämisch, so
Che gli avesse il rival così scherniti.	Des Nebenbuhlers Hohn sich Preis zu geben.
Ma il buon Rinaldo al suo cavallo trarsi	Drauf gieng, mit Seufzern, heiß als stiegen sie
Con sospir, che parean del foco usciti,	Vom Feuer auf, Rinald zu seinem Pferde,
E giurar per isdegno e per furore,	Und schwur voll Wuth, wenn ihm sein Vetter nur
Se giunge Orlando, di cavargli il core.	Begegnete, das Herz ihm auszureißen.

Außer daß die Ausdrücke 'verdutzt' und 'dämisch' etwas Unedles haben wovon im Texte keine Spur ist (ein Fehler, worein der Uebersetzer öfter verfällt), so könnte man sich in reimlosen Jamben noch beträchtlich näher an die italiänischen Worte halten:

Bei dieser Zeitung hättet ihr die Ritter
Erschrecken sehn, und traurig und bestürzt
Verblendet und bethört sich selber nennen,
Daß sie der Nebenbuhler so verspottet.
Der wackre Reinhold gieng zu seinem Pferde
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer kamen,
Und schwur in der Entrüstung und der Wuth,
Träf' er den Roland, ihm das Herz zu rauben.

. . . .*)
Diese Vorschläge stehen übrigens hier in keiner weitern Absicht, als bloß um das, was wir oben über die Unentbehrlichkeit des Reimes bei einem Gedicht von dem Ton und Colorit sagten, anschaulich zu machen.

Am Schluße jedes Gesanges sind erklärende Anmerkungen angehängt; besonders hat der Uebersetzer beim dritten viel aufgewandt, die Genealogie des Hauses Este aufzuklären. Auch der einleitende Auszug aus dem Orlando inamorato ist zweckmäßig, da der Orlando furioso bekanntlich als Fortsetzung davon entstand. Druck und Papier ist sauber, und von den beiden Titelvignetten von Lips die letzte, welche die Olympia am Felsen und Roland mit dem Anker im Rachen des Seeungeheuers vorstellt, recht artig gerathen.

Eine Klatschgeschichte von der Verfaßerin des Werks: Die Vortheile der Erziehung. Aus dem Engl. Leipz. 1798.

Diese Geschichte giebt sich auf dem Titel für nichts Beßeres als sie ist; nur die Bestimmung 'von der langweiligsten Gattung' hat die Vfn. hinzuzufügen vergeßen. Die Fiktion zum Eingange ist herzlich gemein ausgeführt, und die Schreibart geht nur so eben

*) [Vgl. Schlegels Werke 4. Bd. S. 89. ff.]

über dem Allzuplanen weg. Den Kern des Inhalts machen die Gefahren der Empfindsamkeit aus; oder der Leere und Albernheit lieber, an denen Mariannens eheliches Glück scheitert. Mit mehr Salz und Leben hätte sich wohl etwas Eingreifenderes aus der Anlage machen laßen. Die Briefstellerei der zarten Freundinnen ist ganz gut charakterisiert. 'Sie führte Buch über die Begegnisse jedes Tages, und sandte ihrer theuren Elise jeden Morgen zwei eng geschriebene Bogen zu'. 'Sollte ein skeptischer Kritiker' u. s. w. — hier folgt freilich eine gedehnte Tirade — 'so bedaure ich seine Unwißenheit, und verweise ihn auf die Produkte meiner Zeitgenoßinnen. Da wird er lernen, daß das Gefühl zum wenigsten so duktil ist als das Gold, und, fein geschlagen, eine eben so unbestimmbar große Oberfläche bedecken kann'. Die arme Luise ist übrigens zu beklagen, auf den Mann, dem sie ihre Neigung geschenkt hat, nur durch ein beredtes Gebet, das er belauscht, Eindruck machen zu können. Eher entschließt er sich nicht, 'sie vor den Leiden einer Waise zu sichern, und sich um die Liebe eines so hochachtungswerthen Frauenzimmers zu bewerben'. Die Uebersetzung eines solchen Originals müßte sehr schlecht sein, um schlecht genannt werden zu können. Von dem Grade seines Werthes zeugt auch die 'Auswahl' von matten Gedichten, die darin verwebt waren, und hier in der Ursprache hinzugefügt sind.

Neuestes Handbuch für Freunde und Verehrer der schönen Wißenschaften, oder kritische Abhandlungen und Recensionen über Gegenstände aus allen Theilen der schönwißenschaftlichen Literatur. 2 Bde. Köthen 1797.

Ein wiedergetauftes Buch, das außer den beiden langen Namen auf dem Titelblatte, wovon der zweite am wenigsten über die Wahrheit hinausgeht, inwendig noch einen dritten führt, 'Kritische Bibliothek der schönen Wißenschaften', unter welchem es im J. 1795. zuerst erschien. Der Verleger erklärt sich hierüber in einer Vorerinnerung ganz aufrichtig, und ihm ist es nicht zu verdenken, wenn er versucht, einen Artikel in beßeren Umlauf zu setzen;

uns aber eben so wenig, wenn wir ihn hiebei unsererseits nicht unterstützen können. Den Inhalt machen, wenige Blätter ausgenommen, Recensionen aus: triviale Recensionen von obskuren Schriften, die beßer gar nie gedacht, geschrieben, gedruckt, gelesen und recensiert worden wären, und hoffentlich großentheils schon so gut wie nicht mehr vorhanden sind. Da man nun dem Himmel zu danken hat, wenn dergleichen ein für allemal recensiert ist, das Recensieren von Recensionen aber ins Unendliche gehen würde, so glauben wir unserer Pflicht ein Genüge gethan zu haben, wenn wir nur erwähnen, daß hier von dem Polygraphen Cramer mit großer Ehrerbietung als einem Mann von Genie gesprochen wird, daß Abällino für ein Meisterwerk gilt, und 'der dicke Mann' ein romantisches Gedicht heißt, und übrigens die Todten ihre Todten begraben laßen.

Ueber die prosodischen Grundsätze ... von K. Fr. W. Kadisch. Halle u. Leipz. 1796.

Um über das deutsche Gesetz der Silbenmeßung und sein Verhältniß zu dem in den klassischen Sprachen herrschenden nach Klopstock, Moritz und Voß (der leider nur einzelne theoretische Bemerkungen gegeben hat, aber durch seine Praxis desto belehrender spricht) etwas noch tiefer Ergreifendes, vorzüglich etwas, das über die Abweichungen dieser Metriker von einander Licht verbreitete, zu schreiben, müßte man wohl beßer gerüstet hinzukommen, als der Vf.; dann ließe sich aber auch die Materie nicht in so wenigen Bogen erschöpfen, als diese kleine Schrift enthält. Neues findet man hier eben nicht; nicht einmal sichere Spuren von der Benutzung aller Vorgänger: das Meiste ist von Klopstock entlehnt. Die Methode wird ebenfalls nicht verbeßert, wenn der Vf. zu den drei möglichen prosodischen Grundsätzen, die er aufstellt, 'dem des Begriffes, des Tones und der Zeit oder dem mechanischen', nun noch einen Grundsatz 'der Nothwendigkeit' und einen 'der Faulheit' hinzufügt. Was haben erlaubte oder unerlaubte poetische Licenzen mit der reinen Silbenmeßung zu thun, von der sie vielmehr Abweichungen sind? Dann ist die Tonsetzung oder Prosodie wesentlich verschieden von

der Quantität, wenn sie gleich Einfluß darauf haben kann. Endlich mag die Bestimmung begriffmäßig oder mechanisch sein, so ist sie doch immer eine Bestimmung der Zeit, d. h. die Länge oder Kürze wird wirklich gehört. In der italiänischen und spanischen Poesie soll der Grundsatz der Nothwendigkeit und Faulheit einzig und allein gelten. Wie schief und ohne Sachkenntniß! Die unbestimmte Quantität der neueren Sprachen, so wie die Beschaffenheit der Silbenmaße und der Gebrauch des Reimes liegt viel tiefer in der ganzen Eigenthümlichkeit des modernen Geschmacks. Auch unsere Sprache, in der die Bearbeitung der antiken Silbenmaße die strengste Bestimmtheit der Quantität fordert, neigt sich, sobald in reimfähigen Formen gedichtet wird, immer wieder zu der ursprünglichen ungefähren Meßung hin. Ohne Prüfung wird es Klopstocken nachgesprochen, die Griechen und Römer würden wohlgethan haben, den Trochäen in ihren Hexameter aufzunehmen. Dieß war nach den Gesetzen der alten Metrik unmöglich: sie wären ja dadurch aus der gleichen Taktart in die ungleiche übergegangen. Wenn der Vf. mit den neuesten und ausgebildetsten Bearbeitungen des Hexameters bekannt wäre, so würde er sich nicht mit Beispielen aus Zachariäs Werken und aus Stolbergs Uebersetzung der Ilias aufhalten, und einsehen, daß der Grundsatz der Nothwendigkeit (zu deutsch: der Silbenzwang) viel weniger dabei statt zu finden braucht, als er sich vorstellt.

Fabeln und Erzählungen aus verschiedenen Dichter gesammelt von K. W. Ramler. Berl. 1797.

Es kann jetzt den wackern Ramler nicht mehr kränken, wenn man offenherzig gesteht, was sich doch nicht verhehlen läßt, daß seine Art, die Werke anderer Dichter mit oder gegen ihren Willen zu korrigieren, etwas Kleingeistisches, Illiberales und Präceptormäßiges hatte. Bekümmerten sich die Abgeschiedenen noch um den Nachruhm und das Schicksal ihrer Produkte, so möchten die Manen Geßners und Lessings wohl durch die Bemühungen ihres Freundes beun-

Digitized by Google

ruhigt worden sein. Hätte der bescheidene Götz weniger Zutrauen zu Ramlers kritischer Untrüglichkeit gehabt, so dürften wir es nun nicht beklagen, daß die ächte und ursprüngliche Gestalt seiner Gedichte unter anmaßlichen Verbeßerungen verloren gegangen ist. Bei dieser Sammlung von Fabeln findet man weder eine Vorrede, welche über das Geschäft des Herausgebers dabei Licht gäbe, noch irgend eine Nachweisung über die Verfaßer der einzelnen Stücke: diese mögen sich mit der Ehre begnügen, von Ramler eigenmächtig behandelt worden zu sein. Ein Verfahren, das in der That so aussieht, als wenn er das Schulmeistern für viel etwas Höheres gehalten hätte, als das Dichten. Dem Beurtheiler, der es der Mühe werth fände, Vergleichungen zwischen den Originalen und dem hier gelieferten Texte anzustellen, ist dadurch die Arbeit sehr erschwert: man müßte mehr Belesenheit im Fache der Fabeln, und mehr Geschmack an dieser Dichtart haben, als Rec. besitzt, um ohne weitläuftiges Nachsuchen angeben zu können, wo jedes Stück hergenommen ist. Allein der Werth der ramlerschen Verbeßerungen läßt sich auch ohne so viele Umstände mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Wo endlose Alexandriner ohne Abschnitt hinter einander drein stolpern, ... wo Wohlklang und Quantität auf das gröbste beleidigt werden, ... da kann man zehn gegen eins wetten, daß die ungesegnete Hand des poetischen Chirurgen Verwüstungen angerichtet hat.*) Jeder

*) [In den Charakt. u. Krit. II. S. 359. schließt der Aufsatz also: Doch mit diesem Titel wird ihm noch zu viel zugestanden: er war vielmehr ein bloßer poetischer Bartputzer, wie er ja auch einmal in einmal in einer Zeichnung soll vorgestellt worden sein, der sich aber stumpfer Meßer bediente, und daher seinen Patienten das Gesicht jämmerlich zerfetzte.]

leidliche Fabeldichter weiß wenigstens, daß diese Gattung im Silbenmaße die gröste Leichtigkeit und Zwanglosigkeit fordert; daß er also in freien Jamben mit verschlungenen Reimen sich keine Alexandriner ohne Abschnitt nach dem dritten Fuße (die überhaupt nur in gereimten Oden-Strophen anzurathen sind), ja kaum fünffüßige Jamben mit einem andern Abschnitte, als nach dem zweiten Fuße, erlauben darf. Es ist wirklich eine eigne Erscheinung, wenn ein Dichter, der ein so großes Gewicht auf die sogenannte Korrektheit legt, dessen Gedichte um derselben willen besonders angepriesen werden, bei seiner Verbeßerung fremder unaufhörlich selbst gegen den Rigorism der äußern Form verstößt, ja ihn zerstört, wo er ihn vorfindet; wenn jemand, der einen langen Lebenslauf fast einzig damit zubrachte, Verse zu feilen, nicht einmal so weit gediehen ist, nur einen ordentlichen Hexameter zu machen. Von der Uebersetzung lessingischer Fabeln, deren hier verschiedene eingerückt sind, in Verse, haben auch anderswo Proben gestanden. Die Prosa war gedrängt und rasch, die Verse sind matt, und zum Theil selbst die Wahl der Silbenmaße so beschaffen (z. B. reimlose Alexandriner mit weiblichen Endungen und ohne Abschnitt), daß sie gänzlichen Mangel an Gehör verräth. Und was soll man von dem Geschmacke eines Kunstrichters halten, der bei der einmal übernommenen geistigen Vormundschaft Stellen, wie folgende (in der Erzählung 'Bankban') stehen ließ:

> In allen Adern, glaubet Hein,
> Rinn' ihm entflammter Branntewein,
> Im Busen schlag' ein Hammer.

Es ist nämlich von den Regungen die Rede, welche eine auf der Maskerade tanzende Schöne dem Markgrafen Hein

verursacht, und deren eigentliche Art sich sogleich, wie sie sich in eine Nebenkammer zurück zieht, noch handgreiflicher offenbart:

> Nicht Scherz mehr, nicht mehr Bruderkuß;
> Geil ist des Wollüstlings Genuß,
> Und jedes Wort verwegen.

Bald darauf weiß der Erzähler (wenn wir nicht irren, ein bekannter Name) sich noch viel mit seiner Delikatesse, indem er sich bei einer vorkommenden Nothzüchtigung folgendermaßen aus dem Handel zieht:

> O fleuch! und sieh dich ja nicht um,
> Und siehst du was, so bleibe stumm,
> Du Göttin keuscher Leier!

Eine andere kleinliche Angewöhnung Ramlers, besonders in seinen letzteren Jahren, war die Sucht unnütze Noten zu machen. Die hier beigefügten sind zwar herzlich mager, aber dafür auch nur wenige. Es ist zu wünschen, daß die Besorger seines litterarischen Nachlaßes seine Gedichte, bei der zu erwartenden neuen Ausgabe, theils von dergleichen störenden Zusätzen, theils von veränderten Lesearten, die, wie das Gerücht geht und einige erschienene Proben beweisen, beträchtlich viel daran verdorben haben sollen, befreien, und den Dichter, der in der Verherrlichung der Thaten Friedrichs des Großen immer noch allein steht, sich selbst wiedergeben mögen.

Die Nacht. 2 Bändchen. Bremen 1797.

Seit jener Zeit, da Youngs Nachtgedanken unter uns so ungemeßene Bewunderung und eifrige Nachfolge fanden, daß das Helldunkel der Poesie mehr als rembrandtisch werden zu wollen

Digitized by Google

schien, und man besorgen mußte, die bunten Schmetterlinge der Phantasie würden sich alle in schwirrende Nachtvögel verwandeln, ist die Nacht vielleicht durch kein so weitläuftiges Gedicht verklärt worden, als das vorliegende. Doch ist dieß keine von den düstern youngschen Nächten, sondern eine transparente Mondscheinlandschaft, durch deren gemilderten Schatten nicht bloß der Mond, sondern alle Sterne durchschimmern; und in der That so transparent, daß über den dahinter angebrachten Lichtern das Gemälde selbst einem unter den Augen verschwindet. Anstatt mit geistigem Gehalt und dichterischer Schönheit zahlt der Vf. die Forderungen der Leser in Himmelskörpern aller Art, Sonnensystemen und Milchstraßen; einer Münze, die so verschleudert wird, seit einige Männer von Ruf die Erweiterungen der Astronomie in poetischen Kurs setzten, daß man darauf bedacht sein sollte, ihrem Kredit durch eine Luxus-Verordnung wieder aufzuhelfen. Zum Glück beschäftigen sich nicht alle die zwanzig Lieder, worein der Vf. seine Nacht eintheilt (die, wie er selbst gesteht, 'der äußern Gestalt nach eigentlich nach gar keinen Mustern zugeschnitten', unsers Bedünkens aber völlig gestaltlos, und also von dieser Seite einer natürlichen Nacht recht ähnlich ist) mit dem gestirnten Himmel, mit Aussichten in die Zukunft und physikotheologischen Erstaunungen über beides; die letzten handeln von der Verbeßerung der bürgerlichen Gesellschaft und der Religion, und vom Heil des Menschengeschlechts überhaupt. Alles dieß ist herzlich gut gemeint; aber, die 'reinen Absichten' des Vfs. in allen Ehren gehalten, können wir doch nicht umhin, sie von Ansprüchen anderer Art zu sondern, die er deutlich genug zu erkennen giebt, wenn er versichert, er werde sich 'wegen der Geisel unbilliger Kunstrichter mit dem Beifall einiger der ersten Dichter Deutschlands zu trösten wißen', oder gar hofft, man werde sein Werk 'für ächt deutsche Poesie erklären'. Es wäre wirklich sehr traurig für unsere Nation und Sprache, wenn dieß mit Recht geschehen könnte. Ganz gemeine Empfindungen und tausendmal wiederholte Gedanken, in einem Vortrage, der nur eben über lahmer und aufgedunsener Poesie ohne allen metrischen Wohlklang hinschleicht, verdienen gewiß bei allen Völkern, und nach der Stufe, worauf unsere Litteratur steht, bei den Deutschen ganz vorzüglich Unpoesie zu heißen. 'Melodie war mein einziges Silbenmaß', sagt der Vf.; aber welche Begriffe muß

Digitized by Google

er von Melodie und Silbenmaß haben, um sie hier anwendbar zu finden! Wo ist nur etwas Rhythmisches in Stellen wie folgende hörbar: 'denn Alles war ganz mit unsern ersten Ideen verwebt, durch Alles fühlte die junge Seele sich glücklich; darum bleibt dieß Erinnern in reiferen Jahren noch heilig'. Und doch soll es im Text, wie uns die abgesetzten Zeilen bedeuten, Verse vorstellen. Dafür hat Geßner die Prosa in seinen Idyllen nie ausgegeben, obgleich ihr Wohllaut wohl ein wenig mehr dazu berechtigt hätte. Nur bei kurzen dithyrambischen Ergießungen sind Rhythmen ohne gesetzliche metrische Wiederkehr angemessen, und die Befugniß zu dieser Form möchte doch von manchen unserer Dichter überschritten sein. Der Vf. giebt ein gefährliches Beispiel. Wehe dem Papier, wenn die Romanenverfertiger und alle, denen es bloß um Anschwellen ihrer Produkte zu thun ist, auf den Einfall kommen, ihre oft nur allzu kostbare Prosa wie Verse abzusetzen. S. 7. und 8. im 2ten B. kommt sehr schnell nach einander das Wort 'Umsonst' dreimal als ein vollständiger Vers (versus heißt Zeile) vor, und erregt die Betrachtung, wie ganz umsonst diese Einrichtung gewählt ist. Man sollte denken, die Vertraulichkeit mit den unermeßlichen Räumen des Himmels habe diese Verschwendung des irdischen Raums verursacht. Wäre alles schlicht in einem fort gedruckt, so erwartete man wenigstens nichts anders als poetische Prosa, und die Seiten würden äußerlich weniger leer erscheinen. Dem gänzlichen Mangel an Kraft und Schwung ist zwar auf keine Weise aufzuhelfen. Bei Stellen, die einigen poetischen Schein haben, bieten sich auch sogleich die Reminiscenzen, besonders aus Klopstock, dar. Ein Seraph, mit dem sich der Vf. in seiner Vision unterhält, theilt ihm Ermahnungen für die Fürsten mit:

> — Daß fürchterliche Revolutionen
> Nicht mehr die Erde verwüsten;
> O Bruder!
> So verkündige ihnen
> Den Willen der Gottheit;
> Denn so spricht der Herr:
> 'Ich hab' euch zu Fürsten gemacht' u. s. w.

Wir verschonen die Leser mit dem Uebrigen: denn wie der Autor immer aus dem beabsichteten Pathos in das verwandte Bathos

geräth, so hat er hier auch die höheren Personen, die er bemüht, in das gleiche Unglück verwickelt.

Am Schluße der Nacht ist eine Deklamation über 'Aufklärung' und Freiheit angehängt, nicht in Versen, doch in einer Schreibart, die eben so wenig wahre Prosa ist, als jene ächte Poesie. Aber aufrichtig und gut gemeint ist das hier Gesagte, wie Alles: ungeachtet der Nächtlichkeit seiner Muse ist der Vf. ein großer Gegner der Verfinsterer, und wir müßen in Bezug auf alles Vorhergehende in Erinnerung bringen, daß man ein sehr achtungswürdiger Mann sein und doch schlechte Verse machen kann. Beßer aber gar keine.

Grundriß akademischer Vorlesungen über die Aesthetik, von Friedr. Bouterwek. Göttingen. 1797.

Abriß akademischer Vorlesungen über die Philosophie der Schreibart in deutscher Prose, von Friedr. Bouterwek. Göttingen. 1797.

Diese Bogen sollen, nach der Aeußerung des Vfs., seinen Zuhörern zum Leitfaden dienen: andere Leser möchten zu dem Leitfaden erst wieder einen Leitfaden nöthig haben. Die Rubriken sind nicht zur Uebersicht methodisch geordnet, sondern hingeworfen, oft in bloßen Fragen; und zwischen insularisch dastehenden Andeutungen und Namen sind Brücken von Gedankenstrichen geschlagen. Wo diese Aesthetik hinaus will, läßt sich nur ungefähr aus den größern Abschnitten errathen. Sie ist eingetheilt in 'Philosophie der ästhetischen Darstellung, Philosophie des ästhetischen Ausdrucks, und Philosophie der Kunstformen'. In der ersten findet man eine 'Philosophie des Schönen, des Erhabenen und des Lächerlichen'. Der Abriß giebt nach einer philosophischen und historischen Einleitung eine 'Philosophie der deutschen Sprache, und eine Philosophie des deutschen Stils'. Man

sieht, es wimmelt von kleinen Philosophien; sie schießen dem Vf. wie Pilze unter den Händen auf: er ist glücklich zu schätzen, wenn ihm die Eine und untheilbare Philosophie dabei nicht verloren geht. Wenn sich der Sprachgebrauch, eine philosophische Theorie eine Philosophie zu nennen, auch rechtfertigen ließe, so ist doch eine Philosophie des deutschen Stils gerade wie eine Philosophie des Schuhmachens. Die Philosophie kann nur unbedingte Zwecke des Menschen ausführen lehren: die Grammatik könnte also allerdings eine philosophische Wißenschaft sein, weil sie es mit dem nothwendigen Werkzeuge der Gedanken zu thun hat; die Anwendung ihrer Grundsätze auf eine bestimmte Sprache ist offenbar philologisch. 'Die schöne Kunst ist nicht einem, sondern zwei höchsten Gesetzen unterworfen'. Zwei unumschränkte Monarchen in Einem Staat! Sie werden also hoffentlich höflich gegen einander sein. 'Sie heißen „Gesetz der Darstellung". Sein Princip ist Einheit und Eurythmie, bestimmt durch die besondere Natur jeder Kunst. „Gesetz des Ausdrucks." Sein Princip ist ästhetische Wahrheit oder getreue, selbst in der Verschönerung fragmentarisch getreue Nachahmung der Natur.' Da diese höchsten Gesetze wieder ihre Principien haben; so möchte man nun wohl wißen, aus welchen Gesetzen die Principien herfließen. 'Das Lächerliche ist das ästhetisch-Unvernünftige'. Wenn die Definition nur nicht zugleich Beispiel ist, welches um so schlimmer wäre, wenn das Beiwort 'ästhetisch', als eine qualitas occulta bezeichnend, nicht sonderlich beachtet würde. Ein Beispiel der vielen Fragen mag folgende sein: 'Darf die Poesie fluchen?' Darf die Theorie so wunderlich fragen? Wenn der Vf. erst deutlicher macht, was er unter 'Kunstformen' versteht; so wird sich erklären, oder wahr-

scheinlicher, leugnen laßen, daß die zeichnenden und plastischen Künste keine haben, wie er behauptet. Bei allem Streben nach Neuheit verräth sich Anhänglichkeit an alte Autoritäten, wenn die Heroide unter den 'didaktischen Formen' aufgeführt wird. Am Schluße der Aesthetik ein Anhang 'von einigen Dichtungen, die keine Gedichte sind', wohin auch der Roman gehören soll. Leider giebt es eine Menge Romane, die weder Gedichte noch Dichtungen sind: was sie aber sein sollten, ist eine ganz andere Frage.

---

1) Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit. Herausg. von Fr. Rochlitz. 3 Thle. Züllichau und Freist. 1798. 1799.

2) Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt ... von Fr. Rochlitz. Ebendas. 1799.

Unter den sogenannten moralischen Schriftstellern nimmt der Vf. obiger Schriften eine vorzügliche Stelle ein, denn er hat wirklich einen moralischen Zweck, und er unterhält die Leser, denen er nutzen möchte. Man hat es ihm schon bei Beurtheilung des Buchs 'Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie', wozu er sich hier als Vf. nennt, zugestanden, daß er ein fruchtbarer Schriftsteller für das praktische Leben sei, und wer da wünscht das Beßere an die Stelle des Schlechten gesetzt zu sehen, wird auch seines guten Fortgangs sich erfreuen. Nur sorge er mit Fleiß, daß die Fruchtbarkeit sich stets auf die Güte der Früchte, nicht auf ihre Menge beziehe. Er hat einen Vorrath angenehmer Kenntnisse, und bestrebt sich in seinen bloß räsonnierenden Aufsätzen wirklich gründlich zu sein, es ist bei ihm nicht auf eine Ausfüllung leerer Augenblicke abgesehen, er will Gedanken und Sachen geben: allein, was er giebt, verträgt durchgehends mehr Gedrängtheit und Bestimmtheit. Sehr begreiflich ist es übrigens, daß die Erzählungen anziehender sind, als die Abhandlungen, deren sich zwei von ziemlichem

Umfange in der ersten Sammlung befinden: 'Meines Onkels Briefe an seinen männlichen' (erwachsenen) 'Sohn über Weiblichkeit und weibliche Bestimmung', und 'Menschenleben nach seinen Hauptmomenten gezeichnet'. Es bedarf eines sehr durchgreifenden Geistes, um in diesem Fach mehr als das Gewöhnliche zu leisten. Des Vfs. Bemerkungen über die Frauen halten sich mehr bei den kleinen Vorzügen auf, die ihrem Geschlecht eigenthümlich sind, als daß sie auf den Werth giengen, dessen sie im Ganzen fähig sind. In der Skizze des Menschenlebens spricht er auf eine andere Art zu viel von dem Geschlechtlichen, dem Geschlechtstriebe und der Geschlechtsliebe, die nur durch vollständigen Müßiggang, besonders beim weiblichen Geschlecht, ein solches Uebergewicht bekommen können, als er annimmt. Diese delikaten Auseinandersetzungen gehen gar leicht in undelikate Ansichten über, und die Sittlichkeit gewinnt dabei, ihnen keinen überflüßigen Raum zu gönnen. Da der Vf. auch selbst nicht wünscht, daß sie in die Hände der Jugend gegeben werden möchten, so scheinen sie nicht in eine Sammlung zu gehören, von welcher man den grösten Theil, z. B. den Spieler, recht gern in den Händen der Jugend sehen wird. Den medicinischen Theil dieser Anthropologie muß Rec. übrigens andern Richtern überlaßen. Gegen den philosophischen bleibt immer einzuwenden, daß die Scheidung der Begriffe und Benennungen gar zu willkürlich ausgefallen ist. Warum wird z. B. der Eigenwille im Gegensatze mit dem Eigensinn als eine 'abscheuliche Gesinnung' angegeben? Selbst nach der Erklärung des Vfs., 'Eigensinn ist die Neigung des Menschen seinen Willen durchzusetzen in Rücksicht auf die Folgen; Eigenwille ohne Rücksicht auf Folgen', haben Kinder mehr Eigenwillen als Eigensinn, weil sie niemals an Folgen denken. — Mit Recht ist der Vf. überall einem empirischen Leitfaden gefolgt, da er eine gemeinnützige Abhandlung schrieb; er hat sich specieller Beispiele bedient, und geht nur selten in das Allgemeine, wie etwa in der 'Beilage' mit Worterklärungen, wo er von der Liebe handelt und sie mit dem Genie vergleicht. Er findet, der Unbeschreiblichkeit beider ungeachtet, 'daß es denn doch nicht gut wäre, wenn den Leuten nicht gesagt würde, was sie sind' — 'Mancher bildet sich ein, es zu haben, und hat es nicht' — 'Mancher bildet sich ein, es nicht zu haben, und hat es'. Was das letzte betrifft, so werden sich das

rechte Genie und die rechte Liebe schon zu helfen wißen, wie nach Georgs Rede im Götz von Berlichingen ein rechter Reuter und ein rechter Regen überall durchkommen; es bedarf solcher Nachweisungen nicht. Dagegen entscheiden besonders so manche tändelnde Merkmale eines zärtlichen Herzens nichts für die Liebe.

Von Erzählungen finden wir in Nr. 1. den Spieler, Ferdinands Hochzeittag, Emiliens Heiratsgeschichte, die schönste Stunde meines Lebens, und Anekdoten, unter denen besonders der Deserteur eben so interessant als angenehm erzählt ist. Nr. 2. enthält die frühe Verbindung, die Landmädchen und Nachbar Millner. Alle diese sind häufig mit Gesprächen durchwebt, in denen zuweilen etwas viel gesprochen wird; die Sitte des Vfs., jede Rede abzusetzen und einwärts zu rücken, macht das noch auffallender. Hier müßte besonders die fleißigere Gedrängtheit des Stils eintreten. Besteht das Weitläuftige nur in gefälligen Worten, entfaltet sich nicht stets wieder ein neues Bild oder ein neuer Umstand, so lieset man es nur Einmal; man kehrt öfter zurück, wenn noch etwas zu sagen und etwas Eigenes zu denken übrig blieb. Wir trauen dem Vf. zu, daß er lieber mehrmals gelesen sein, als mehrere Bogen füllen will. Die Erfindung in seinen bürgerlichen Geschichten ist nicht glänzend, aber es fehlt ihr nicht an Anmuth, und es steht in diesem Punkte nur wenigen unserer moralischen Erzähler nach. Einen Beitrag von Lafontaine, wie dieser sie in die Taschenbücher liefert, hat er in den ersten Band aufgenommen, und bittet bescheiden um Verzeihung, daß es nur einer ist. Ein Schriftsteller, der sich selber schätzt, sollte die Beliebtheit eines andern nicht zu Hülfe nehmen. Er gehe nur auf seinem Wege weiter, und setze die Moralität seiner Schriften immer mehr in die unabhängigste Ausbildung.

Graf Pietro d'Albi und Giannetta, von Gustav Fredau. 3 Thle. Leipz. 1798.

Unter diesem Titel finden wir 'die Pfleglinge der heiligen Katharina von Siena'... nebst einer Fortsetzung, die das zweite und dritte Bändchen, und jene artige Erzählung noch um vieles bedeutender macht. Es hebt eigentlich eine neue Geschichte damit an,

deren Fäden aber genau in die Anlage der ersten verwebt sind. Nur findet der Unterschied statt, daß der Stoff der ersten ganz romantisch ist, und die letzte mehr auf psychologische und moralische Entwickelung ausgeht, welcher die Begebenheiten, obwohl beides sehr in einander greift, doch untergeordnet sind. Indessen fällt hier kein Mißverhältniß auf: man mag nun den ersten Theil, der bis zu der Katastrophe geht, welche die Liebenden verbindet, als der unbefangnen Jugend angemeßen betrachten; die letzten gehen in das ernstere Leben ein. Freilich gestehen wir, daß es darin manchmal mit dem Leben zu schwer genommen wird. Die ersten Zeiten einer glücklichen Ehe verstreichen dem jungen Paar unter tausend angenehmen Beschäftigungen: man ergiebt sich den schönen Künsten und der schönen Natur, führt ein häuslich geselliges Leben, Giannetta wird Mutter, die Liebe des Gatten bleibt immer die nämliche. Dieß scheint wirklich alles, was sich fürs erste fordern ließ. Aber dem Vater Giannettens, der die Güter verwaltet, wird bange dabei, daß nie von Arbeit die Rede ist, daß Pietro die Güter und Landwirthschaft gleichsam nur mit malerischen Ansichten durchstreift. Er sucht seine Kinder aufmerksam darauf zu machen; da die Winke nichts helfen, nimmt er zu allerlei Machinerien seine Zuflucht, die, mit etwas ungeschickter Hand angeordnet, drollig mißglücken. Pietro und Giannetta haben kein Arges daraus, lieben sich, spielen und singen nach wie vor. Zuletzt gelingt es ihm zwar, den Pietro ganz zu verstimmen, indem er ihn mit Elenden umringt, die auf seine Hülfe Anspruch machen, und ihn so wenigstens zum untersten Grade der Thätigkeit, der Austheilung milder Gaben, zu erwecken sucht. In diesem Zeitpunkte führt das Ungefähr den Grafen nebst seiner Gattin zu einer fast hülflosen fremden Familie, die sich im Dorfe niedergelaßen hat, und deren Bildung eine ganz andere Vergangenheit andeutet. Hier will er helfen aus eignem Antrieb, und hört bei der Gelegenheit von dem Vater der Familie (der den Namen Marsini führt) bittere Wahrheiten, ja, wir müßen sagen, selbst ungegründete Vorwürfe. Marsini leugnet ihm sogar die Aechtheit seiner Liebe für Giannetta weg. 'Die Künste', sagt er ihm unter andern, 'schenken euch ein Vergnügen, das ihr halb oder ganz auf Rechnung der Liebe zu schreiben geneigt seid.' Könnte er nicht eben sowohl, wenn Pietro viel Großes und Nützliches thäte, sagen, Eure

Thaten schenken euch ein Vergnügen, das ihr auf Rechnung der Liebe schreibt? Es ist in der That in Marsinis Weisheit auch so manches Harte und Verschrobene, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Ideen des jungen Mannes darüber in Verwirrung gerathen. Er war schon ursprünglich von einem Charakter, dessen schwache Seiten ihn auf Irrwege leiten mußten, sobald er einmal anfieng, recht über sich nachzudenken. Das geschieht nun auch in vollem Maß. Die Wuth, thätig zu sein und Gutes zu stiften, überfällt ihn; er will die Achtung seiner Gattin erzwingen, er will sie selbst auf eine höhere Stufe führen. Seine gemeinnützigen Anstalten schlagen fehl und ziehen ihm Unruhen zu, die Liebe wird ganz in Pedanterie begraben, Giannettas stille Würde und die Wahrnehmung, daß sie längst das ist, oder vielmehr etwas Anderes und Beßeres, als er aus ihr machen möchte, beschämt ihn tief. Marsini läßt ihn gewähren, und bereitet ihm Hülfe, wenn es bis aufs Aeußerste geht, wohin es denn bald mit ihm durch ungegründete Eifersucht kommt. Der Werth seiner Gattin bringt ihn zur Verzweiflung an seinem eignen, Marsini theilt ihm Papiere einer geheimen Gesellschaft mit, um ihn über sich selbst aufzuklären; Betrüger nutzen diesen Umstand und die Stimmung des Grafen, er wird so verwickelt, daß sein Leben auf dem Spiele steht, und in der Einsamkeit des Gefängnisses kommt er endlich zu sich selbst, wo sich denn das Ganze harmonisch löst. Wir haben hier nur die Hauptmomente angegeben; die mancherlei einzelnen Theile sind mit vieler Sorgfalt ausgeführt, und geben Anlaß zu weiterem Nachdenken; Einiges, z. B. die Veranstaltungen des Grafen und seines Schwiegervaters, und wie sich die Menge dabei nimmt, ist mit wahrer Laune dargestellt. Es wäre überhaupt ein geringes Lob für dieses Buch, wenn man es nur den gewöhnlichen beliebten Romanen vorziehen wollte, mit denen es nicht verglichen werden kann. Es liegt hier durchaus ächte Sittlichkeit des Planes und Zweckes zum Grunde: Der Vf. muß sich nur seines Talentes noch freier bedienen, jene damit zu bekleiden. Die Lage des jungen Paares spannt oft jede Art von Theilnehmung, doch zeigt sich, daß ein gewisses Streben nach Sittlichkeit, dessen falsche Richtungen der Vf. schildert, seine eignen Ideen zu sehr beherrscht. Nicht als hätte er seinem Werke Moralität aufzwingen wollen, sondern nur in so fern er seinen Ge-

genstand nicht leicht genug behandelt. Er hätte vielleicht in einem fröhlicheren Kontraste anschaulich machen müßen, daß Giannetta viel war, ohne zu streben. Sittlichkeit ist das reine Element, in dem wir athmen, die Gesundheit der Seele, nicht ihr krampfhafter Zustand.

---

1) The German Erato, or a collection of favourite songs translated into English, with their original music. The second edition. Berlin 1798.

2) A collection of German ballads and songs with their original music, done into English by the translator of the German Erato etc. Berlin 1799.

Die erste Ausgabe von Nr. 1. nebst dem German songster desselben Vfs ist vor nicht langer Zeit (1798. Nr. 365.) in diesen Blättern mit dem verdienten Lobe angezeigt worden. *) Die schnelle Erscheinung einer zweiten Ausgabe der Erato ist ein günstiges Zeichen von dem Eingange, den der deutsche Gesang, sowohl von Seiten der Musik als der Poesie, in England und wo die englische Sprache gilt, auch in Amerika, findet. Bei dieser Empfänglichkeit ist es um so glücklicher, daß das Geschäft, ihn dahin zu verpflanzen, in so talentvolle Hände gefallen ist, von denen wir noch manche gelungene Arbeit in diesem Fache zu erwarten haben, während vortreffliche Werke in andern Dichtarten immer häufiger fähige Uebersetzer finden. Freilich gelangt auch so manches über das Meer hinüber, was immerhin (mit den Engländern zu reden) auf dem festen Lande hätte bleiben mögen, und wird dort für das Charakteristische und Vorzüglichste der deutschen Literatur ausgegeben, daß wir, um ihren Ruhm bei dem gebildeteren Theile des englischen Publikums zu retten, erklären müßen, dergleichen habe auch bei uns nur den großen Haufen für sich, und sei bloß Sache einer vergänglichen Mode, damit man in England nicht nöthig finde, heftig dagegen zu deklamieren, eine Bemühung, die man bei uns schon längst aufgegeben hat.

*) [S. oben S. 324. ff.]

Hrn. Beresfords Wahl ist, wie schon bemerkt wurde, durch die Bedingung einer gefälligen und in gewissem Grade noch populären Komposition beschränkt. Indessen ist er der Aufforderung in der vorigen Recension gefolgt, zu versuchen, wie weit sich die Nachbildung einiger Lieder und Romanzen von Goethe, die zu den eigenthümlichsten Lauten unserer Sprache gehören, bringen ließe. Unter den vier neuen Liedern, womit diese Ausgabe der Erato vermehrt ist, findet sich das schöne von Matthisson 'Freude jubelt', Liebe waltet', und 'Kennst du das Land' aus Wilhelm Meister. Zwar ohne das wunderbare Kind zu kennen, dem das Lied in dem Roman zugeschrieben wird, kann man die hier ausgedrückte Sehnsucht nicht ganz begreifen: allein Reichardts gefühlvolle Töne laßen das Unnennbare darin ahnden, und der Uebersetzer hat sich möglichst bemüht, den romantischen Duft des Originals zu erhalten.

Know'st thou the mount, where clouds obscure the day,
Where scarce the mule can trace his misty way;
Where lurks the dragon and his scaly brood:
And broken rocks oppose the headlong flood?
Say, know'st thou well?
'Tis there, 'tis there,
Our way must lead; ah, thither let us tend.

Der Ausruf 'Dahin, dahin', hat im Klange verloren, freilich durch Schuld der Sprache; und eine reimlose Zeile am Schluße der Strophe ist dem Ohre unerwartet. Der Uebersetzer hat vielleicht 'hin' und 'ziehn' nicht für einen Reim angesehen: beim bloßen Vorlesen ist er auch nicht streng richtig, aber in der Musik wird er es vollkommen durch die Dehnung des 'hin'.

Die neueste Sammlung giebt uns wiederum zwei Lieder von Goethe, den Fischer und die Romanze vom Harfner aus W. Meister, in den ursprünglichen Silbenmaßen nachgebildet. Wenn es nicht möglich war, ihnen ihre ganze Schmucklosigkeit und Einfalt zu laßen, weil fast jede veränderte Wendung, wozu der metrische Zwang nöthigt, schmückend ausfällt, um das Schwache und Prosaische zu vermeiden, so zweifeln wir doch, ob an den meisten Stellen noch mehr Treue möglich wäre. Sehr glücklich ist unter andern die zweite Hälfte der dritten Strophe vom Fischer gegeben:

Nor tempts thee yon aetherial space,
Beting'd with liquid blue? —

Nor tempts thee not thy pictur'd face,
To bathe in worlds of dew!

In den ersten Zeilen derselben:

The sun, the lovely queen of night
Beneath the deep repair;

ist ein kleiner Mißverstand, der aber leicht stattfinden konnte. Das Original:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?

redet nicht vom scheinbaren Eintauchen beim Untergange, sondern vom Widerschein dieser Himmelskörper im Waßer. Auch Züge, die nur zur Bezeichnung der poetischen Melodie beitragen, wie das 'Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm', (She sweetly sung, she sweetly said) hat der Uebersetzer zum Theil zu erhalten gewußt. Eben so im Harfner. Freilich bei Stellen wie folgende

Ich singe wie der Vogel singt,	As chants the bird on yonder bough,
Der in den Zweigen wohnet;	So flows my artless lay;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,	And well the artless strains that flow
Ist Lohn, der reichlich lohnet.	The rueful task repay:

wird uns Deutschen, so gut sie auch übertragen ist, der Zauber immer an die ersten Töne gefeßelt scheinen; diesen unmittelbaren Odem, diese Accente der innersten Empfindung darf man nur da erwarten, wo sie einheimisch sind.

Uebrigens enthält die Sammlung, außer einigen Liedern, die ihre Aufnahme den Kompositionen verdanken, die Ballade 'Ritter Rudolph' von Stolberg, das 'Nadowessische Todtenlied' von Schiller, und was unstreitig das wichtigste Stück sowohl von Seiten des Umfanges, als der dabei gelösten Aufgabe ist, eine neue Uebersetzung von Bürgers Lenore. Man wird sich erinnern, daß vor einigen Jahren in England eine Art von Wettstreit über dieß Gedicht entstand, und drei verschiedene Uebersetzungen fast zu gleicher Zeit erschienen. Eine vierte von dem Uebersetzer der Iphigenia (Hern. Taylor in Norwich) wurde in englischen Journalen angekündigt: Rec. kennt sie nur aus den daselbst mitgetheilten Proben, und ist nicht unterrichtet, ob sie seitdem vollständig gedruckt ward. Hr. Eschen=

burg hat einen Abdruck der drei ersten veranstaltet; jetzt sind sie von Neuem in Wien abgedruckt unter dem Titel:

Leonora. A ballad, translated from the German of Gottfried Augustus Bürgher by W. R. Spencer, Esq., H. J. Pye, J. T. Stanley, Esq. F. R. S. To which is added the original text. 1798.

Hrn. Beresfords neue Arbeit giebt uns Veranlaßung, die damals versäumte Erwähnung hier nachzuholen, da nur die Vergleichung mit jenen frühern Versuchen sein Verdienst in das volle Licht stellen kann.

Alle drei haben das wider sich, daß sie unnöthiger Weise vom Rhythmus des Originals abgewichen sind, dessen Einfluß überall groß, aber in dieser Dichtart vollends entscheidend ist. Die Uebersetzung von Hrn. Spencer ist in lauter vierfüßigen Jamben mit alternierenden Reimen; die von Hrn. Pye eben so in Trochäen: jenes giebt dem Gange etwas Schwerfälliges, dieses eine dem Gedicht fremde Feierlichkeit. In der stanleyschen Uebersetzung ist die Strophe in sechs Zeilen zusammengezogen, wodurch ihre ganze Struktur und die Anordnung der Reime verändert wird. Die erstgenannte hat am meisten Pracht des Ausdrucks und der Bilder; überall ist das Bestreben nach Veredlung und Erhöhung sichtbar: und so fehlerhaft dieß auch ist, indem nun das Kolorit der Darstellung gar nicht mehr zu ihrem Gegenstande, den volksmäßigen Superstitionen, worauf sich die Dichtung gründet, paßt; so sehr es hier und da ins Ueberladene geht, so ist doch eigene Kraft nicht zu verkennen. Man nehme die Zeilen 'Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang' u. s. w.

> Loose was her zona, her breast unveil'd,
> All wild her shadowy tresses hung;
> O'er fear confiding love prevail'd,
> As lightly on the barb she sprung.

Dieß ist in der That eine reizende Leonora, wiewohl gar nicht Bürgers Lenore. Die eleganten Zeichnungen der Lady Beauclerc, welche die prächtige Folioausgabe in Bartolozzis Stich begleiten, machen es noch anschaulicher, wie weit diese hier aus dem Gesichte

gerückt ist: da die Zeichnerin das Gedicht nur durch das Medium der Uebersetzung kannte, hat Alles einen ihr entsprechenden Charakter bekommen; der Reiter ist in halbritterlichem Kostum mit einem Panzer vorgestellt, und bei der letzten Verwandlung ist ihm statt der Hippe ein Pfeil in die Hand gegeben, so daß man eher an Miltons Tod erinnert wird... Man kann sagen, daß die spencersche Uebersetzung die verfehlteste, die von Hrn. Pye dagegen die kälteste von den dreien ist. Die stanleysche hat noch am meisten von der wahren Lenore, allein sie ist mehr ein Auszug daraus, als daß sie sie vollständig wiedergäbe. Dieser Uebersetzer hatte den unglücklichen Gedanken, einen glücklichen Schluß hinzuzufügen, und Alles (auch die Schönheit des Gedichtes mit) sich in einen bloßen Traum auflösen zu laßen. — Die vierte Uebersetzung, worin Lenore Elinor heißt, ist in der Weise und zum Theil in der Sprache der ältern englischen Balladen abgefaßt: unstreitig ein gutes Mittel den Ton des Volksgesanges zu treffen und alles konventionelle Gepräge zu entfernen, wobei aber doch kaum zu vermeiden sein möchte, daß nicht eine solche nationale Manier viel von der Individualität des fremden Dichters verdrängte.

Ungeachtet nun Hr. Beresford bei seinem Unternehmen so viele Vorgänger gehabt hat, und darunter einen gekrönten Dichter (oder wenigstens einen krönenden, denn das Amt des poet laureat besteht, wie bekannt, bloß darin, königliche Geburtstagsoden zu verfertigen, — ein Geschäft, das nur dann etwa anziehend werden möchte, wenn Peter Pindar es auf sich nähme), so ist doch seine Arbeit keineswegs eine Ilias post Homerum. Vielmehr muß sie Rec., so weit er als Deutscher darüber zu urtheilen befugt ist, allen vorhergehenden um ein Großes vorziehn, und findet nun erst das eigentliche Ziel erreicht. Wir dürfen kühnlich behaupten, daß die deutschen Kenner sich gleich auf den ersten Eindruck für eben dieß Urtheil entscheiden werden, und wünschen dem Vf. ähnliche Anerkennung seines Verdienstes in England, wohin sich diese Uebersetzung erst von Deutschland aus den Weg bahnen muß. Das Silbenmaß des Originals ist bis auf die weiblichen Reime (deren Gebrauch, wenn er sich auch hier durchführen ließe, über das Ganze einen fremden elegischen Charakter verbreiten würde; denn die Natur der englischen weiblichen Reime ist beträchtlich anders, als die der unserigen, und

die Ungewohnheit verstärkt noch ihren Eindruck) vollkommen beibehalten: näher läßt es sich also nun nicht bringen. Ueber die größere Treue im Buchstaben, und noch mehr im Geist wollen wir unsere Leser durch einige ausgehobene Stellen in Stand setzen selbst zu urtheilen. . . . .

Ob hier und da besonders in den Reimen eine nicht ganz erlaubte Freiheit mit unterläuft, mögen englische Kunstrichter entscheiden.

Noch dürfen wir nicht vergeßen, daß Reichardt diese Uebersetzung mit einer neuen Komposition ausgestattet hat, zu welcher auch der deutsche Text, ungeachtet der weiblichen Endsilben, gesungen werden kann. Es sind darin immer Reihen von Strophen unter Eine Melodie gebracht: eine Methode, die bei längern Romanzen sehr zu empfehlen sein möchte, da sich schwerlich eine bedeutende Melodie finden läßt, die auf alle Strophen paßt, und jede Strophe besonders zu setzen, zu sehr vom Romanzentone abweicht.

Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt von Ludwig Tieck. Erster Band. Berlin 1799.

Als vor etwa fünf und zwanzig Jahren ein gelehrter Kenner der spanischen Sprache und Litteratur anfieng, uns mit der letzten bekannt zu machen, und besonders den noch so gut wie völlig fremden Don Quixote in Deutschland einführte, so schlug er bei diesem Unternehmen, wie der lebhafte Beifall und die schnelle Verbreitung bewies, für die damalige Lage unserer eigenen Literatur und die allgemeine Empfänglichkeit der Lesewelt unstreitig den richtigsten Weg ein. Die eingestreuten Gedichte wurden meist ausgelaßen, einige ernste Scenen verkürzt und eine beträchtlich lange Novelle blieb ganz weg; und, was nach Wegnahme des poetischen Bestandtheils nothwendig erfolgen mußte, das Komische

und Burleske trat stärker hervor und wurde herrschender Charakter des Werkes. Die Anlage des Don Quixote im Ganzen ist so einzig glücklich erfunden, und die Hauptbegebenheiten sind daraus mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit abgeleitet, daß er von dieser Seite auch denen einen unauslöschlichen Eindruck machen muß, die gar nicht geneigt sein möchten, sich auf das wunderwürdige Detail einzulaßen; und die populärsten Züge, die eine sprichwörtliche Gültigkeit in verschiedenen Sprachen erlangt haben, sind gerade von dieser Art. Allein die Dichtung des göttlichen Cervantes ist etwas mehr als eine geistreich gedachte, keck gezeichnete, frisch und kräftig kolorierte Bambocciate (wiewohl sie auch dann gar nicht zu verachten wäre): sie ist zugleich ein vollendetes Meisterwerk der höheren romantischen Kunst. In dieser Rücksicht beruht Alles auf dem großen Kontrapost zwischen parodischen und romantischen Massen, der immer unaussprechlich reizend und harmonisch ist, zuweilen aber, wie bei der Zusammenstellung des verrückten Cardenio mit dem verrückten Don Quixote, ins Erhabne übergeht. Indem der Dichter die abgeschmackte und kolossale Romanenwelt der Ritterbücher zerstört, erschafft er auf dem Boden seines Zeitalters und einheimischer Sitten eine neue romantische Sphäre; es ist gleichsam als wollte er sagen, 'seht, so muß man es machen, wenn man einmal über das gewöhnliche Leben hinausgehen will'. Es fehlt so viel, daß Cervantes durch Einflechtung der Novellen einem verderbten Zeitgeschmack hätte huldigen wollen (wovon er überhaupt weit entfernt war, denn er war sich, wie man aus vielen Aeußerungen sieht, sehr wohl bewußt, er arbeite für die Ewigkeit; und durch Spott über die Ritterbücher zog er eben aufs kühnste gegen ihn zu Felde), daß er vielmehr, wie er ausdrücklich in der

Vorrede zu seinen Novellen sagt, diese Gattung in Spanien zuerst aufgebracht hat. Noch weniger wird man sie für den Auswuchs einer üppigen und noch unreifen Dichtungskraft ausgeben können: denn die erste Hälfte des Don Quixote erschien, da Cervantes sich schon den Jahren des Greises näherte, und die Komposition des erst mit seinem Leben vollendeten großen Persiles, den er selbst für das Werk seiner Werke hielt, ist ganz von der Art, wie einige ernste und pathetische Stellen in Don Quixote. Den vorzüglichsten Anstoß haben diese wohl durch den vorgeblichen Mangel an Zusammenhang gegeben, ein Einwurf, der besonders beim Curioso impertinente, und schon bei Cervantes Zeiten, laut geworden ist. Wenn aber ein materieller Zusammenhang gefordert wird, der die Vorfälle wie Ursache und Wirkung, wie Mittel und Zweck, unter einander verknüpft, so daß Alles darauf abzielt, irgend etwas zu Stande zu bringen, eine Heirat etwa oder andre tröstliche Dinge, wonach der große Haufe der Liebhaber die letzten Blätter eines Romans begierig umschlägt, so wäre alsdann die Komposition des ganzen Don Quixote äußerst fehlerhaft. Denn er besteht aus Begebenheiten, die zwar aus einem gemeinschaftlichen Grunde herfließen, deren Folge aber, nach dem bloßen Begriff betrachtet, zufällig ist, die jede ihre Verwickelung und Auflösung für sich haben und zu nichts weiter führen. Es scheint, daß man die strengeren Gesetze des Drama mit dem weit freieren, dem epischen Gedichte analogen Gange des Romans verwechselt hat. Wir erinnern uns keines Tadels der Kritiker über die Geschichte der Liebschaft zwischen Mars und Venus in der Odyssee, als dem Zusammenhange fremd und gewaltsam aufgedrungen; und doch hat sie nicht mehr mit den Schicksalen des Ulysses gemein, als die Novelle vom

Curioso impertinente mit denen des Don Quixote. Auch die Art der Einführung ist hier nicht willkürlicher wie dort, denn es macht doch wohl keinen wesentlichen Unterschied, ob etwas vorgelesen oder gesungen wird. Um es kurz zu sagen, im ächten Roman ist entweder Alles Episode oder gar nichts, und es kommt bloß darauf an, daß die Reihe der Erscheinungen in ihrem gaukelnden Wechsel harmonisch sei, die Phantasie festhalte und nie bis zum Ende die Bezauberung sich auflösen laße. Wenn je ein Roman dieß auf das vollkommenste geleistet hat, so ist es Don Quixote. Sobald einen der hinreißende Eindruck vom Reichthume des Ganzen zur Betrachtung einzelner Theile zurückkehren läßt, so erkennt man überall den besonnenen Künstler in der weisesten Anordnung und Vertheilung. Gleich beim Eintritte läßt er die überspannten Ideen des Ritters, um ihnen gar keinen Schlupfwinkel zur Rettung übrig zu laßen, gegen die gemeinste Wirklichkeit anstoßen; das giebt natürlich heftige Erschütterungen, und hier sind also die unglücklichen und blutigen Abenteuer zu Hause. Manche haben gewünscht, der Geschichtschreiber möchte seinem Helden einiges von den unendlichen Schlägen, Püffen, Steinwürfen und sonstigen Verwundungen, die er bekommt, erspart haben. Daß die Dosis zuweilen etwas stark ist, kann nicht geleugnet werden; indessen wird sie es hauptsächlich durch die schnelle Wiederholung, und doch wäre es keine gute Maßregel gewesen, die Schläge und übrigen Beschwerden der irrenden Ritterschaft durch die vier Bände gleich zu vertheilen: denn außer daß Don Quixote dabei nie zu einer heilen Haut gelangt wäre, sollte er einen Stand der Erhöhung erleben, zu welchem er vorher die Stufen der tiefsten Erniedrigung durchgegangen sein mußte. Mitten unter jenen niedrigen Umgebungen

kündigt die tragische Geschichte des Chrysostomus an, daß die Dichtung nicht bloß diese Eine Seite des Lebens faßen, sondern ein allgemeines Bild desselben aufstellen will. Mit dem Eintritte in die Sierra Morena öffnet sich ein neuer Spielraum romantischer Darstellungen, die nun immer gedrängter auf einander folgen, und zuletzt zu einer entzückend vollstimmigen Symphonie zärtlicher Leidenschaften werden, bis der Ton der Erzählung wieder zum ruhigeren Gespräche herabsinkt, und mit einem sanften Abfalle schließt. Der dritte Band hebt leise an und geht durch glänzende, jedoch immer mit Unglücksfällen untermischte Abenteuer zu Don Quixotes Einführung in die große Welt und den bunten phantastischen Vorspiegelungen, wodurch fremder Muthwille seinen Wahn unterhält, im vierten Theile fort. Die Scenen des höheren Lebens bilden hier schon einen poetischen Gegensatz, so daß es der ernsten episodischen Einmischungen, deren Cervantes sich gewiß nicht aus Rücksicht auf die Pedanterei seiner Kritiker enthielt, weniger bedurfte, wiewohl die Hochzeit des Camacho und die Geschichte der schönen Mohrin wahre Novellen sind. Was aber die einheimische Natur Reizendes und Bizarres in der Erscheinung, Kühnes und Romantisches im Gehalt und in der Bedeutung herleihen konnte, sei es nun eine gebildete Gesellschaft, die den Genuß des Landlebens mit einer schäferlichen Verkleidung dichterisch ausschmückt, oder ein glühendes Mädchen, das im Anfalle wilder Eifersucht ihren Geliebten umgebracht hat, oder ein großmüthiger Räuberhauptmann, ein wahrhaftiger und mächtiger irrender Ritter: Alles ist mit unerschöpflicher Erfindsamkeit angebracht, und vor dem Helden zu mannichfaltiger Berührung, Akkorden und Dissonanzen vorübergeführt. Wie unbillig erscheint das Urtheil, die zweite Hälfte stehe der ersten

weit nach, sobald man sich nur von dem Verhältnisse dieses Theils zum Ganzen und dem, was nach der Natur der Sache hier zu erwarten war, einige Rechenschaft giebt! Don Quixote konnte und durfte nicht mehr so heftig gegen die äußere Welt anstoßen, wie zu Anfange, und dieß zu vermeiden, hat der Dichter den Umstand trefflich benutzt, daß der erste Theil der Geschichte so viel früher erschienen war: die Narrheiten des Ritters werden als bekannt vorausgesetzt, und daher geschont. Da er sich lange genug selbst zum Besten gehabt hat, so haben ihn nun natürlich Andere zum Besten; so wie die Geschichte weiter fortgeht, wird er folglich immer passiver, und um diese Lücke auszufüllen, spielt Sancho mehr die Hauptrolle. Gegen das Ende sieht man am Don Quixote einen Zustand wie den der Ermattung nach einem hitzigen Fieber; die neue sanftere Schwärmerei, ein arkadisches Schäferleben zu stiften (die schon im ersten Theile von der Haushälterin prophezeiet wird; so weiß der absichtsvolle Cervantes vorzubereiten!), ist gleichsam sein Schwanengesang; sein Tod, der ruhig sein mußte, wenn sich das Werk befriedigend runden sollte, ist meisterhaft herbeigeführt. Allein wenn man auch bloß die lustigen Abenteuer vergleicht, was hat jenes mit den Windmühlen vor der Waßermühle, und die Schlacht der beiden Schafherden vor der Zerstörung der Marionetten voraus, als daß sie früher vorkommen? Und was ist an Kunst und Phantasie mit dem Traum in der Höhle Montesinos zu vergleichen? Bei der Nothwendigkeit im Thun und Reden der beiden Hauptpersonen Manches wiederkommen zu laßen, hat sich Cervantes wie ein gelehrter Musiker durch unendliche Variationen zu helfen gewußt; Sancho Pansa rückt wirklich vor, und ist in der zweiten Hälfte noch um Vieles anmuthiger als in der ersten.

Zu einer vollständigen Charakteristik und Beurtheilung des Originals, die aber außerhalb der Gränzen dieser Blätter liegt, würden obige Bemerkungen nur ein geringer Beitrag sein: sie stehen hier bloß um einen Gesichtspunkt anzugeben, und den Grundsatz festzusetzen, daß ein solches Werk ganz wie es ist übersetzt werden müße. Das ist die Absicht der gegenwärtigen Verdeutschung. Nur wer mit dem spanischen Originale vertraut ist, und aus eigner Erfahrung weiß, was es überhaupt mit poetischen Nachbildungen auf sich hat, kann deu ganzen Umfang der diesem Unternehmen anhängeuden Schwierigkeiten übersehen. Es ist fast unmöglich, dabei Alles auf einmal zu leisten: wie es in diesem Fache nicht anständig ist, irgend etwas anders als Meisterstücke zu übersetzen, so hat man dagegen an diesen immerfort zu thun, um ihre Uebertragung der Vollkommenheit näher zu bringen, die eigentlich eine unendliche Aufgabe ist. Indessen wird man die vorliegende Arbeit des Hrn. Tieck, so weit die Vollmacht unserer Sprache in ihrem jetzigen Zustande zu der Vermittelung hinreicht, sowohl bei der Vergleichung mit dem Text im Einzelnen, als noch mehr, wenn man sich bei fortgehender Lektüre dem gesammten Eindrucke überläßt, in den meisten Punkten sehr befriedigend finden. Sie ist durchaus von der Art, daß bei ihrer Prüfung nur der höchste Maßstab angelegt werden kann. Wir gehen zum Einzelnen über.

Zuvörderst giebt uns der Uebersetzer alles in dem Buche Enthaltene oder dazu Gehörige mit der grösten Vollständigkeit, bis auf die vorangeschickten Empfehlungs-Sonette von fabelhaften Personen, die wunderlichen Verse Urganda der Unbekannten an das Buch mit abgekniffenen Endsilben, und die Dedikation; eine Gewißenhaftigkeit, die keinesweges über-

flüßig ist, da aus einem solchen Geiste nichts kommen konnte, was unbedeutend oder seine Stelle fremd wäre. C. war so durchaus Dichter, daß selbst seine Vorreden und Zueignungen (wie z. B. die vor der zweiten Hälfte des Don Quixote an den Grafen von Lemos) wahre dichterische Kompositionen sind.

Die eingestreuten Sonette und andere Gedichte sind im Ton und Geist der Originale, und was hiezu erstaunlich behülflich ist, auch in den ursprünglichen Silbenmaßen übertragen. Zu einer Probe in der ernsthaften Gattung mag folgendes Sonett dienen, welches der über die Verrätherei eines vermeinten Freundes verwilderte Cardenio singt:

Du heil'ge Freundschaft, von uns zu entweichen,
Hat dich dein leichter Flug empor geschwungen,
Du bist zu sel'gen Geistern hingedrungen,
Zu den gebenedeiten Himmels-Reichen.

Von dort reichst du uns oft als schönes Zeichen
Die Eintracht, dicht von Schleiern eingeschlungen
Oft scheint uns dann ein edles Herz errungen,
Das Laster weiß der Tugend wohl zu gleichen.

Vom Himmel steige, holde Freundschaft, nieder,
Der Trug hat sich dein schönstes Kleid ersonnen,
Er tödtet schleichend jegliches Vertrauen.

Nimmst du ihm nicht die falsche Zierde wieder,
So wird die Welt den alten Krieg begonnen
Und Zwietracht wieder als Regenten schauen..

Das kurz vorhergehende Echo, das einem Seufzer verirrter Liebe gleicht, nähert sich der Zartheit des Spanischen, welches viel sagen will. Die dem Don Quixote durch Liebespein abgedrungenen poetischen Versuche haben bei Bobachtung ihrer Form auch ihre ganze Drolligkeit beibehalten:

Hier ist er, der Ort, den erwählet
Der Liebende, ewig getreu,
Der ihn der Geliebten verhehlet,
Hier reißet der Schmerz ihn entzwei,
Er weiß nicht recht, was ihn so quälet.

Die Liebe, sie schleppt ihn im Kothe,
Wie Keinem es jemals geschah,
Drum welkt er wie Bohn' oder Schote;
Denn hier bewein' ich Don Quixote
Die Trennung von Dulcinea
von Toboso.

Daß der Name des Ritters auch in den beiden andern Strophen zum Reimworte dienen muß (welches, beiläufig zu bemerken, an seine richtige Aussprache erinnern kann, die wir doch statt der ungültig aus dem Französischen angenommenen wieder einführen sollten), war selbst im burlesken Stil keine leichte Sache. Sollte ich etwas aussetzen, so wäre es, daß der Reim auf der nicht accentuierten Endsilbe von 'Dulcinea' ruht, statt den Namen in 'Dulcineen' umzubiegen, wo alsdann in obiger Strophe 'geschah' nur in 'geschehen' verändert werden durfte. Doch dieß kann immer unter den übrigen Licenzen der kümmerlichen irrenden Muse des Ritters mit durchgehen. An dem erhabnen Todesgesange des Chrysostomus, in welchem alle Laute des Schmerzes versammelt sind, und wie aus dem Abgrunde des zerrißenen Innersten gedämpft herauf tönen:

Des wilden Wolfes schreckenvolles Aechzen,
Gebrüll des Löwen, gift'ger Schuppenschlangen
Entsetzliches Gezisch, du gräßlich Sausen
Von tausend Ungethüm; prophetisch Krächzen
Der Krähe, Sturm, wenn du die naßen Wangen
Der Fluten geiselst unter dumpfem Brausen;

Gegirr der Wittwentauben in den Klausen,
Des Stiers Geröchel, den die Todeswunde
Zu eitlem Wüthen ängstet, dumpf Gestöhne
Der gattenlosen Eule, Klagetöne
Von jeder Schaar im unterird'schen Schlunde:
O klingt, und helft mir meine Klagen weinen,
Daß alle sich zu einem Ton vereinen,
In wilder Freundschaft durch die Lüfte brechen,
Ein würd'ger Ausdruck meines Schmerzes werden,
Denn er darf nur in neuen Weisen sprechen —

hat der Uebersetzer etwas geleistet, wovon uns kein Vorbild in der deutschen Sprache bekannt ist, was aber an Kanzonen des Petrarca, Chören aus dem Aminta und Pastor fido u. s. w. reichlich Gelegenheit zur Nachfolge findet. Man kann den Geist der Kanzone, die wir in der Kürze als die über sich selbst reflektierende Ode charakterisieren möchten, nicht ahnden laßen, wenn man nicht ihre eigne Weise zu vernehmen giebt: ihre langen Strophen, weiblichen Schlüße der Verse, und vielfach verschlungenen Reime. Freilich ist der metrische Zwang dabei sehr groß, und er hat hier manchmal Abweichungen veranlaßt, wodurch feine Fugen des Zusammenhanges gelöst werden, wie es z. B. bei der dritten Strophe der Fall ist. Im Originale herrscht eine gewisse besonnene Spitzfindigkeit der Verzweiflung, es ist düster ohne Verworrenheit. Die vorletzte und die zweite Hälfte der letzten Strophe sind vorzüglich gut erreicht; auch der Nachhall am Schluße:

Beklagt euch nicht, verzweifelnde Gedichte
Daß ich euch auch mit mir zugleich vernichte,
Denn ihr vergrößert wie mein Tod das Glücke
Von der, die nur beseligt wird durch Jammer;
Drum ohne Klagen geht ins Nichts zurücke. —

Da der Uebersetzer einmal in Nachbildung des Silbenmaßes das Unmögliche gethan, so wäre zu wünschen, er hätte die vorletzte Zeile jeder Strophe nicht ohne Reim gelaßen, da sie im Spanischen den ihrigen in der Mitte des letzten Verses hat, wie wenn z. B. oben statt 'Jammer' stände 'Plagen'. Ein solcher eingeschalteter Reim ist in unserer älteren Poesie nicht ohne Beispiel.

Ueber den im Liede des Hirten Antonio gehaltnen Ton und Weise kann ich mit dem Uebersetzer nicht einig sein. Zwar in welchem Silbenmaße eine spanische Romanze in sogenannten Castellanas mit durchgehender Assonanz am besten zu übersetzen sei, darüber läßt sich noch viel hin und her streiten, und in wie fern mit ihren achtsilbigen Versen unsere vierfüßigen Trochäen übereinstimmen, würde hier zu weitläuftig zu erörtern sein. Allein der Gang des Liedes ist offenbar zu hüpfend und unstät geworden, und die Muse des bäurischen Sängers zu komisch aufgeputzt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der südlichen Sprachen, daß das Volkslied nicht ins Grobe oder Unedle verfällt, sondern eine gewisse Reinheit, ja Zierlichkeit mit der Poesie höheren Schwunges gemein hat. In der 10. Str. ist ein Mißverständniß, das sich ebenfalls in der bertuchschen Uebersetzung findet:

Dir zu Liebe so laß' ich das Tanzen,
Musicieren und auch Reimerei,
Da ich sonst immer gesungen,
Schon vom ersten Hahnenschrei.

Dexo el baylar por tu causa,
Ni las músicas te pinto,
Que has escuchado á deshoras,
Y al canto del gallo primo.

Dexo heißt hier nicht 'ich unterlaße', sondern 'ich übergehe mit Stillschweigen'. Der zweite Vers läßt keinen Zweifel übrig. Er rühmt vielmehr, daß er ihr zu Liebe tanzt, und Serenaten anstellt, á deshoras, zur Nachtzeit, wann andere Menschen schlafen.

Doch genug von den Gedichten. Was die Prosa betrifft, so liebt der Castilianer wie der Italiäner in seiner sonoren und leicht hingleitenden Sprache, daß das Ohr mit einer tönenden Fülle von Worten und majestätischem Umfange der Perioden befriedigt werde; und dieser goldene Strom der Beredsamkeit ist nicht das, was den einheimischen Leser an seinem D. Q. am wenigsten entzückt. Vor nichts muß sich also der Uebersetzer mehr hüten, als nicht in die zerschnittene Schreibart zu verfallen, die sich zudem weder mit der Ruhe der Darstellung, noch mit ihrer gefälligen Umständlichkeit verträgt. Auf der andern Seite schlingen sich bei unserer Wortfügung die Sätze nicht so leicht vermittelst der Participien und relativen Fürworter an einander, daher bei gleicher Länge der Perioden das Schleppende schwerlich zu vermeiden wäre. In gegenwärtiger Uebersetzung finden wir hierin meistens das rechte Mittelmaß getroffen. Die Rede der Marcella und Don Quixotes Beschreibung, wie ein irrender Ritter dazu kommt, die Tochter eines Kaisers zu heiraten, können Proben davon abgeben. Ein Beispiel von einem schön gebauten und sonor gebliebnen Perioden ist S. 259. der, welcher anfängt: 'Du merkst, getreuer und redlicher Edelknabe' u. s. w. Freilich bei Stellen wie die, wo Don Quixote die Heere schildert, die er zu sehen wähnt, (besonders: En estotro esquadron vienen los que beben las corrientes cristalinas del olivifero Betis u. s. w.) muß unsere Sprache gegen die hochtönende Pracht beinah verstum-

men, und kann über diesen Punkt zu einiger Selbsterkenntniß kommen. — Es bedarf nicht besonders erinnert zu werden, daß ein Werk wie D. Q. zunächst zum Vorlesen bestimmt ist; und wenn dieß gehörig geschieht, so werden auch solchen Lesern, denen es zuerst fremd ist, die Vortheile des periodischen Stils für den stätigen und fortziehenden Gang der Erzählung ins Gehör fallen.

So wahr und lebendig das Mimische im D. Q. ist, wenn Personen aus den geringeren Ständen redend eingeführt werden, so hat sich doch Cervantes zu diesen Vertraulichkeiten mit zierlichem Anstande herabgelaßen: die nachdrücklichen Reden, eingefädelten Gemeinsprüche und Scherze des unvergleichlichen Sancho fallen nie ins Plumpe, sondern konnten überall den Namen gracias y donayres verdienen; wie es denn auch billig war, daß die Geschichte des unsterblichen Ritters nirgends mit einer Feder vom Vogel Strauß geschrieben würde, was C. den Avellaneda gethan zu haben beschuldigt. Da die Sprecharten des Volkes in unsern nordischen Sprachen aus beträchtlich gröbern Fäden gesponnen zu sein scheinen, und die Zierlichkeit jener südlichen, wir möchten sagen, eine allgemeinere Mittheilsamkeit hat, so war eine große Sorgfalt hiebei erforderlich. Der Uebersetzer hat sie daran gewandt, und sich sehr gehütet, den bescheidenen Farbenauftrag nicht zu verstärken und die Lokaltinten nicht greller gegen einander abstechen zu laßen. Nur um zu zeigen, wie wir es hiemit meinen, mögen hier ein Paar Beispiele stehen, wo ich noch eine kleine Verstärkung wahrzunehmen glaube. S. 129. sagt ein ankommender Ziegenhirt: 'Wißt ihr nicht, Kameraden, was im Dorfe los ist'; lo que pasa el en lugar, was im Dorfe 'vorgeht'. Hierauf erzählt er vom Tode des Chrysostomus: 'und das Lustige bei der

Sache ist, daß er im Testamente befohlen hat'; lo bueno es, 'das Beste dabei ist'. S. 13. 'Darüber ist nun das ganze Dorf in Alarm'. Im Texte steht alborotado, ein Ausdruck, der selbst in ernster Poesie vorkommt, was mit dem in der Uebersetzung gebrauchten nicht der Fall ist. — Eine eigene Art des Komischen im D. Q. machen die Mißgriffe des Sancho und anderer geringen Leute aus, wenn sie Worte gebrauchen, die etwas über ihren Horizont sind, wobei im Deutschen etwas Entsprechendes an die Stelle gesetzt werden mußte. In der Erzählung des Pedro (S. 129. u. f.) ist dieß gleich mehrmals mit Glück geschehen. Eben so die drolligen Entstellungen ritterlicher Namen, die dem Sancho entschlüpfen, wenn er aus dem Balsam des Fierabras einen 'Trank Fieberfraß' (im Span. bebida del feo Blas) und aus dem Mambrin, dessen Helm D. Q. erobert zu haben glaubt, einen 'Mohren Schandriem' (im Span. Malandrino statt Mambrino) macht. Ungemein lustig ist es, wenn Sancho, da er den Brief seines Herrn an Dulcinea aus dem Gedächtnisse wieder herstellen soll, die Ueberschrift Soberana y alta Sennora, in Alta y sobajada Sennora verändert. Im Deutschen mußte dabei eine ganz andere Wendung genommen werden. Sancho bringt nach vielem Sinnen heraus! 'Erhabene Herrscherin! Mein Närrchen!' Es hatte gestanden 'Monarchin!' Nicht alle Wortspiele ließen sich so unverändert übertragen, wie das oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el contento del agua, S. 258. 'sie hörten ein anderes Rauschen, daß ihnen die Freude über das Waßer verwäßerte'. Indessen ist S. 21. bei den truchuelas und truchas, S. 224. bei den aventuras und desventuras, und bei den gereimten Redensarten, wie de ceca en meca, das Mögliche geschehen, sie durch etwas Aehnliches zu ersetzen.

Auch das Spiel zwischen rocines und Rocinante am Schluße des allerliebsten Sonetts, worin die Pferde Babieca (nicht Babinza) und Rocinante sich unterhalten:

> Wem klag' ich wohl, daß ich mich hungrig quäle,
> Wenn es dem Herrn wie Knappen gleicherweise
> Noch knapper geht als selbst dem Rozinant?

Wir wollen hier nicht gegen gewisse Kunstrichter, die jedes Wortspiel als eine ästhetische Todsünde betrachten, die Fragen untersuchen, warum es nicht erlaubt sein sollte (den möglichen Mißbrauch eingeräumt), eben so gut wie mit andern Dingen, zuweilen auch mit Worten zu spielen, da doch die ganze Poesie ihrer äußern Form nach eigentlich ein Spiel mit Worten ist; ob hiebei nicht dasselbe Princip zum Grunde liegen möchte, welches z. B. dem Reime Entstehung gegeben hat; ob nicht ein Hang dazu, besonders in der ernsteren Gattung, einen zarten Bau der Sprachen und eine regsame Phantasie verrathen dürfte, die gern in der sinnlichen Bezeichnung der Dinge Anspielungen auf inneres Wesen findet. Genug, sind einmal Wortspiele im Originale vorhanden, so ist es ein Zug der Untreue, und muß eine Lücke verursachen, wenn sie nicht übertragen werden.

Hier und da fand Rec. unnöthige Abweichungen von der wörtlichen Genauigkeit, auch einige Versehen in Ansehung des Sinnes, die sich eingeschlichen haben. Bei einer Uebersetzung, die bloß Hülfsmittel der Auslegung sein soll, müßte hievon gleich zuvörderst die Rede sein; den Eindruck des Kunstwerkes im Ganzen afficieren sie aber nicht. Folgende bemerken wir zu künftiger Berichtigung. S. 14. 'wie er in den Büchern gelesen, die davon Meldung gethan'; que tal le tenian, 'die ihn in diesen Zustand versetzten'. S. 18. 'geschweige denn an so edlen Jungfrauen, mit denen mich eure Gegenwart beglückt'; como vuestras presencias demuestran,

'wie man an eurem Anstande erkennt'. Ebend.: 'doch sage ich dieß nicht zu eurer Anhörung, noch damit ich Uebelwollen zeige'; pero non vos lo digo, porque os acuitédes, ni mostrédes mal talante, que el mio u. s. w., 'doch sage ich dieß nicht, damit ihr euch betrübet, noch üblen Willen zeiget, denn der meinige' u. s. w. S. 21. sollte statt des Ausrufs 'O Rozinante!' stehn 'oder Rozinante', welches sich an das vorhergehende Stück einer Romanze gleich anschließt. S. 223. 'daß er sich kaum auf seinem Thiere erhalten konnte'; arrear á su jumento, 'sein Thier forttreiben konnte'. S. 285. 'Alles was ich sehn und worin ich euch unterstützen kann'; lo que veo y columbro, 'was ich sehe und wahrnehme'. S. 286. 'ein Dorf, das so klein war, daß es keinen Barbier hatte'; ni botica ist ausgelaßen: 'daß es weder Apotheke noch Barbier hatte'. S. 288. wo D. Q. sich das Bartbecken als Helm aufzupaßen sucht, ist encaxe durch 'Visier' übersetzt; es bedeutet die unter dem Kinn durchgehende und in die obere eingepaßte Unterhälfte des Helmes, wie auch aus der ersten Verfertigung des pappenen Unterhelms klar ist. S. 297. u. f. sollte doncella wohl lieber durch 'Fräulein' als durch 'Jungfrau' übersetzt sein. S. 301. 'so daß sie sich endlich gleichsam in der Basis einer Pyramide verlieren'; umgekehrt: D. Q. vergleicht die großen, aber in der Folge der Zeiten erniedrigten Geschlechter, mit einer Pyramide, die sich gegen die Spitze zu immer verengt. S. 130. 'in der Nachbarschaft von unserm Dorfe hier in den Bergen'; vecino de un lugar que estaba en aquellas sierras. — Vecino heißt hier 'Einwohner', es kommt in dieser Beziehung noch einmal vor T. IV. p. 86. (Ausg. der Akad. Madrid 1780.) Der Sinn kommt freilich beinah auf eins hinaus. S. 230. 'Jener .... ist der Großherzog von Quiraloia'. In der Ausgabe der Akademie steht Quirocia, und vorher noch el temido Micocolembo; hatte der Uebersetzer eine andere Lesart? S. 231. 'Xeronischen Wiesen', statt 'Xeresanischen'; jenes kann unmöglich von Xerez abgeleitet werden. Ferner steht das 'Nachkommen aus dem Blute der alten Gothen' so, als ob es noch auf die Manchaner gienge, da doch ohne Zweifel die Asturier gemeint sind. Gleich zu Anfange des ersten Kapitels ist ein paarmal der Sinn verfehlt, wo ihn die bertuchsche Uebersetzung richtiger hat; ein Versehen aber in dem allerersten Satze ist beiden gemein. En un lugar de la Mancha, de cuyo nombre no quiero acordarme; nach B. 'dessen

Name mir nicht wieder einfällt'; nach T. 'auf dessen Namen ich mich nicht entsinnen kann'. S. sagt, daß er sich nicht darauf besinnen 'will'; der Unterschied ist bedeutend. Er wiederholt eben dieß am Schluße des Werkes: cuyo lugar no quiso poner Cide Hamete puntualmente. C. wußte den Ort recht gut, er hatte aus einer Art von Tücke wegen ihm widerfahrner Beleidigungen den Flecken Argamasilla zu D. Qs. Geburtsort gemacht, fand es aber unstreitig pikanter, ihn zu Anfange errathen zu laßen, und giebt erst durch die Gedichte der Akademiker de la Argamasilla am Ende des zweiten Bandes einen Wink darüber.

Ueber Manches hätte ich noch Zweifel und Bemerkungen vorzutragen, z. B. warum escudero am häufigsten durch 'Stallmeister' gegeben wird, da es doch selbst der Etymologie nach mit 'Schildknappe, genau übereinstimmt? Ob nicht del ingenioso hidalgo auf dem Titel beßer durch 'des sinnreichen Edelmanns' gegeben würde? Ueber den Gebrauch einiger veralteteten Wörter wie 'etwelche' u. s. w. Doch die Gränzen einer allgemeinen Beurtheilung erlauben uns nicht Vieles zu berühren, geschweige denn zu erschöpfen. *)

---

*) Statt des folgenden Schlußes hat der Abdruck in den Charakt. u. Krit. II. S. 333. diese 'Anmerkung. Die des Spanischen unkundigen Leser werden entschuldigen, daß sie diese Beurtheilung hier unabgekürzt wieder finden. Man hat mir wegen derselben vorgeworfen, die Arbeit meines Freundes übermäßig und ohne eingemischten Tadel gelobt zu haben, und auf dergleichen Behauptungen, die so dreist wiederholt werden, daß am Ende selbst die, welche aufmerksam gelesen haben, und also das Gegentheil wißen, anfangen daran zu glauben, giebt es keine andere Antwort, als die erneuerte Darlegung der Thatsache.' [Vgl. unten die Rec. von Soltaus Ueberſ. des Don Quixote, aus dem Athenaeum III. S. 295. ff.

In allem Wesentlichen theilt die in obiger Beurtheilung dargelegten Ansichten folgender von Friedr. Schlegel geschriebener Aufsatz im Athenaeum Bd. II. S. 324...327.:

'Die bisher in Deutschland gangbare Uebersetzung des D. Q. war ganz spaßhaft zu lesen, nur fehlte — die Poesie, sowohl die in Versen, als die der Prosa, und somit der Zusammenhang des Werks, in dem eben nicht mehr, aber auch nicht weniger Zusammenhang ist, wie in einer Composition der Musik oder der Malerei. Don Quixotes schöner Jähzorn und hochtrabende Gelaßenheit verlor oft die feinsten Züge und Sancho näherte sich dem niedersächsischen Bauern.

Wir erwähnen nur noch, daß dieser Band bis zum Schluße der Geschichte des Cardenio geht (weiter als der erste Band in der älteren Uebersetzung). Die Leser werden unfehlbar eine baldige

---

Ein Dichter und vertrauter Freund der alten romantischen Poesie, wie Tieck, muß es sein, der diesen Mangel ersetzen und den Eindruck und Geist des Ganzen im Deutschen wiedergeben und nachbilden will. Er hat den Versuch angefangen und der erste Theil seiner Uebersetzung zeigt zur Genüge, wie sehr es ihm gelingt, den Ton und die Farbe des Originals nachzuahmen und, so weit es möglich ist, zu erreichen. Auch viele Stellen von denen, die fast unübersetzlich scheinen können, sind überraschend glücklich ausgedrückt. Doch ist die Uebersetzung keineswegs im Einzelnen ängstlich treu, obgleich sie es in Rücksicht auf das Kolorit des Ganzen auf das Gewißenhafteste zu sein strebt. Daher ist in den Gedichten der Nachbildung des Silbenmaßes, welches beim Cervantes immer so bedeutsam ist, lieber etwas von der Genauigkeit des Sinns aufgeopfert. Was man hierin von dem Uebersetzer hoffen dürfe, sieht man aus dem meisterhaft übersetzten Gedichte S. 417. Auch in dem Gedicht des Chrysostomus ist der Ton des Ganzen sehr gut getroffen. Die Prosa scheint, je weiter das Werk fortrückt, immer ausgebildeter und spanischer zu werden; auch die einzelnen Härten werden seltner.

Es fragt sich also nur, ob der Leser wird in den Gesichtspunkt des Uebersetzers eingehn wollen, ob er sich mit einem Worte entschließen kann, den Don Quixote auch noch in andern Stunden, als denen der Verdauung, zu lesen, welcher bekanntlich alles, was nicht zu lachen macht, vorzüglich ernsthafte oder gar tragische Poesie, so leicht nachtheilig wird. Wir wollen ihn also mit eben so viel Nachdruck als Ergebenheit gebeten haben, den Cervantes für einen Dichter zu halten, der zwar im ersten Theile des Don Quixote die ganze Blumenfülle seiner frischen Poesie aus des Witzes buntem Füllhorn in einem Augenblicke fröhlicher Verschwendung mit einemmale ausgeschüttet zu haben scheint, der aber doch auch noch andre ganz ehr= und achtbare Werke erfunden und gebildet hat, die dereinst wohl ihre Stelle im Allerheiligsten der romantischen Kunst finden werden. Ich meine die liebliche und sinnreiche Galatea, wo das Spiel des menschlichen Lebens sich mit bescheidner Kunst und leiser Symmetrie zu einem künstlich schönen Gewebe ewiger Musik und zarter Sehnsucht ordnet, indem es flieht. Es ist der Blüthekranz der Unschuld und der frühsten noch schüchternen Jugend. Der dunkelfarbige Persiles dagegen zieht sich langsam und fast schwer durch den Reichthum seiner sonderbaren Verschlingungen aus der Ferne des dunkelsten Norden nach dem warmen Süden herab, und endigt freundlich in Rom, dem herrlichen Mittelpunkt der gebildeten Welt. Es ist die späte, fast zu reife, aber doch noch frisch und gewürzhaft duftende Frucht dieses liebenswürdigen Geistes, der noch im letzten Hauch

Fortsetzung wünschen, um zu erfahren, wie Cardenio von seiner wahrhaft pathetischen, und Don Quixote von seiner parodierenden Pein befreit wird.

Poesie und ewige Jugend athmete. Die Novelas dürfen gewiß keinem seiner Werke nachstehn. Wer nicht einmal sie göttlich finden kann, muß den Don Quixote durchaus falsch verstehn. Daher sollten sie auch zunächst nach diesem übersetzt werden. Denn übersetzen und lesen muß man Alles oder Nichts von diesem unsterblichen Autor.

Da man schon anfängt, dem Shakspeare nicht mehr für einen rasend tollen Sturm- und Drangdichter, sondern für einen der absichtsvollsten Künstler zu halten, so ist Hoffnung, daß man sich entschließen werde, auch den großen Cervantes nicht bloß für einen Spaßmacher zu nehmen, da er, was die verborgne Absichtlichkeit betrifft, wohl eben so schlau und arglistig sein möchte, wie jener, der ohne von ihm zu wißen, sein Freund und Bruder war, als hätten sich ihre Geister in einer unsichtbaren Welt überall begegnet und freundliche Abrede genommen.

Nur noch eine Bemerkung über die Prosa des Cervantes, von der ich schon vorhin erwähnte, daß auch Poesie in ihr sei, und daß der Uebersetzer ihren Charakter sehr glücklich nachgebildet habe. Ich glaube, es ist die einzige moderne, welche wir der Prosa eines Tacitus, Demosthenes oder Plato entgegenstellen können. Eben weil sie so durchaus modern, wie jene antik, und doch in ihrer Art eben so kunstreich ausgebildet ist. In keiner andern Prosa ist die Stellung der Worte so ganz Symmetrie nnd Musik; keine andere braucht die Verschiedenheiten des Stils so ganz wie Massen von Farbe und Licht; keine ist in den allgemeinen Ausdrücken der geselligen Bildung so frisch, so lebendig und darstellend. Immer edel und immer zierlich bildet sie bald den schärfsten Scharfsinn bis zur äußersten Spitze, und verirrt bald in kindlich süße Tändeleien. Darum ist auch die spanische Prosa dem Roman, der die Musik des Lebens phantasieren soll, und verwandten Kunstarten, so eigenthümlich angemeßen, wie die Prosa der Alten den Werken der Rhetorik oder der Historie. Laßt uns die populäre Schreiberei der Franzosen und Engländer vergeßen, und diesen Vorbildern nachstreben!

Versteht sich, die spanische Prosa des Cervantes. Denn dieser war wohl auch hierin einzig. Die Prosa seines Zeitgenoßen Lope de Vega ist roh und gemein; die des wenig spätern Quevedo schon durch das Uebertriebene herbe und hart, und von einer kaum genießbaren Künstlichkeit.']

Abschied von der Allg. Lit.-Zeitung.

Den Lesern der A. L. Z. zeige ich hiedurch an, daß ich aufhöre Mitarbeiter derselben zu sein; eine Nachricht, die ich mich verpflichtet halte ihnen zu geben, da ungefähr seit der Mitte des Jahres 1796. bis vor Kurzem fast alle Recensionen von einiger Bedeutung im Fache der schönen Litteratur von mir herrühren. Zu diesem Schritte bestimmt mich theils die immer überhand nehmende Anzahl gehaltloser Recensionen, wegen deren Nachbarschaft ich mich schon oft zu schämen hatte, und wovon jetzt besonders einige nicht undeutlich das Bestreben verrathen, den Zustand der Kritik um ein dreißig Jahre weiter zurückzuwerfen; noch weit mehr aber finde ich die Rücksichten und Absichten, welche die Redaktion unverkennbar leiten, mit meinen Grundsätzen unverträglich; und nachdem eine fortgesetzte Beobachtung aus der Nähe mich den Geist dieses Instituts völlig kennen gelehrt hat, erlaubt mir die rücksichtslose Offenheit meiner Handlungsweise als Schriftsteller nicht länger, Antheil daran zu nehmen.

Jena, den 30. Oktober 1799.

August Wilhelm Schlegel.

[Zum Schluße der Mittheilungen aus der allgemeinen Litteratur-Zeitung und einigermaßen zur Einleitung derer aus dem Athenäum stehe hier noch die kleine (auch in 'C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens u. s. w. von seinem Sohne. 2. Bd. Halle 1835.' S. 428...431. wiederholte) Korrespondenz Schlegels und Schützens aus dem Intelligenzbl. der A. L. Z. 1800. Nr. 62.]

Schlegel an Schütz.

Erst in Leipzig habe ich erfahren, mein theuerster Hr. Hofrath, daß sie dem Athenäum die Ehre erzeigt haben, es bei einer theatralischen Vorstellung in Ihrem Hause in einem Prolog oder Vorspiel zu erwähnen. Ich bin so frei, Sie um die Handschrift davon auf einen oder ein paar Tage anzusprechen, da ich mir für mich und meine Freunde von einem Werke Ihres Witzes eben so viel Unterhaltung verspreche, als es Ihren Gästen gewährt haben kann. Sie

werden aus einem angenehmen Scherz kein Geheimniß machen wollen; um so mehr, da wir uns zu unsern litterarischen Ergötzlichkeiten immer offen bekennen, und, wie ich Ihnen versprechen kann, uns auch zu den mancherlei Dingen nennen werden, die wir über die A. L. Z. in petto haben. Ich erwarte also mit voller Zuversicht von Ihnen die loyale und freundschaftliche Mittheilung ohne alle Auslaßung und Modifikationen.

Die in Leipzig aufgeführte Komödie *) über das Athenäum würde ich Ihnen mitschicken, wenn ich nicht gewiß voraussetzte, daß Sie dieselbe schon als Geschenk des verehrten Autors besitzen, und uns nächstens mit einer Anzeige davon in der A. L. Z. beschenken werden.

Jena, den 20. Oktober 1799.

Ganz der Ihrige
A. W. Schlegel.

Schütz an Schlegel.

Wer Ihnen gesagt hat, mein theuerster Hr. Professor, daß das Athenäum in einem Prolog oder Vorspiel von mir sei erwähnt worden, hat Ihnen das Ding, das nicht ist, gesagt. Ich würde, um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, Ihnen die ganze Schnurre, die keinen andern Zweck haben konnte, als einen gesellschaftlichen Zirkel auf einige Minuten zu belustigen, sogleich communicieren, wenn Ihre Bitte nicht wie der Antrag eines Advocaten aussähe, der einen Gegner zwingen will, ein Document zu edieren. Nun hat wohl Niemand ein Recht, zu fodern, daß, was in einer Privatgesellschaft gesprochen oder vorgelesen worden, ihm communiciert werde. Alles was ich zum Ueberfluß thun kann, ist, daß ich Ihnen eine Stelle anzeige, woraus durch einen sehr groben Mißverstand das Gewäsch vom Athenäum entstanden sein muß. Es war von einem aufgeblasenen jungen Gelehrten die Rede, der in einer Schrift behauptet hätte:

Garve sei ein mittelmäßiger Philosoph, Wieland habe alles aus andern genommen, Schlegel habe den Shakspeare nur mittelmäßig übersetzt.

*) [Kotzebues Hyperboreischen Esel.]

Digitized by Google

Vermuthlich steht doch alles dieses nicht im Athenäum; und Sie sehn also, da dieses die einzige Stelle ist, die man nach dem Schluße: hier ist Schlegel genannt; Schlegel schreibt das Athenäum; ergo ist hier das Athenäum gemeint, was doch nur gegen einen unberufenen Tadler Ihrer Uebersetzung des Shakspeares gesprochen worden, auf das Athenäum ziehen können. Daß Sie gerade bei dieser Gelegenheit mir eröffnen, was maßen Sie mancherlei Dinge über die A. L. Z. in petto haben, zu denen Sie sich offen bekennen werden, non equidem invideo, miror magis. Auf alle Weise freue ich mich darauf, da es wieder eine literarische Ergötzlichkeit geben wird.

Der hyperboreische Esel ist mir allerdings zugesendet worden; da aber noch keine Recension vom Athenäum abgedruckt ist, welche ich ungeachtet der Erinnerungen an den Recensenten dato noch nicht erhalten habe: so kann auch diese Farce noch nicht erwähnt werden. Gestern habe ich einem Avertissement im Intelligenzblatt der A. L. Z. die Insertion abgeschlagen, worin eine Ungezogenheit gegen Ihren Hrn. Bruder im Betreff der Lucinde vorkam.

In Hoffnung, daß Sie nach Durchlesung dieses von dem Ihnen beigebrachten Irrthum zurückkommen werden, beharre ich mit der Ihnen bekannten Hochachtung

Jena, den 20. October 1799.

der Ihrige
Schütz.

Schlegel an Schütz.

Verzeihen Sie, werthester Hr. Hofrath, daß mich Geschäfte abhielten, ihr Billet zu beantworten.

Da Sie das Athenäum nicht gelesen zu haben scheinen, welches Ihnen auch in der That nicht zuzumuthen ist: so will ich nur folgendes bemerken. Daß Garve ein mittelmäßiger Philosoph sei, steht allerdings, zwar nicht den Worten, aber dem Sinne nach, im Athenäum St. 2. S. 89.; daß das Beste in Wielands Werken aus Andern entlehnt sein, ebenfalls St. 4. letzte S. Jenes wird nächstens ausführlicher dargethan werden, mit diesem wäre es auch leicht möglich, wenn es nur nicht zu langweilig wäre, fast so langweilig, als eine Schrift von Wieland mit einem abgestandnen Ausspruche Lessings und Vergleichung unbedeutender Lesearten recensieren.

Sie sehen also, daß mir doch nicht so ganz das Ding gesagt worden, das nicht ist; daß der Mißverstand, das Athenäum in dem Prolog erwähnt zu finden, nicht so gar grob war; daß Ihr Prolog nur selbst nicht recht wußte, was er sagte und that.

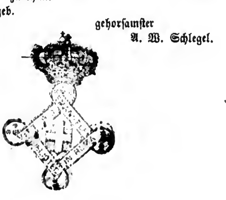
Uebrigens nehme ich meine Bitte, die Sie so verfänglich finden, nunmehr gern zurück. Die mitgetheilte Probe kann mich gar nicht begierig auf den Ueberrest des Prologs machen. Ueber zwei von den Sätzen, die Ihren aufgeblasenen jungen Gelehrten charakterisiren sollten, sind die Kenner längst einig; das dritte Urtheil enthält zwar einen unverständigen Tadel, indessen kommt es mir zwar am allerwenigsten zu, es als einen Beweis der Aufgeblasenheit anzusehen. Da Sie selbst diesen Ausspruch: Schlegel habe den Shakspeare nur mittelmäßig übersetzt, einmal in diese Verbindung gesetzt haben: so nehmen Sie sich nur in Acht, daß er sich nicht in die A. L. Z. einschleicht, wie doch geschehen könnte, wenn noch Hoffnung da wäre, eine wirklich mittelmäßige Uebersetzung des Shakspeare durch diese Behauptung gegen die meinige zu heben.

Wenn ich einen aufgeblasenen (jungen oder alten) Gelehrten zu schildern hätte: so würde ich ihn über Fichte spötteln, oder sich einbilden laßen, er könne durch ein langweiliges gelehrtes Journal, was im Grunde fast Niemand liest, wenn es auch Viele halten, die öffentliche Meinung und den Gang der Litteratur lenken.

Das Intelligenzblatt der A. L. Z. hat Ihnen unstreitig viel Verbindlichkeit, wenn Sie es von niedrigen pasquillantischen Ausfällen rein zu erhalten suchen, uns aber ist ganz und gar nichts daran gelegen, wenn Sie alle möglichen Pöbeleien gegen das Athenäum und die Lucinde darin einrücken wollen. Wir finden es vielmehr ganz in der Ordnung, daß die A. L. Z., da sie nicht auf eine würdige Art von uns reden! zu wollen scheint, sich selbst würdig findet, es auf diese Art zu thun.

Ew. Wohlgeb.

gehorsamster
A. W. Schlegel.



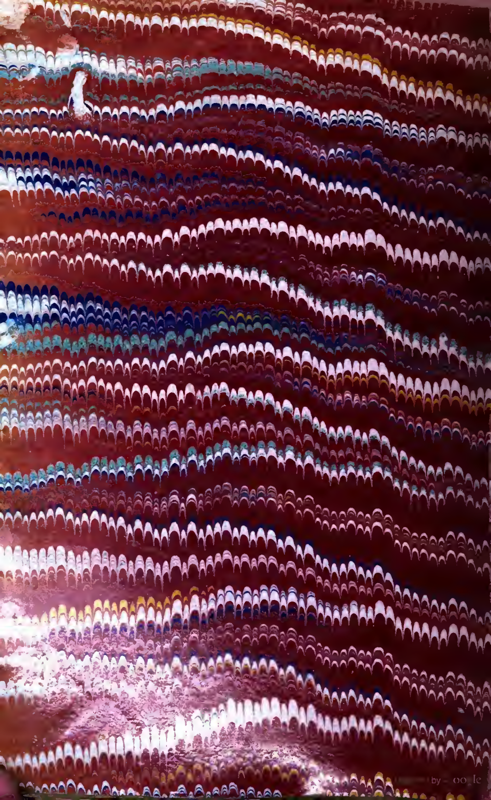
H7G7008770

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Digitized by Google






Digitized by Google



